This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

9.353.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE GIFT OF

JOHN PIERPONT MORGAN

(CLASS OF 1889)

OF NEW YORK

Ein ästhetischer Kommentar zu den Lyrischen Dichtungen des Horaz.

Von

Walther Gebhardi.

Zweite Auflage.

Besorgt

von

Dr. A. Schessler.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1902.

Ein äſthetiſcher Kommentar

zu den

Lyriſchen Dichtungen des Horaz.

Eſſays

von

Walther Gebhardi.

Zweite, verbeſſerte und vielfach umgearbeitete Auflage

beſorgt von

Dr. A. Scheffler.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1902.

Lhq. 353.2

Harvard College Library
Gift of J. P. Morgan
March 17, 1920

reunden des Dichters, — die es ſind und die es werden wollen, jungen und alten, ſind dieſe Blätter geweiht. Mögen ſie Liebe und Erinnerung wecken, erneuern und erhalten, Vorurteile beſeitigen helfen, Herz und Sinn erfreuen und erfriſchen! Dienen ſollen ſie dem Ruhme des Dichters, des Menſchen, der Millionen Sterblicher Geiſt und Gemüt gebildet und veredelt hat. Dankbar ſei hier auch der Männer gedacht, welche in demſelben Sinne, wenn auch in anderer Form gewirkt und geſtrebt und reichen Segen geſtiftet haben, — Karl Naucks, Emil Roſenbergs und Theodor Plüß'. Die Bemühungen Ernſt Günthers und Eduard Bürgers um eine angemeſſene Verdeutſchung des Dichters ſind dieſem Buche von großem Nutzen geweſen, wenn ihre Arbeiten unverändert auch nur ſelten haben gebilligt werden können. Auch kleineren eingeſtreuten Überſetzungsproben liegen meiſt ihre Verſuche zu Grunde. An anderen Stellen ſind eigene Übertragungen gewählt worden; es konnte dies nicht jedesmal ausdrücklich hervorgehoben werden. So ziehet aus, ihr Horaziſchen Blätter, an Hoffnungen reich! Schaffet euch freundliche Leſer, milde Richter!

Vorwort zur zweiten Auflage.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seitdem Gebhardi seine Essays voll lebendiger Frische und hochauflodernder Begeisterung für den bedeutendsten unter den römischen Lyrikern in die Welt hinausgeschickt hat. In diesen Jahren ist gewaltig viel über Horaz geschrieben worden, darunter viel Gutes, viel Ausgezeichnetes. Diese Literatur gründlichst durchzuarbeiten war die Hauptaufgabe des Neuherausgebers. Die gewonnenen Resultate zeigten, daß manche Auffassung Gebhardis sich nicht halten ließ, daß manche neuere entschieden die richtige ist. So mußten denn viele Aufsätze umgearbeitet, einige ganz neu ausgearbeitet werden. Der Neuherausgeber war dabei aufs eifrigste bemüht, Ton und Stil Gebhardis zu wahren. Eine weitere Aufgabe war es, den tadelnden Winken zu folgen, die die Kritiker des Werkes bei seinem ersten Erscheinen den vielen Lobsprüchen beigesellt hatten.

Möchte das Buch auch in der neuen Fassung Freunde finden!

Lyck, im Mai 1902.

Dr. A. Scheffler.

Alphabetiſches Regiſter.

Epoden.

Seite

Altera iam teritur 16 37
At o deorum 5 15
Beatus ille 2 8
Horrida tempestas 13 31
Iam, iam efficaci 17 41
Ibis Liburnis 1 5
Lupus et agnis 4 13
Mala soluta 10 25
Mollis inertia 14 33
Nox erat 15 35
Parentis olim 3 12
Petti, nihil me 11 27
Quando repostum 9 22
Quid immerentes 6 18
Quid tibi vis 12 30
Quo, quo, scelesti 7 19
Rogare longo 8 21

Oden.

Aeli vetusto III 17 247
Aequam memento II 3 158
Albi ne doleas I 33 135
Angustam amice III 2 207
Audivere, Lyce IV 13 329
Bacchum in remotis II 19 197
Caelo supinas III 23 259
Caelo tonantem III 5 219

Seite

Cum tu, Lydia I 13 85
Cur me querelis II 17 193
Delicta maiorum III 6 222
Descende caelo III 4 215
Dianam tenerae I 21 106
Diffugere nives IV 7 311
Dive, quem proles IV 6 304
Divis orte bonis IV 5 300
Donarem pateras IV 8 315
Donec gratus eram III 9 230
Eheu fugaces II 14 186
Est mihi nonum IV 11 324
Et ture et fidibus I 36 142
Exegi monumentum III 30 279
Extremum Tanain III 10 232
Faune nympharum III 18 249
Festo quid potius III 28 272
Herculis ritu III 14 241
Iam pauca aratro II 15 188
Iam satis terris I 2 51
Iam veris comites IV 12 326
Icci beatis I 29 125
Ille et nefasto II 13 184
Impios parrae III 27 269
Inclusam Danaen III 16 244
Intactis opulentior III 24 261
Integer vitae I 22 108
Intermissa Venus IV 1 283
Iustum et tenacem III 3 210
Laudabunt alii I 7 68
Lydia, dic I 8 71
Maecenas atavis I 1 47
Martiis caelebs III 8 228
Mater saeva Cupidinum I 19 102
Mercuri, facunde nepos I 10 76
Mercuri, nam te docilis III 11 234
Miserarum est III 12 235
Montium custos III 22 257
Motum ex Metello II 1 151
Musis amicus I 26 117
Natis in usum laetitiae I 27 120
Ne forte credas IV 9 317
Ne sit ancillae II 4 161

Seite

Nolis longa ferae II 12 181
Nondum subacta II 5 162
Non ebur neque aureum II 18 195
Non semper imbres II 9 173
Non usitata II 20 199
Non vides quanto III 20 252
Nullam, Vare, sacra I 18 99
Nullus argento II 2 154
Nunc est bibendum I 37 144
O crudelis IV 10 322
Odi profanum III 1 203
O diva gratum I 35 140
O fons Bandusiae III 13 237
O matre pulchra I 16 94
O nata mecum III 21 254
O navis, referent I 14 87
O saepe mecum II 7 166
Otium divos II 16 190
O Venus regina I 30 128
Parcius iunctas I 25 115
Parcus deorum cultor I 34 138
Pastor cum traheret I 15 91
Persicos odi I 38 147
Phoebe silvarumque, carm. saec. 307
Phoebus volentem IV 15 333
Pindarum quisquis IV 2 288
Poscimur I 32 133
Quae cura patrum IV 14 331
Qualem ministrum IV 4 295
Quantum distet III 19 250
Quem tu Melpomene IV 3 292
Quem virum aut I 12 80
Quid bellicosus II 11 179
Quid dedicatum I 31 129
Quid fles, Asterie III 7 226
Quis desiderio I 24 112
Quis multa gracilis I 5 64
Quo me, Bacche, rapis III 25 226
Rectius vives II 10 175
Scriberis Vario I 6 66
Septimi Gades II 6 164
Sic te diva I 3 56
Solvitur acris hiems I 4 60

Te maris et terrae I 28 . . . . . .
Tu ne quaesieris I 11 . . . . . .
Tyrrhena regum III 29 . . . . . .
Ulla si iuris II 8 . . . . . .
Uxor pauperis Ibyci III 15 . . . . . .
Velox amoenum I 17 . . . . . .
Vides ut alta I 9 . . . . . .
Vile potabis I 20 . . . . . .
Vitas hinnuleo I 23 . . . . . .
Vixi puellis III 26 . . . . . .

Äſthetiſcher Kommentar.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.

Schiller.

Epoden.

Me quoque pectoris
tentavit in dulci iuventa
fervor et in celeres iambos
Misit furentem.

1. Ibis Liburnis inter alta navium, amice, propugnacula

Überall mit dir.

OTIUM
NON DULCE, NI TECUM

Mäcenas ist das *A* und *Ω* der Gedichte des Horaz. Diesem hohen Gönner verdankte er, als er nach der Schlacht von Philippi mut- und hablos zurückkehrte, ein neues, sorgenfreies Leben. Das hat ihm ein dankbares Herz, wie das unseres Dichters, nie vergessen. War dies schon Grund genug, Mäcenas zu verehren, so mußte sich das Verhältnis der beiden Männer noch ganz anders dadurch gestalten, daß der hohe Staatsmann den Dichter an sein Herz zog. Horaz hat ihm durch die Unsterblichkeit in seinen Liedern gelohnt. Das hätte der Dichter wohl auch getan, wenn jener nur die materiellen Sorgen von ihm gescheucht; wir würden dann Mäcenas als einen Gönner des Dichters kennen. Daß er auch ein edler Mensch gewesen, der mit einem edlen Geiste Liebe und innigste Freundschaftsgefühle tauschen konnte, das ersehen wir erst aus dem innigen Ton der Liebe und Begeisterung, der aus all den Liedern wiederklingt, die von Mäcenas reden. Diesen Gefühlen wollte Horaz Ausdruck geben, indem er dieses Gedicht der ersten Sammlung lyrischer Gedichte, die er erscheinen ließ, voranstellte.

Des Dichters hoher Freund stand im Begriffe mit seinem Fürsten in den letzten entscheidenden Krieg zu ziehen, der zwischen

Octavian und Antonius, zwiſchen Römertum und orientaliſcher Unmännlichkeit entſcheiden ſollte. Mäcenas wollte ſeinem erwählten Führer nicht von der Seite weichen. Und Horaz ſollte es?

Und ich, den nur mit dir vereint auf Erden
Das Leben freut, was ſoll aus mir denn werden?
Soll ich gebotner Ruhe pflegen hier,
Die einzig doch erträglich iſt mit dir?
Sollt' ich mich nicht in Kriegsgefahr begeben,
Wie's Männern ziemet, welche nicht erbeben?

(Überſ. nach Ed. Bürger.)

Ein freudiges, kühnes Feremus gibt die Antwort: Trotz aller Strapazen folge ich dir; wo du hingeheſt, da will auch ich hingehen, wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Einen treueren Kameraden findeſt du nicht. Wundere dich nicht. Schilt mich nicht ſchwach und unkriegeriſch. Zu Hauſe wäre ich in arger Beſorgnis um dich, an deiner Seite werde ich voll Mut und Kraft ſein. Wie ein Vogel, der ſeine junge Brut ſchützt, will ich über dir wachen, daß dich kein Leid treffe, und alles leiden und tun um deinetwillen. Und nun folgt die Verſicherung, daß er dieſes nicht in der Hoffnung auf ſchnöden Gewinn tue. Bedurfte es deſſen ſeinem Freunde gegenüber? Nein! Der kannte das treue Herz, das er gewonnen. Aber um der niedrigen Neidhartsſeelen willen ſetzt er dieſe Abwehr hinzu, die den unbekannten Sohn eines Freigelaſſenen, dieſen Glückspilz, dieſen Parvenü an der Seite ſahen, die ſie ſelbſt gern eingenommen hätten, die, ſelbſt keiner edlen Regung fähig, die Handlungen anderer nur nach ihren eigenen unedlen Gefühlen beurteilten und ſagten: Da will er mitziehen in den Krieg; wahrſcheinlich hat er noch nicht genug verdient; er lechzt noch nach einem ſchönen Landhauſe oder nach ein paar ſtattlichen Herden. Solchen Inſinuationen tritt der Dichter mit dem lauten und aufrichtigen Bekenntnis entgegen:

Mehr als genug bedacht hat mich bisher
Schon deine Güte, und ich will nicht mehr,
Um es als geiz'ger Chremes zu verſcharren,
Noch um es zu verpraſſen wie die — Narren.

(Überſ. nach Ed. Bürger.)

Der Habsucht und Schwelgerei, den damals verbreitetsten Lastern, erklärt Horaz den Krieg, den er bis an sein Lebensende zu führen nicht müde geworden ist.

So wird dies Widmungsgedicht zugleich zu einer apologetischen Klärung des Verhältnisses des Dichters zu seinem Freunde, mit dem ihn nicht bloß das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit, sondern auch das Band unauflöslicher Freundschaft vereinigt. Durch die Eröffnung der kleinen Gedichtsammlung mit diesem Liede echter Liebe und Treue mildert Horaz die Stimmung, die diese Kampf- und Streitlieder hervorrufen. Kecker Jugendmut, bittere Lebenserfahrungen, Angriffe der Niederträchtigkeit und Bosheit drückten ihm den Bogen in die Hand, mit dem er sicher treffende Pfeile verschoß wie einst Archilochos. Seien wir nachsichtig mit diesen Liedern des Sturmes und Dranges und suchen wir in ihnen besonders das Talent des werdenden Dichters zu erkennen. Zeigen sie auch nicht jene klassische Reinheit und Höhe der Empfindung, wie wir sie in den Liedern seines gereiften Lebens bewundern werden, so erquicken sie wieder durch jene jugendliche Frische und die ungestüme Leidenschaft, wie sie nur dem Frühling des Lebens eigen ist.

Seine Freundestreue durch sein Mitziehen in den Krieg beweisen zu können, sollte Horaz nicht vergönnt sein. Mäcenas blieb als der Stellvertreter des gegen Antonius ausrückenden Octavian in Rom zurück.

2. Beatus ille, qui procul negotiis

Ein ſonderbarer Schwärmer.

OMNEM REDEGIT IDIBUS PECUNIAM
QUAERIT KALENDIS PONERE

Aus der Epodenſammlung iſt kein Gedicht populärer geworden als dies, und mit Recht. Ihm gebührt die Palme. Das hat auch der Dichter gefühlt, als er es dem Eröffnungsgedicht unmittelbar folgen ließ. Wie reizend und verlockend iſt dieſe Idylle, die er vor unſeren Augen aufbaut! Die unſchuldigen Freuden der Natur, wie verſtändnisvoll ſind ſie dargeſtellt worden! Es iſt, als ob wir den ſentimentalen Elegieendichter Tibull, den Gutsnachbarn und Freund unſeres Dichters, hörten.

Tibull und Horaz preiſen die Behaglichkeiten des Landmannes am eignen Herd in vollen Tönen. Neidlos gönnt jener Ruhm, Ehre und Reichtum den anderen, iſt es ihm nur vergönnt, fern vom Getriebe der geſchäftigen Welt den Frieden des Landlebens zu genießen. Dieſer nennt den glücklich, der „wie das Menſchengeſchlecht einſt in der guten alten Zeit“ die Flur der Väter mit eigenen Stieren beſtellt, und verzichtet gern auf die raffinierten Genüſſe der Großſtadt, wenn er die einfachen Freuden des Landlebens dafür eintauſchen kann. Und in der Schilderung dieſer Freuden können ſich beide nicht genug tun und zaubern uns die reizendſten Idyllen vor unſere Seele. Die köſtliche Ruhe am murmelnden Bach iſt ihnen die ſchönſte Erquickung:

Tibull: Unter einem ſchatt'gen Aſt
Fühl' ich wohlig mich geborgen
Vor des Sirius Flammenglut,
Während kühl an mir vorüber
Murmelt eines Baches Flut.

(Überſ. v. G. Fiſcher.)

Horaz: Bald ruht er unter Eichen sonder Mühn,
Und bald auf seiner Wiesen sattem Grün,
Indes am Ufer rasch vorüberspringen
Die Wellen und im Hain die Vögel singen,
Und sanfter Quellen Murmeln tönt darein
Und ladet ihn zu sanftem Schlummer ein.

Das Pflanzen und Ernten mit eigner Hand ist ihnen beiden eine Lust:

Tibull: Selber bauend will ich hegen
Zeitig zarter Reben Land,
Will des Obstes Fülle pflanzen
Mit der eignen kund'gen Hand. (Übers. v. G. Fischer.)

Horaz: Ihn freut es, mit dem schlanken Pappelbaum
Den Rebenschößling zu vermählen
. . . . . .
Jetzt von dem Ast das wilde Reis zu schneiden
Und einzusenken edlen Keim
. . . . . .
Wenn dann der Herbst, mit reichem Obst bekränzt,
Das Haupt erhebt: wie groß ist sein Entzücken,
Die Traube, die wie Purpur glänzt,
Die Birne, die er selbst gepfropft, zu pflücken.
(Übers. v. Menge nach Günther u. Fritsch.)

Beiden ist das innige Verhältnis zwischen Mensch und Haustier eine Quelle heiteren Genusses: Tibull läßt seinen Landmann ein Lämmlein, das sich von der Mutter verirrt, in seinen Armen zurücktragen, der des Horaz schert mit eigner Hand das Schaf, das den Mund nicht auftut gegen seinen Scherer, und hat seine Freude daran, die Herde seiner brüllenden Rinder im einsamen Tale weiden zu sehen. Kurz, die zweite Epode des Horaz streitet mit der reizenden ersten Elegie des lieblichen Tibull um den Preis des Idylls. Aber in diesem Streit gebührt dem Gedichte unseres Horaz die Palme, namentlich wegen der gemütvollen Schilderung der reinen Familienfreuden: drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn und ruhet nimmer. Alle Leckerbissen der Großstadt stehen hinter dem schmackhaften, einfachen Mahl zurück, das sie, für den müden Mann geschäftig waltend, mit eigner Hand aus dem häuslichen Vorrat zubereitet. Oliven, Sauerampfer,

Malven, Honig, heuriger Wein, ab und zu ein Böcklein — wie mundet das köſtlich! Fort mit den feinen Faſanen, Haſelhühnern, Auſtern, Lachſen! O ſeliges Vergeſſen aller Liebesabenteuer der buhleriſchen Stadt!

Und wie ſchließt Horaz dieſe herzerquickenden, herzentzückenden Schilderungen?

So ſpricht der Wechsler Alfius,
Will morgen Landmann ſein, zieht ſein Vermögen
An allen Stellen ein zum Monatsſchluß,
Um es am Erſten zinsbar anzulegen.

Wir fallen aus allen Himmeln in ein kaltes Waſſerbad, wie es ähnlich ergeht bei der Lektüre von Heinrich Heines Seegeſpenſt mit dem „Doktor, ſind Sie des Teufels?“ Allein ſo ganz unvorbereitet iſt dieſer Schluß doch nicht: es iſt alſo ein Wucherer, der ſo idylliſch ſchwärmt. Daß es ein ſolcher iſt, das hätten wir ſchon aus den oft citierten Anfangsverſen

Beatus ille, qui procul negotiis,
ut prisca gens mortalium,
paterna rura bobus exercet suis

entnehmen können. Negotium im Plural wird häufig von Geldgeſchäften gebraucht, und noch deutlicher weiſt das dicht hinterher folgende solutus omni faenore darauf hin. Aber ſo ſchwärmen kann kein gemeiner Wucherer, kein ungebildeter Halsabſchneider, der nur das eine Vergnügen kennt, ſein Geld zu zählen, mit den blanken Moneten im Kaſten zu liebäugeln, wie ein Drache ſeine Schätze zu hüten. Einen ſolchen kann der Dichter nicht gegeißelt haben, das wäre eine Verzeichnung. Er karikiert eine ganz beſtimmte Perſönlichkeit, den aller Welt bekannten Alfius, und mit ihm die feinen Alfier ſeiner Zeit, die ſehr feine Lebemänner waren, die zu leben wußten, die Tauſende für alle Freuden des Lebens verpraßten, alle Genüſſe durchkoſteten, aber mit gefühlloſem Herzen den Bedrängten und Bedürftigen Geld um höchſte Zinſen verliehen, um ſchlemmen und praſſen zu können. Das waren ſehr feine Leute, die auch ſehr andächtig ſchwärmen konnten, auch wohl hier und da in blaſierter Laune vor ähnlichen Kavalieren das Glück des Lebens in ländlichen Idyllen träumten, mit Aufgabe alles Luxus drohten, die ſo taten, als ob ſie Ekel vor ihrem wenig reinen

Geſchäft hätten, als ob ſie ihrem Wucherberuf entſagen wollten, als ob ſie soluti omni faenore ſein wollten, die aber die Kraft dazu nimmer übten und auch nicht ernſtlich üben wollten. Ihr blaſierter Sinn hatte idylliſche Anwandlungen; aber von ſolchen poetiſchen Schwärmereien bis zur praktiſchen Tat — welch ein Schritt! In dem Alfius trifft alſo unſer Dichter mit meiſterhafter Kunſt eine große Klaſſe von Leuten, die davon zu reden wußten, wie es der einfache Bauer doch ſo gut habe, die aber dem Armen den letzten Heller abpreßten, um ihn zu den Millionen zu legen, die ſie verpraßten, die nichts von der harten Arbeit des geprieſenen Landlebens kannten, feine Leute ohne Mark in den Knochen, ohne Herz in der Bruſt, — ſchöne Redensarten auf den Lippen und doch nur für eins begeiſterungsfähig — für den Tanz um das goldene Kalb!

3. Parentis olim si quis impia manu senile guttur fregerit

Teufelszeug.

QUID HOC VENENI SAEVIT IN PRAECORDIIS

Auch zu diesem kleinen Scherzgedichte steht Mäcenas in Beziehung. Die Veranlassung ist der Genuß eines Knoblauchsgerichts, womit den Dichter der hohe Freund bewirtet zu haben scheint. Schelmisch nennt ihn der Dichter mit Bezug darauf. Und schelmisch rächt er sich mit einem Wunsche, der mit dem Genusse dieses greulichen Gerichts in Beziehung steht. Denn schon der Duft dieser Speise ist abschreckend. Wehe demjenigen, der sie mit seinem innern Dasein in Zusammenhang gebracht hat! Das ist ja eine Strafe für Vatermörder. Solch ein Zeug zu genießen vermag ungestraft nur ein Arbeitermagen. Und nun parodiert der Dichter die Flüche und Verwünschungen der Tragödie hohen Stils mit einem Seitenhiebe auf die von ihm noch oft gegeißelte Canidia, alias Gratidia, die Gift-, alias Salbenmischerin.

Welch gräßlich Gift durchzuckt mit solchen Wehen
Mark und Gebein? Ward in das Kraut gemischt
Der Vipern Blut, um mich zu hintergehen?
Hat Hexenkost Canidia aufgetischt?

Medea, die Erzzauberin, die Hexe aller Hexen, kann nicht schlimmer gewirkt haben mit ihren Giften, mit denen sie Jason und sein Haus vernichtete. Herakles auf dem Öta hatte nicht grimmigere Qualen von dem giftigen Gewande der Deianira auszuhalten. Diese Lieblingsgestalten der Tragödie bringt der Dichter mit geschraubtem Pathos und humoristischem Bombast in parodistischen Zusammenhang mit seinem Knoblauch.

Der Abschluß dieser Verse voll Humor und Laune ist reizend: Diesen mir gespielten Possen soll dir dein Mädchen heimzahlen.

4. Lupis et agnis quanta sortito obtigit, tecum mihi discordia est

Ein Parvenu.

FORTUNA NON MUTAT GENUS

Schonungslos waren die Angriffe des Jambendichters Archilochos von Paros, von heftigster Leidenschaft eingegeben. Lykambes, der ihm die Hand seiner Tochter Neobule gegeben, dann sein Wort gebrochen hatte, wurde nebst seinen Töchtern durch die Verse des beleidigten Dichters in Verzweiflung und Tod gejagt. Seine Dichtungen waren unserm Horaz in dieser Zeit sehr sympathisch, ihn reizte Bitterkeit über seine Schicksale und Widerwille gegen Verleumdung und Schlechtigkeit, die um ihn her ihr Wesen trieben. In dieser Zeit, in der die Besten und Edelsten untergegangen waren, hatten unwürdige Sklaven, Gelichter gemeinster Vergangenheit, sich ihrer Ehren und Reichtümer bemächtigt. Ein Schwindler dieser Art — wahrscheinlich der von Cicero nebulo geschimpfte Vedius Rufus — hatte es von einem oft bestraften Sklaven bis zum Kriegstribunen gebracht und maßte sich Rang und Stellung eines Ritters an. Horaz ist empört darüber, daß ein solcher Mensch,

dem noch der Fesseln Spur
Am Fuß sich zeigt, und der auf seinem Rücken
Die Male trägt noch von den spanischen Stricken,
Den seines Richters Geißel so zerhauen,
Daß es dem Büttel selber mußte grauen,

als Offizier mit einem Kommando im Kriege gegen Sextus Pompejus betraut wurde:

Was zieht man denn mit ſo viel Schiffen los,
Um der Piraten und der Sklaven Troß
Zu dämpfen, wenn des Heeres Leitung eben
Iſt einem ihresgleichen übergeben?

Prächtig iſt das Wort, das ein geflügeltes zu werden verdient:

Fortuna non mutat genus!
Es kann das Glück nicht adeln die Geburt.

Wenn dieſer geldprotzige Glückspilz einherſtolzierte auf der feinen Promenade Roms, der sacra via, mit der lang nachfegenden Schleppe ſeiner Sechsellentoga, wenn er auf der großen Staatsſtraße der appiſchen Chauſſee nach ſeinen Beſitzungen im Ponywagen dahinfuhr und wenn er gar mit Nichtachtung des Geſetzes, das die vierzehn der Orcheſtra zunächſtgelegenen Sitzreihen im Theater und Amphitheater den Rittern reſervierte, auf dieſen Reihen großſpurig Platz nahm, richtete ſich der allgemeine Unwille gegen ihn. Dieſem allgemeinen Widerwillen gegen ſolch ein freches Treiben hat Horaz ſchärfſten Ausdruck gegeben. Facit indignatio versum. Ohne daß er den Namen in das Gedicht einſetzte, wußte jeder den mit Fingern zu weiſen, dem es galt. Solche Pfeile ſaßen, ſie trafen die Gemeinheit zum Tode. So wirkt das freie zornige Dichterwort ſtrafend, rächend, beſſernd. Flammendes Zorngewitter reinigt die von der Niederträchtigkeit und Bosheit verpeſtete Luft menſchlichen Zuſammenlebens. Kein falſches Mitleid! Schneidiges Wort am rechten Platz!

5. At o deorum quidquid in caelo regit terras et humanum genus

Wüſter Zauber.

QUID ISTE FERT TUMULTUS

Hexenſpuk, Liebeszauber, widerliche alte Weiber, ein unſchuldiger, ſeinen Eltern geſtohlener Knabe, einem grauſamen Tode geweiht, der ganze Apparat eines wüſten Aberglaubens, ein grauſenerregendes Thema. Alle Welt und mit ihr Horaz war erbittert über das ſcheußliche Treiben der Magie, die vor keinem Verbrechen zurückſchreckte, über die Gemeingefährlichkeit der ſchwarzen Kunſt, die ihre Opfer an Verſtand und Leben ſchädigte. In ſittlicher Entrüſtung macht der Dichter ſeinem Herzen Luft.

Drei Hexen und eine Erzhexe haben einen freigeborenen Knaben geraubt, um ihn zum ſtärkſten aller Zaubertränke zu benutzen. Rührend iſt ſeine angſtvolle Bitte um Schonung ſeines Lebens, mit der das Gedicht uns in medias res hineinführt:

Ihr Götter, welche ihr das Himmelszelt
Regieret und die Menſchen und die Welt,
Was ſoll der wüſte Lärm und all die Blicke,
Auf mich allein geheftet voller Tücke?

Vergebens ſein Bitten, vergebens ſeine Zartheit:

Ein Thrakerherz der allerrohſten Art
Hätt' er gerührt, ſo jung noch und ſo zart.

Die Hyänenweiber aber rührt er nicht; ſie wühlen die Erde auf, um ihn bis zum Kinn einzuſcharren und verhungern zu laſſen, um dann ſein Mark und ſeine Leber ihm herauszureißen. Dazu

nimmt dann die Hexenbrut, das Haar mit giftigen Nattern durchflochten,

Der eilen Fröſche Laich, mit Blut getauſet,
Und Federn, einem Uhu ausgerauſet,
Und Kräuter, wie ſie reich an gift'gem Saft
Iberiens und Jolkos' Boden ſchafft,
Und einem ſchäb'gen Hund entriſſne Knochen,
Und läßt es an dem kolch'ſchen Feuer kochen.

Ähnlich brodeln bei den Hexen in Shakeſpeares Macbeth

Sumpfiger Schlange Zungenband,
Molchesaug' und Unkenlunge,
Fledermaushaar, Hundezunge,
Otternzahn und Natternſchnauze,
Eidechsbein und Flaum vom Kauze

und andere gräßliche Dinge.

Als der Knabe ſieht, daß alles vergebens iſt, daß dieſe entmenſchten Weiber nichts rühren kann, da nimmt er zum Schluß wieder das Wort „mit des Thyeſtes Groll", er flucht dieſem Weibergeſindel und droht ihnen ſeine ewige Rache, die er bei Nacht als Schreckgeſpenſt an ihnen ausüben wird. In dieſen Verwünſchungen ſpiegelt ſich des Dichters eigener Abſcheu wider. Bei Shakeſpeare ſind die Hexen dämoniſche Weſen aus der Welt der Geiſter, die das Herz und den Sinn der Menſchen betrügen und verführen, daß er abirrt von den Wegen Gottes; die Geſtalten des römiſchen Dichters ſind Bilder, die der Dichter ſicher nach dem Leben gezeichnet, deren Weſen oder vielmehr Unweſen er an den Pranger geſtellt hat. Er hat dies aber in einem Tone getan, der in ſeinem Ernſt und in ſeiner Erbitterung deutlich zeigt, daß er das Treiben der Hexen nicht für bloßen Humbug hielt. Jeder Menſch iſt ein Kind ſeiner Zeit; ſo ſteht denn auch Horaz ebenſo wie Ovid, Tibull, Properz in dem Banne des Hexenglaubens. Daß ihm, dem philoſophiſch gebildeten Manne, in dieſer aufgeklärten Zeit Zweifel an der Macht des Zauberſpukes aufgeſtiegen ſind, iſt ſelbſtverſtändlich. So hat denn auch Horaz in einer faſt zur ſelben Zeit gedichteten Satire ſich in höchſt draſtiſcher Weiſe über das Treiben derſelben Canidia und Genoſſinnen luſtig gemacht und den ganzen Hokuspokus in überlegenem Spotte verhöhnt. Unſere Epode

enthält nicht die leiſeſte Andeutung, die zu derſelben Annahme berechtigte: ironiſche Züge fehlen völlig, überall dasſelbe gleichartige Pathos, ſowohl in der Darſtellung der Zaubereien, als auch in der Verurteilung des Verbrechens. Alſo in der Satire iſt Horaz aufgeklärter Spötter, während unſere Epode eine durch keinerlei Ironie modifizierte ſcheue Angſt vor der Magie verrät. Das darf nicht überraſchen. Das Nebeneinander beider Gedichte iſt zu erklären aus der für die damalige Kulturwelt charakteriſtiſchen, zwiſchen Glauben und Unglauben ſchwankenden Inkonſequenz des Urteils. (Ivo Bruns.)

Ein äſthetiſches Gefallen können wir an dieſem wüſten Spuk nicht finden. Wir atmen erleichtert auf, wenn wir dieſes lange Nachtbild menſchlicher Verirrungen glücklich überwunden haben.

6. Quid immerentes hospites vexas canis

Ein feiger Kläffer.

CAVE, CAVE

In dieſen Invektiven bekennt ſich unſer ſchneidiger Jambenſchleuderer ausdrücklich zur Fahne der griechiſchen Jambographen, eines Archilochos und Hipponax. On ne réussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée. Es iſt dies eine Welt des Haſſes und der Verfolgung. Schmähſucht und Läſterſucht machen ſich breit. Aber wehe den Läſterern! Wehe dem Caſſius, der harmloſe Fremde angegriffen und gereizt hatte! An den Dichter wagt er ſich nicht, non mordet remorsuros.

Sollt' ich, wenn man mich packt mit giftgeſchwollnem Zahn,
Geduldig weinen wie ein Kind?

(Überſ. nach Günther.)

Gleicht der Dichter dem edlen Herdenhund „von gelber Sparterart", der die Herde und den Hirten treu überwacht, ſo gleicht der Angegriffene dem feigen Kläffer, der zur Jagd auf wirkliches Wild untauglich iſt. Das drohende Cave, cave wird einem ſolchen ſchon Entſetzen eingejagt haben.

Eine derbe Abfertigung eines boshaften Verleumders.

7. Quo, quo, scelesti, ruitis

Tragiſche Schuld.

SCELUS FRATERNAE NECIS

Ein dramatiſches Bild. Der Dichter tritt, ein Prieſter und Prophet, wild dahinſtürmenden Scharen ſeiner Mitbürger entgegen, die ärger hauſen als Wölfe und Löwen, entarteter, verwildeter als dieſe. Gilt es dem Erbfeind Karthago? Ach nein! Sollen Brittannier im Triumphe dahingeſchleppt werden? Abermals nein! Um ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, greifen ſie wieder zu den noch vom Brudermord befleckten Waffen. Zum Jubel der an den Grenzen lauernden Parther ſtürzt Rom durch eigne Hand. Selbſtmörderiſch und ſelbſtſchänderiſch wüten die Verblendeten gegen ihr eignes Fleiſch! Der Dichter hatte ſolche blutige Bruderkriege geſehen, mit Schaudern gedenkt er ihrer. Er iſt zur Beſinnung gekommen. Nun ſchon wieder die blinde Wut die Bürger gegen einander hetzt, kann er nur an ein tragiſches Verhängnis des Römertums glauben.

Reißt blinde Wut euch hin? Iſt's eine höh're Kraft?
Iſt's alte Schuld? Gebt Rechenſchaft!

(Überſ. v. Fritſch-Menge.)

Ach, nicht eine dieſer Gewalten, nein, alle drei wirken vereint. Infolge einer alten Sündenſchuld treibt eine höhere Macht die Unglücklichen in blinder Wut zum Untergange. Wie im Hauſe der Labdakiden und Tantaliden eine frühe Schuld fortzeugend Böſes gebären mußte, ſo ſtehen die Römer unter dem Fluche des Kain-Romulus, der mit Bruderblut den Römerboden befleckte. Eine

finſtere Macht, die Ate der Griechen, verblendet die Nachkommen jenes Kain und ſtürzt ſie in Drangſal. Jene Tat iſt typiſch und vorbildlich geworden.

So endet das durch ſeine Lebendigkeit und ſeine tragiſche Stimmung feſſelnde, kurz und markig komponierte Lied ohne jeden Troſt — düſter, hoffnungslos.

Der Übel größtes iſt die Schuld!

8. Rogare longo putidam te saeculo

Ekle Lüsternheit.

ESTO BEATA

Eine Messalina! Sie ist reich, tut gebildet, ist verheiratet, aber von einer widerlichen, ungezähmten Sinnlichkeit. Mit Abscheu wendet sich der Dichter von — dieser Schönheit. Das Bild, das er von ihren Reizen entwirft, ist so naturalistisch gehalten, daß wir entsetzt vor solchen Versen zurückfliehen. Aber wie der Romancier Zola naturalistisch koloriert, um die Nachtseiten der menschlichen Natur schonungslos zu kopieren, so will Horaz die Messalinen Roms erbarmungslos in ihrer ganzen widerwärtigen Nacktheit bloßstellen, daß sie abschreckend wirken; er will den Ekel seiner Zeitgenossen erregen, er soll mit Macht hervorbrechen, um dem Treiben des Lasters in seiner schandbarsten Gestalt, um dem ehebrecherischen Schandtreiben das Handwerk zu legen. Unsittlich ist unser Gedicht keineswegs; es stellt die Unsittlichkeit an den Pranger, die eheliche Unsittlichkeit. Nichts macht das Laster widerwärtiger, als wenn ihm der Spiegel vorgehalten wird, nichts zerstört seinen gefährlichen Nimbus mehr, als wenn man ihm seinen richtigen Namen gibt. Il appelle le chat un chat et Rollin un fripon. Schonungsloser, vernichtender können die Verse eines Archilochos kaum gewirkt haben als dieser Katalog von Frauenreizen, in dem die schwarzen Zähne und die Stirnrunzeln die geringste Rolle spielen. Die Ästhetik kommt freilich in dieser Schilderung zu kurz; Horaz will hier auch nicht delectare, sondern prodesse. Wer aber in der Schönheit das höchste Ziel der Kunst sieht, muß dieses Gedicht als unkünstlerisch verwerfen.

9. Quando repostum Caecubum ad festas dapes

Siegesfeier.

IO TRIUMPHE

Der zweite September brachte uns Deutſchen die Erlöſung von der Schmach napoleoniſch-franzöſiſcher Suprematie, den Römern zu unſeres Dichters Zeiten den Sieg nationaler Zucht über orientaliſche Unmännlichkeit, über orientaliſche Unzucht, die bereits das Römertum in ihre entwürdigenden Netze gezogen. Und wie ganz Deutſchland aufjauchzte bei der Nachricht von dem Rieſenerfolge bei Sedan, ſo erweckte in Rom die Nachricht von dem Siege bei Actium unermeßlichen Jubel. Allen Patrioten, ſo auch dem nationalſten Dichter der Römer lag eine freudige Siegesfeier am Herzen; ſie ſoll ihm eine würdige werden im Palaſte ſeines hohen Freundes Mäcenas auf dem ragenden Esquilin, wo die Freunde ſchon einmal vereint waren zu einer jubelnden Feier über die Vernichtung des übermütigen Sproſſes des großen Pompejus, der ſich einen Sohn Neptuns, alſo einen Meeresbeherrſcher nannte, „der gedroht hatte, Rom die Feſſeln anzulegen, die er, ein Freund treuloſer Sklaven, dieſen abgenommen hatte.“ Juppiter ſelbſt wünſcht die Siegesfeier; denn er iſt ein Gott der Ordnung und des Geſetzes, die nun wieder auf Erden herrſchen ſollen. Aber bis zur offiziellen Feier warten? Unmöglich. Das Herz, voll zum Zerſpringen, muß ſich Luft machen. Darum Wein her und große Becher!

Auf, Knabe, bringe größere Becher uns herbei
Und Chier oder Lesber Wein.
Kannst auch mit Cäcuber uns füllen den Pokal,
Der schwachem Magen Ruhe läßt. —
Die bange Sorg' um unsers Cäsars Schicksal soll
Verscheuchen süßer Rebensaft.

(Übers. nach Günther.)

Das ist eine spontane Feier, zu der das furchterleichterte Herz treibt. Wie hatten die Anhänger des jungen Oktavian zittern müssen, wenn sie ihn gegenüber einem Antonius mit den enormen Streitkräften des Orients wußten und den Ausgang und die Folgen des Streites bedachten! Nun befreite die unerwartete, kaum erhoffte Nachricht von dem Siege des 2. Septembers die Brust der Patrioten von einem Alpe lastender Furcht und Sorgen. Aber noch fehlten alle näheren Nachrichten, noch wußte man nicht, ob und wann Cäsar Oktavian seinen Triumphzug in Rom halten werde, noch lebten Antonius und Kleopatra. Daher das Anfangswort Quando voller Sehnsucht nach der Feier des Triumphes. Noch immer dienen — daß so etwas die Sonne sehen muß! — römische Krieger dem ägyptischen Weibe und ihrem Generalstab von Weibern und Eunuchen; auf ihrem Lotterbett liegt sie, umgeben von römischen Feldzeichen, so daß selbst Barbarentruppen voller Unwillen solch einen Führer verließen, Land- und Seetruppen, und in das Feldgeschrei Cäsars einstimmten. Noch säumt der Triumph; doch der Dichter ruft schon Heil und Triumph, indem er sich in die gehoffte Zukunft versetzt:

Heil, Gott des Siegs, was säumt dein goldenes Gespann,
Dein unberührtes Opferrind?
Heil, Gott des Sieges! Solchen Feldherrn trugst du nicht
Uns aus Jugurthas Kampf; ihm gleicht
Nicht Afrikas Besieger, dem sein Mut erbaut
Ein Grabmal auf Karthagos Schutt!

(Übers. v. Günther.)

Durch diesen Vergleich stellt der Dichter die Bedeutung der Vernichtung des Antonius in das rechte Licht. Größer noch als die Tilgung der Schmach, die Jugurtha über den römischen Namen gebracht, größer als die Befreiung von der barbarischen Nebenbuhlerin

Karthago, ist der Erfolg von Aktium. Noch fehlen zwar alle Nachrichten über den entflohenen Feind; ob er aber auf den gefährlichen Meeren Kretas oder den sturmgepeitschten Syrten oder sonst wo umhertreibt, er wird, er muß zu Grunde gehen. Drum Wein her im Übermaß! Fort jede Mäßigung! Der maßlose Weingenuß soll der maßlosen Freude entsprechender Ausdruck sein.

So sehen wir den patriotischen Dichter in großer Aufregung über die erste Siegesnachricht von Aktium, in Aufregung aber auch über den noch immer ungewissen Ausgang des ganzen Krieges in Furcht und Hoffnung, in Freude und Sehnsucht schwebend. Dieses Wogen der Gefühle durchzittert alle Verse und macht die Lektüre des Gedichtes besonders fesselnd.

10. Mala soluta navis exit alite

Fluch!

LIBIDINOSUS IMMOLABITUR CAPER

Vernichtender noch als die Pfeile, die Horaz gegen den Parvenu Vedius, gegen den feigen Kläffer Cassius abschoß, sollten diese Jamben wirken gegen einen elenden Poetaster, der es wagte, die poetischen Produkte von Horaz und Vergil in den Staub zu ziehen. Diesem „Stänker", diesem Skorpion, der den Adler zu stechen sucht, gibt Horaz, als er gen Griechenland den Kiel richtet, diese Epode als Propemptikon mit auf den Weg, sendet ihm die ganze Fülle wildester Verwünschungen auf den Hals. Er beschwört die Gewalt der Stürme, die das Schiff des Nichtswürdigen zertrümmern, ihn selbst den Vögeln zum Fraße ausliefern sollen. Der Südsturm soll das Schiff peitschen, ein schwarzer Ost die Ruder und Taue zerreißen, der Nord es wie eine Eiche im Hochgebirge zertrümmern. Es soll ein Aufruhr der Elemente toben, wie er die von Troja heimwärts strebenden Griechen auseinandertrieb und den Frevler Aias vernichtete.

Ha, wie die Schiffsmannschaft sich müht, von Schweiße naß,
Wie du erzitterst leichenblaß,
Unmännlich jammernd winselst mit erhobner Hand
Zu Zeus, der taub sich abgewandt,
Indes Gewog' und feuchter Süd im Wettgebraus
Zertrümmert schon dein Bretterhaus!
(Übers. v. Fritsch-Menge.)

Das Original sagt viel drastischer: Wenn dir die ionische Bucht, mit dem feuchten Notus um die Maste brüllend, den Kiel bricht.

Wenn dann der „ſtinkende“ Mävius als feiſter Fraß die Vögel labt, dann will der Dichter ein Dankesopfer den Stürmen ſchlachten, einen geilen Bock, das Sinnbild der Verdammten und Vernichteten. So gießt Horaz in drei Rachegedichten, die drei Frevler verdientermaßen treffen, die Schale ſeines Zornes aus über einen niederträchtigen Emporkömmling ſchlimmſter Vergangenheit, über einen feigen, miſerablen Redner und über einen biſſigen Dichterling, eine Trias, deren unwürdiges Leben und Walten, deren gefährliches Handwerk der Dichter ſchonungslos aufdeckt, unverhüllt an den Pranger ſtellt, vernichtend zu Boden ſchmettert.

Geiſt, Ton und Ausführung werden ſchwerlich hinter ähnlichen Erzeugniſſen eines Archilochos zurückgeblieben ſein.

ält nicht die leiſeſte Andeutung, die zu derſelben Annahme
htigte: ironiſche Züge fehlen völlig, überall dasſelbe gleich-
ge Pathos, ſowohl in der Darſtellung der Zaubereien, als auch
der Verurteilung des Verbrechens. Alſo in der Satire iſt
az aufgeklärter Spötter, während unſere Epode eine durch
erlei Ironie modifizierte ſcheue Angſt vor der Magie verrät.
s darf nicht überraſchen. Das Nebeneinander beider Gedichte
u erklären aus der für die damalige Kulturwelt charakteriſtiſchen,
ſchen Glauben und Unglauben ſchwankenden Inkonſequenz des
eils. (Ivo Bruns.)

Ein äſthetiſches Gefallen können wir an dieſem wüſten Spuk
t finden. Wir atmen erleichtert auf, wenn wir dieſes lange
htbild menſchlicher Verirrungen glücklich überwunden haben.

6. Quid immerentes hospites vexas canis

Ein feiger Kläffer.

CAVE, CAVE

In dieſen Invektiven bekennt ſich unſer ſchneidiger Jambenſchleuderer ausdrücklich zur Fahne der griechiſchen Jambographen, eines Archilochos und Hipponax. On ne réussit dans ce monde, qu'à la pointe de l'épée. Es iſt dies eine Welt des Haſſes und der Verfolgung. Schmähſucht und Läſterſucht machen ſich breit. Aber wehe den Läſterern! Wehe dem Caſſius, der harmloſe Fremde angegriffen und gereizt hatte! An den Dichter wagt er ſich nicht, non mordet remorsuros.

Sollt' ich, wenn man mich packt mit giftgeſchwollnem Zahn,
Geduldig weinen wie ein Kind?

(Überſ. nach Günther.)

Gleicht der Dichter dem edlen Herdenhund „von gelber Sparterart", der die Herde und den Hirten treu überwacht, ſo gleicht der Angegriffene dem feigen Kläffer, der zur Jagd auf wirkliches Wild untauglich iſt. Das drohende Cave, cave wird einem ſolchen ſchon Entſetzen eingejagt haben.

Eine derbe Abfertigung eines boshaften Verleumders.

7. Quo, quo, scelesti, ruitis

Tragiſche Schuld.

SCELUS FRATERNAE NECIS

Ein dramatiſches Bild. Der Dichter tritt, ein Prieſter und Prophet, wild dahinſtürmenden Scharen ſeiner Mitbürger entgegen, die ärger hauſen als Wölfe und Löwen, entarteter, verwildeter als dieſe. Gilt es dem Erbfeind Karthago? Ach nein! Sollen Brittannier im Triumphe dahingeſchleppt werden? Abermals nein! Um ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, greifen ſie wieder zu den noch vom Brudermord befleckten Waffen. Zum Jubel der an den Grenzen lauernden Parther ſtürzt Rom durch eigne Hand. Selbſtmörderiſch und ſelbſtſchänderiſch wüten die Verblendeten gegen ihr eignes Fleiſch! Der Dichter hatte ſolche blutige Bruderkriege geſehen, mit Schaudern gedenkt er ihrer. Er iſt zur Beſinnung gekommen. Nun ſchon wieder die blinde Wut die Bürger gegen einander hetzt, kann er nur an ein tragiſches Verhängnis des Römertums glauben.

Reißt blinde Wut euch hin? Iſt's eine höh're Kraft?
Iſt's alte Schuld? Gebt Rechenſchaft!

(Überſ. v. Fritſch-Menge.)

Ach, nicht eine dieſer Gewalten, nein, alle drei wirken vereint. Infolge einer alten Sündenſchuld treibt eine höhere Macht die Unglücklichen in blinder Wut zum Untergange. Wie im Hauſe der Labdakiden und Tantaliden eine frühe Schuld fortzeugend Böſes gebären mußte, ſo ſtehen die Römer unter dem Fluche des Kain-Romulus, der mit Bruderblut den Römerboden befleckte. Eine

finſtere Macht, die Ate der Griechen, verblendet die Nachkommen jenes Kain und ſtürzt ſie in Drangſal. Jene Tat iſt typiſch und vorbildlich geworden.

So endet das durch ſeine Lebendigkeit und ſeine tragiſche Stimmung feſſelnde, kurz und markig komponierte Lied ohne jeden Troſt — düſter, hoffnungslos.

Der Übel größtes iſt die Schuld!

8. Rogare longo putidam te saeculo

Ekle Lüsternheit.

ESTO BEATA

Eine Messalina! Sie ist reich, tut gebildet, ist verheiratet, aber von einer widerlichen, ungezähmten Sinnlichkeit. Mit Abscheu wendet sich der Dichter von — dieser Schönheit. Das Bild, das er von ihren Reizen entwirft, ist so naturalistisch gehalten, daß wir entsetzt vor solchen Versen zurückfliehen. Aber wie der Romancier Zola naturalistisch koloriert, um die Nachtseiten der menschlichen Natur schonungslos zu kopieren, so will Horaz die Messalinen Roms erbarmungslos in ihrer ganzen widerwärtigen Nacktheit bloßstellen, daß sie abschreckend wirken; er will den Ekel seiner Zeitgenossen erregen, er soll mit Macht hervorbrechen, um dem Treiben des Lasters in seiner schandbarsten Gestalt, um dem ehebrecherischen Schandtreiben das Handwerk zu legen. Unsittlich ist unser Gedicht keineswegs; es stellt die Unsittlichkeit an den Pranger, die eheliche Unsittlichkeit. Nichts macht das Laster widerwärtiger, als wenn ihm der Spiegel vorgehalten wird, nichts zerstört seinen gefährlichen Nimbus mehr, als wenn man ihm seinen richtigen Namen gibt. Il appelle le chat un chat et Rollin un fripon. Schonungsloser, vernichtender können die Verse eines Archilochos kaum gewirkt haben als dieser Katalog von Frauenreizen, in dem die schwarzen Zähne und die Stirnrunzeln die geringste Rolle spielen. Die Ästhetik kommt freilich in dieser Schilderung zu kurz; Horaz will hier auch nicht delectare, sondern prodesse. Wer aber in der Schönheit das höchste Ziel der Kunst sieht, muß dieses Gedicht als unkünstlerisch verwerfen.

9. Quando repostum Caecubum ad festas dapes

Siegesfeier.

IO TRIUMPHE

Der zweite September brachte uns Deutſchen die Erlöſung von der Schmach napoleoniſch-franzöſiſcher Suprematie, den Römern zu unſeres Dichters Zeiten den Sieg nationaler Zucht über orientaliſche Unmännlichkeit, über orientaliſche Unzucht, die bereits das Römertum in ihre entwürdigenden Netze gezogen. Und wie ganz Deutſchland aufjauchzte bei der Nachricht von dem Rieſenerfolge bei Sedan, ſo erweckte in Rom die Nachricht von dem Siege bei Actium unermeßlichen Jubel. Allen Patrioten, ſo auch dem nationalſten Dichter der Römer lag eine freudige Siegesfeier am Herzen; ſie ſoll ihm eine würdige werden im Palaſte ſeines hohen Freundes Mäcenas auf dem ragenden Esquilin, wo die Freunde ſchon einmal vereint waren zu einer jubelnden Feier über die Vernichtung des übermütigen Sproſſes des großen Pompejus, der ſich einen Sohn Neptuns, alſo einen Meeresbeherrſcher nannte, „der gedroht hatte, Rom die Feſſeln anzulegen, die er, ein Freund treuloſer Sklaven, dieſen abgenommen hatte.“ Juppiter ſelbſt wünſcht die Siegesfeier; denn er iſt ein Gott der Ordnung und des Geſetzes, die nun wieder auf Erden herrſchen ſollen. Aber bis zur offiziellen Feier warten? Unmöglich. Das Herz, voll zum Zerſpringen, muß ſich Luft machen. Darum Wein her und große Becher!

Auf, Knabe, bringe größere Becher uns herbei
Und Chier oder Lesber Wein.
Kannſt auch mit Cäcuber uns füllen den Pokal,
Der ſchwachem Magen Ruhe läßt. —
Die bange Sorg' um unſers Cäſars Schickſal ſoll
Verſcheuchen ſüßer Rebenſaft.

(Überſ. nach Günther.)

Das iſt eine ſpontane Feier, zu der das furchterleichterte Herz treibt. Wie hatten die Anhänger des jungen Oktavian zittern müſſen, wenn ſie ihn gegenüber einem Antonius mit den enormen Streitkräften des Orients wußten und den Ausgang und die Folgen des Streites bedachten! Nun befreite die unerwartete, kaum erhoffte Nachricht von dem Siege des 2. Septembers die Bruſt der Patrioten von einem Alpe laſtender Furcht und Sorgen. Aber noch fehlten alle näheren Nachrichten, noch wußte man nicht, ob und wann Cäſar Oktavian ſeinen Triumphzug in Rom halten werde, noch lebten Antonius und Kleopatra. Daher das Anfangswort Quando voller Sehnſucht nach der Feier des Triumphes. Noch immer dienen — daß ſo etwas die Sonne ſehen muß! — römiſche Krieger dem ägyptiſchen Weibe und ihrem Generalſtab von Weibern und Eunuchen; auf ihrem Lotterbett liegt ſie, umgeben von römiſchen Feldzeichen, ſo daß ſelbſt Barbarentruppen voller Unwillen ſolch einen Führer verließen, Land- und Seetruppen, und in das Feldgeſchrei Cäſars einſtimmten. Noch ſäumt der Triumph; doch der Dichter ruft ſchon Heil und Triumph, indem er ſich in die gehoffte Zukunft verſetzt:

Heil, Gott des Siegs, was ſäumt dein goldenes Geſpann,
Dein unberührtes Opferrind?
Heil, Gott des Sieges! Solchen Feldherrn trugſt du nicht
Uns aus Jugurthas Kampf; ihm gleicht
Nicht Afrikas Beſieger, dem ſein Mut erbaut
Ein Grabmal auf Karthagos Schutt!

(Überſ. v. Günther.)

Durch dieſen Vergleich ſtellt der Dichter die Bedeutung der Vernichtung des Antonius in das rechte Licht. Größer noch als die Tilgung der Schmach, die Jugurtha über den römiſchen Namen gebracht, größer als die Befreiung von der barbariſchen Nebenbuhlerin

Karthago, ist der Erfolg von Aktium. Noch fehlen zwar alle Nachrichten über den entflohenen Feind; ob er aber auf den gefährlichen Meeren Kretas oder den sturmgepeitschten Syrten oder sonst wo umhertreibt, er wird, er muß zu Grunde gehen. Drum Wein her im Übermaß! Fort jede Mäßigung! Der maßlose Weingenuß soll der maßlosen Freude entsprechender Ausdruck sein.

So sehen wir den patriotischen Dichter in großer Aufregung über die erste Siegesnachricht von Aktium, in Aufregung aber auch über den noch immer ungewissen Ausgang des ganzen Krieges in Furcht und Hoffnung, in Freude und Sehnsucht schwebend. Dieses Wogen der Gefühle durchzittert alle Verse und macht die Lektüre des Gedichtes besonders fesselnd.

10. Mala soluta navis exit alite

Fluch!

LIBIDINOSUS IMMOLABITUR CAPER

Vernichtender noch als die Pfeile, die Horaz gegen den Parvenu Vedius, gegen den feigen Kläffer Caſſius abſchoß, ſollten dieſe Jamben wirken gegen einen elenden Poetaſter, der es wagte, die poetiſchen Produkte von Horaz und Vergil in den Staub zu ziehen. Dieſem „Stänker", dieſem Skorpion, der den Adler zu ſtechen ſucht, gibt Horaz, als er gen Griechenland den Kiel richtet, dieſe Epode als Propemptikon mit auf den Weg, ſendet ihm die ganze Fülle wildeſter Verwünſchungen auf den Hals. Er beſchwört die Gewalt der Stürme, die das Schiff des Nichtswürdigen zertrümmern, ihn ſelbſt den Vögeln zum Fraße ausliefern ſollen. Der Südſturm ſoll das Schiff peitſchen, ein ſchwarzer Oſt die Ruder und Taue zerreißen, der Nord es wie eine Eiche im Hochgebirge zertrümmern. Es ſoll ein Aufruhr der Elemente toben, wie er die von Troja heimwärts ſtrebenden Griechen auseinandertrieb und den Frevler Aias vernichtete.

Ha, wie die Schiffsmannſchaft ſich müht, von Schweiße naß,
Wie du erzitterſt leichenblaß,
Unmännlich jammernd winſelſt mit erhobner Hand
Zu Zeus, der taub ſich abgewandt,
Indes Gewog' und feuchter Süd im Wettgebraus
Zertrümmert ſchon dein Bretterhaus!

(Überſ. v. Fritſch-Menge.)

Das Original ſagt viel draſtiſcher: Wenn dir die ioniſche Bucht, mit dem feuchten Notus um die Maſte brüllend, den Kiel bricht.

Wenn dann der „ſtinkende“ Mävius als feiſter Fraß die Vögel labt, dann will der Dichter ein Dankesopfer den Stürmen ſchlachten, einen geilen Bock, das Sinnbild der Verdammten und Vernichteten. So gießt Horaz in drei Rachegedichten, die drei Frevler verdientermaßen treffen, die Schale ſeines Zornes aus über einen niederträchtigen Emporkömmling ſchlimmſter Vergangenheit, über einen feigen, miſerablen Redner und über einen biſſigen Dichterling, eine Trias, deren unwürdiges Leben und Walten, deren gefährliches Handwerk der Dichter ſchonungslos aufdeckt, unverhüllt an den Pranger ſtellt, vernichtend zu Boden ſchmettert.

Geiſt, Ton und Ausführung werden ſchwerlich hinter ähnlichen Erzeugniſſen eines Archilochos zurückgeblieben ſein.

11. **Petti, nihil me sicut antea iuvat**
scribere versiculos amore percussum gravi

Liebesnot.

AMORE, QUI ME PRAETER OMNES EXPETIT

Drei feurige, leidenſchaftsvolle Liebeslieder enthält die im Sturm und Drang der Jugend gedichtete Epodenſammlung. Der Dichter hat ſich noch nicht zu jener maßvollen Weisheit durchgerungen, die wir in der Odenſammlung bewundern; das Feuer kraftvoller Jugend tobt noch ungehemmt in den ſtrotzenden Adern. So ſang der liebebedürftige junge Goethe:

Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.

Die Leidenſchaft iſt bei Horaz ſo überwältigend (gravis), daß ſie nicht die Freiheit des Dichtens gewährt. Daher:

Es freut mich nimmermehr, durch Verſeſchreiben
Die Zeit, o Pettius, mir zu vertreiben,
Seit mich Cupidos Pfeil ſo ſchrecklich quält,
Cupidos, der vor allen mich erwählt,
Für Knaben, die in zarter Jugend blühen,
Und für der Mädchen Schönheit zu erglühen.

Schönheit hat ſein trunknes Herz entzündet, wie ſie ſich in jugendliche Formen hüllt.

Jetzt feſſellt mich Lyciscus, welcher prahlet,
Daß er an Reiz die Mädchen überſtrahlet.

Er will den Gefahren, den ſüßen Bitterniſſen dieſer Leidenſchaft nicht entrinnen, nur ſchwelgen im Genuſſe der Schönheit. Würde er aus dem Netze dieſer Liebe befreit, ſo könnte dies nur durch eine andere Liebe geſchehen. Lieben will und muß er, und ſollte er an dieſen Klippen ſcheitern. In dieſes Labyrinth der Liebe hat ihn die Treuloſigkeit eines Mädchens getrieben, das er einſt mit aller Glut ſeines Herzens geliebt. Inachia, Inachostochter nennt er ſie, jener Jo vergleicht er ſie, die das Herz des Göttervaters bezauberte. Damals achtete er kein Gerede der Leute. Fabula quanta fui! Was hat man ſich von ihm nur alles erzählt! Die Erinnerungen an dieſe bitter-ſüße Zeit ſind ſo lebendig in ihm, trotzdem er behauptet, ſchon drei Winter aus ihren Banden befreit zu ſein, daß man ſchon daraus die Macht ſeiner damaligen Leidenſchaft erſieht. Keine ſchimpfliche Zurückſetzung, kein Geſpött auf den Gaſſen beachtete er; die ſehnende Not der Minne zwang ihn immer wieder zu ihr hin.

Mit wenigen Strichen zaubert er uns eine dramatiſch bewegte Scene von damals vor die Augen: ein feines Mahl im Hauſe der Geliebten, — die Koſten trug ſicher der reiche Nebenbuhler, deſſen Erfolge dem Grollenden die Worte auspreſſen:

> Was fragt man nach des Armen Geiſt und Herzen,
> Wo Gold ſich zeigt?

Ähnlich verzweifelt ſingt der arme Müller in Schuberts Weiſen:

> Was fragen ſie nach meinen Schmerzen!
> Ihr Kind iſt eine reiche Braut.

Ja, das Gold regiert die Welt! Wie hoch über dieſem Geldprotzen fühlte ſich Horaz ſtehen, und doch triumphierte jener über ihn. Unzweideutige Gunſtbezeugungen ließen keinen Zweifel aufkommen und brachten den Dichter zur Verzweiflung; er ertränkte ſie in Wein, brütend und grollend, ein unwillkommner Gaſt. Berauſcht fing er an zu murren, grollte in bitteren Vorwürfen. Man ſchickte ihn heim, den Störenfried. Quälende Unruhe im Herzen, irrte er in den Gaſſen umher und fand ſich endlich — wieder vor der geliebten Tür; der Liebe Zauberbann feſſelte ihn an die harte Schwelle, die ihn nicht hinüberließ. Das waren Tage bittrer Liebesnot.

Und war die Leidenſchaft nun nach den drei Wintern ganz vorüber? Tönt nicht ein Hauch der alten Sehnſucht aus den Verſen voll ſo lebendiger Erinnerungen? Um dieſe Jo zu vergeſſen, hatte der Dichter ſich in neue Bande geſtürzt, die ihn feſſelten, — bis eine neue Liebe die alten Bande löſte.

12. Quid tibi vis, mulier

Abſchreckendes Beiſpiel.

O EGO NON FELIX, QUAM TU FUGIS

Leider hat es Horaz bei dem einen Gemälde voll Abſcheu erregendem Naturalismus nicht bewenden laſſen. Die römiſche Geſellſchaft ertrug eben mehr als die unſrige in dieſem Punkte, obgleich auch wir durch die galliſchen Kloaken nachgerade an üblen Duft gewöhnt werden. Was Horaz aber in dieſem Gedicht geleiſtet hat, überſteigt alles, was die naturaliſtiſche Schule der Neuzeit wagt. Wenn ſich der Dichter mit einem Hunde vergleicht, der den Ort wittert, wo das Schwein verborgen liegt — und das iſt das Gelindeſte in dieſem widerwärtigen Gedichte —, ſo ſind die Grenzen eines äſthetiſchen Kommentars erreicht. Der Reſt iſt Schweigen.

13. Horrida tempestas caelum contraxit et imbres

Troſt im Wein.

LEVARE DIRIS PECTORA SOLLICITUDINIBUS

Kein fröhliches, herzerfreuendes Trinklied! Ein wildes Lied, voll der verzweifelten Stimmung eines jugendlichen Herzens, das ſich zuſammenkrampft in Schmerz und Sorge und auf eine Weile Vergeſſenheit zu finden ſucht von all dem Jammer des Daſeins.

Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Und wie drinnen in der Bruſt, ſo ſtürmt es draußen in der Natur.

Gewölk umzieht den Himmel; auf die Felder
Ergießt ſich Schnee und Regenflut; es heult
Ein rauher Nord im Meer und durch die Wälder.
— Haſcht den Genuß, eh' uns der Tag enteilt!
(Überſ. v. Günther.)

Holla! Luſtig, ihr Freunde! Wein her, den Jahrgang 65, der die Marke meines Geburtskonſuls Torquatus zeigt, — eine feine Marke, fein wie der Junge, der dem herben Jahre entſproſſen! Noch ſind die Kniee friſch, alſo keine greiſenhafte Grämlichkeit!

Droht auch ein Wölkchen von Sorgen,
Scheucht es doch Hoffnung bis morgen.

Laßt köſtliche Düfte wallen, laßt Muſik erſchallen, den Kummer zu betäuben! Muſik und Wein ſind ja die großen, ſüßen Linderungsmittel der verzehrenden Sorgen. Ich bin der weiſe Chiron

und rate dir, ſchöner, jugendlicher Held Achill, göttlicher, nie beſiegter: Einſt wird kommen der Tag, wo deine Schönheit und Kraft ein Raub des bleichen Todes ſein wird. Und dieſer Tag iſt gar nicht fern. Willſt du dich deshalb in Gram verzehren? Spüle die Sorgen hinunter, ſinge ſie weg!

Vielleicht daß alles einſt zum Beſten kehret
Ein milder Gott. (Überſ. v. Günther.)

Vielleicht! — Ein ſchwacher Troſt. Doch daß der Glaube an das gütige Walten Gottes noch nicht völlig geſchwunden, iſt ein kurzer Sonnenblick in den düſtern, wilden, ausgelaſſenen Klängen dieſes in epiſch-iambiſchen Formen komponierten Gedichtes. Der wilde Schwung der Daktylen wird durch die hinkenden Jamben gelähmt: Stürmiſche Jugendkraft und nüchterne Sorge — die Sorge mit dem hinkenden Fuß.

14. Mollis inertia cur tantam diffuderit imis Oblivionem sensibus

Amor, ein Musenfeind.

DEUS DEUS NAM ME VETAT
INCEPTOS . . IAMBOS
AD UMBILICUM ADDUCERE

Eine wahre Leidenschaft, sagt Lessing, ist viel zu unruhig, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Aber auch die eigenen Empfindungen künstlerisch auszugestalten, verbietet die Glut der Leidenschaft. So ruht denn die von Horaz angefangene Gedichtsammlung. Des jugendlichen Poeten Dichten und Trachten fesselt eine leider unwürdige Liebe. Lethäisches Vergessen aller anderen Dinge, die seine Liebe nicht direkt berühren, hält sein innerstes Sein gefangen. Weiche Tatenlosigkeit lähmt ihn, Träumereien umgaukeln ihn. Was er Mäcenas versprochen, das Buch der Epoden zum Abschluß zu bringen und herauszugeben — er kann es nicht! Die ewigen Mahnungen, mit denen der erlauchte Gönner den jungen Dichter förmlich zu Tode martert, fruchten nichts. Der hohe Freund muß sich gedulden. Weiß er doch auch, was lieben heißt, wenn er auch die Schmerzen der Liebe nicht kennt, da seine Geliebte, schön wie Helena, treu ist, während des Dichters Herz von Qualen der Eifersucht zermartert wird, da seine Phryne mit nur einem Liebhaber nicht zufrieden ist, von Treue und wahrer Liebe nichts weiß. So kommt denn, was er auf seiner Leier versucht, nicht zur Vollendung.

So hat Anakreon nach alten Sagen
Geglühet für Bathyll in heißen Trieben
Und oft, wenn er geklagt von ſeinem Lieben,
Der Leier Saiten ohne Takt geſchlagen.

Wie geſchickt appelliert der Dichter an das Herz und die Erfahrungen des Mahners, um ihn ſtill zu machen! Wie befriedigt mußte der dringende Mahner ſein, wenn er eine ſo reizende Entſchuldigung in ſo ſchöner Form erhielt!

15. Nox erat, et caelo fulgebat luna sereno

Gebrochene Schwüre.

AST EGO VICISSIM RISERO

Manch schönes Lied hat Liebesglück gezeitigt; verdanken wir aber dem Liebesleid nicht schönere, rührendere Lieder? — Wie stimmungsvoll ist der Anfang dieses Liedes von der Untreue:

Nacht war es, und in heitrer Himmelsferne
Stand Luna leuchtend in dem Kreis der Sterne,

Als du der Treue Eid mir nachgesprochen,
Den du im Herzen damals schon gebrochen,

Indessen deine Arme mich umfingen,
Wie Epheuranken sich um Eichen schlingen.

(Übers. v. Proschberger.)

Mondbeglänzte Zaubernacht. Der alte Freund der Liebenden blickt auf ein seliges Paar. Wieviel Glück und Sehnen hat er schon geschaut! Und die da unten wandeln in all der Pracht, sie schwören sich Liebe und Treue, daß es ewig, ewig so bleibe! Liebesschwüre von ewiger Treue flüstert der Menschenmund, und wie oft ist das alles bald vergessen im Wechsel des Lebens!

Damals, an Göttern frevelnd, schwur dein Mund:
Solang der Wind in Phöbus' Locken spielet,
Der Wolf die Herde scheucht, die Flut zerwühlet
Orion, dauert unsrer Liebe Bund.

(Übers. v. Günther.)

Die Treu' hat sie gebrochen; ein anderer, reich, klug, schön, besitzt ihr Herz. Noch liebt der Dichter die Unwürdige. Aber schon

bäumt ſich die Würde des Mannes auf gegen die weibliche Unbeſtändigkeit. Ein reſigniertes, wehmütiges „Ich grolle nicht, Und wenn das Herz auch bricht“ iſt nicht die Art unſeres zornmutigen Sängers. Er wird ſeinem Namen zum Trotz nicht den blöden Schäfer ſpielen, ſich nicht verlachen laſſen, wird in ihren unedlen Banden nicht girren; er wird ihr Bild aus ſeinem Herzen reißen, ein anderes Lieb, ein ſeiner Liebe würdigeres ſich ſuchen.

Mit warnendem Spott an den beglückten Nebenbuhler klingt das Lied aus. Du biſt der erſte nicht, den dieſe Circe betrügt! Jetzt höhnſt du mich, bald wird die Reihe an mir ſein.

Sie wird es dir kein Jota beſſer machen;
Dann aber iſt die Reih' an mir, zu lachen.
(Überſ. v. Proſchberger.)

Das iſt die alte, ewig-neue Geſchichte! Veränderlichkeit, dein Name iſt Weib. Varium et mutabile semper femina! Doch wem es juſt paſſieret, dem bricht's das Herz entzwei, — ein höhniſch Wort auf den Lippen.

16. Altera iam teritur bellis civilibus aetas

Auf zu den Inseln der Seligen!

PETAMUS ARVA DIVITES ET INSULAS

Nicht der Samnite, des Galliers Wut, nicht Hannibal beugt euch,
So will's euer Geschick, selbst nur erlieget sich Rom.

Diese Verse A. W. v. Schlegels sind in Erinnerung an den Anfang dieses merkwürdigen Gedichtes verfaßt:

Suis et ipsa Roma viribus ruit!

Schon das zweite Geschlecht verzehrt sich in Fehden der Bürger,
Und durch der eignen Söhne Hand sinkt Rom dahin.
Unsere Stadt, die der marsische Feind nicht konnte zerstören,
Nicht Porsenas, des Tuskerfürsten, dräuend Heer,
Die nicht Capuas neidische Kraft, nicht Spartacus' Kampfwut,
Nicht Gallertücke, die Verräterei nur sinnt,
Die Germania nicht mit der Kraft blauäugiger Jugend,
Nicht Hannibal, der Väter grauser Fluch, bezwang: —
Wir, ein verfluchtes Geschlecht, wir richten sie selber zu Grunde.
(Übers. nach Menge.)

Worte heller Verzweiflung. Der jugendliche Dichter sah die unter der Asche ruhenden, kaum gedämpften Feuerbrände des Bürgerkrieges wieder zum Himmel empor lodern und glaubte, daß die Kriegsfackel diesmal Rom vom Erdboden vertilgen werde, glaubte an keine Rettung mehr. Ähnliche Stimmungen dumpfer Verzweiflung an dem Heile, ja an der Existenz des Vaterlandes finden wir um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei deutschen Dichtern.

Hören wir der beſten einen, was kühnen Mut und Adel der Geſinnung anlangt, Moritz Grafen Strachwitz, und ziehen wir mit den Gefühlen des Römerjünglings die Parallelen:

Dumpf in dir, o Kaiſerwiege,
Gärt der Keim der Bürgerkriege,
Tauſend Zungen
Sind gedungen,
Tauſend Speere ſind geſchwungen,
Fieberträumend liegſt du da,
Schüttle dich, Germania!
. . . . . .
Zucht und Glaube
Tief im Staube . . . . .
Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien iſt gar nah,
Sieh dich um, Germania!

Und auch bei uns fragten manche brave Patrioten:

Forte quid expediat communiter aut melior pars
Malis carere quaeritis laboribus.

Was nun ſollen wir tun, zu wenden das drohende Unheil?
So fragt ihr alle oder doch der beſſre Teil.

(Überſ. v. Menge.)

Und was antwortet Horaz den bang um Rat fragenden? Rom ſcheint ihm unrettbar verloren. Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, greift er nach dem Plane, den ſchon Sertorius nach dem Siege des Sulla gehegt haben ſoll, nämlich nach der Inſel der Seligen auszuwandern, und in ſeinem jugendlichen Idealismus findet er ſüßen Troſt in dem Vorbild der Phocäer: Verlaßt das verlorene Vaterland und ſucht über dem Weltmeer eine neue Heimat.

Gleichwie der Phocäer
Gemeinde fluchend ihrer Stadt voreinſt entfloh,
Wie ſie die Äcker daheim und die Götter des Herds und die Tempel
Den Ebern und raubgier'gen Wölfen überließ,

So laßt fliehen auch uns, wohin uns tragen die Füße,
Wohin ob Weſt, ob Süd uns durch die Wogen führt.
Wollt ihr? oder hat einer vielleicht noch beſſer zu raten?
Was ſäumt ihr noch? Zu Schiffe ruft uns unſer Stern.
Doch wir ſchwören zuvor. (Überſ. v. Menge.)

Und nun läßt der Dichter die Auswanderer einen fürchterlichen Eid ſchwören, nie mehr an die Rückkehr zu denken, ehe nicht die Naturgeſetze aufgehoben ſind. Das iſt die exsecratio! Wenn nicht Wunder geſchehen, iſt keine Rettung im Vaterlande; dieſe Wunder werden nie geſchehen; alſo vorwärts geſchaut, nicht hinterwärts! Die elenden Wichte mögen zu Hauſe verkommen; was noch männlich fühlt, — hinaus in den Ozean! Dort winken uns die Inſeln der Seligen. Und nun folgt in wunderbar ſchönen Verſen eine unendlich liebliche Schilderung dieſes geträumten Paradieſes, nach dem die Menſchen ſich zu ſehnen nicht aufgehört haben und nie aufhören werden, ſolange die Sünde ihr Verderben iſt. Dorthin, wo die Hirten leben, ein harmloſes Geſchlecht! Sie brauchen für gar nichts zu ſorgen, ſie lieben und tun weiter nichts mehr. Die Erde gibt alles freiwillig her — omnis feret omnia tellus. Hin zu den Inſeln,

wo die Ceres jährlich ſproßt
Auf ungepflügtem Acker und der Moſt
Geſammelt wird von unbeſchnittnen Reben
Und die Oliven immer Früchte geben.
Der ſüße Feigenbaum iſt dort daheim,
Aus hohlen Eichen fließt der Honigſeim,
Und mit den munteren geſchwätz'gen Wellen
Entſtrömen von den Bergeshöhn die Quellen.

Kein Unglück, nichts Böſes naht dieſen Geſtaden. So träumt der jugendliche Dichter ſein Wunderland ähnlich wie Schiller in ſeinen ſchönen Verſen:

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh'
Und die leiſen Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu;

Goldne Früchte ſah' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Horaz hatte zu ſchwarz geſehen. Aus dem gärenden Brodem und Wuſt der hölliſchen Mächte der Zwietracht und der Sittenloſigkeit arbeitete ſich das Vaterland noch einmal heraus. Sollte der Dichter den nicht verehren, der es mit ſtarker Hand und klugem Sinn wieder aufrichtete und dem Hexenſabbat ein Ende machte, ſo daß Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Segen Platz griffen auf den Trümmerſtätten der Bürgerkriege?

17. Iam iam efficaci do manus scientiae

Keine Gnade.

QUAE FINIS AUT QUOD ME MANET STIPENDIUM

Es ist nicht wohlgetan, daß unsere Herausgeber der lyrischen Dichtungen des Horaz durch die Voranstellung der später herausgegebenen Oden den ersten Teil der Dichtungen des Horaz mit diesem Gedichte abschließen, — in der Tat kein würdiger Abschluß! Eine Canidia, wie sie Horaz durch seine giftigsten Spottpfeile vernichtet als Schlußfigur — nimmermehr! Wir können heute uns mit einem Dichter nicht befreunden, der ein Weib, mag sie noch so schlecht gewesen sein, mag sie Liebestränke gemischt haben, mag sie noch so lasterhaft gewesen sein, mit Keulenschlägen niederwirft. Welch ein Hohn spricht aus jedem dieser Worte, wenn er sich stellt, als fühle er die Macht und die Wirkung ihrer Hexenkünste, als empfinde er Reue darüber, sie geschmäht zu haben, wenn er dazwischen die furchtbarsten, beißendsten Schmähungen auf sie häuft, wenn er sie um Gnade anfleht und für diesen Fall verspricht zu — lügen, daß sie fromm und keusch ist, wenn vernichtende Ironie seinen Griffel vergiftet! Verurteilen wir dreist diese giftigen Blumen, die einer Zeit entsprossen sind, wo der junge Horaz, um sich bei dem großen Publikum rasch einen Namen zu machen, für seine Pasquille dem Tagesleben möglichst pikante und allgemein besprochene Themata entnahm, die den schönen Blütenkranz verunzieren, den der Dichter zu unserer Freude uns hinterlassen. Delicta iuventutis meae ne memineris!

Interessant ist es, diese Epode zu vergleichen mit der fünften. Dort ist der Ton durchweg pathetisch, ernst und voller Erbitterung

und verrät ſcheue Angſt vor der Magie. Hier will Horaz als der aufgeklärte Spötter auftreten, als den er ſich in der achten Satire des erſten Buches zeigt. Aber es bleibt bei dem Verſuche. Die mit Haß verbundene Furcht vor einer perſönlichen Feindin verrückt ihm das Konzept und läßt den beabſichtigten ſouveränen Spott nicht aufkommen. Dieſes Schwanken darf nicht überraſchen. Es müßte im Gegenteil auffallen, wenn Horazens freigeiſtige Impulſe im Gegenſatz zu der für die damalige Kulturwelt charakteriſtiſchen, zwiſchen Glauben und Unglauben ſchwankenden Inkonſequenz des Urteils ſich zu einer konſequenten Leugnung der Magie entwickelt hätten. (J. Bruns.)

Oden.

Monumentum aere perennius
regalique situ pyramidum altius

Erſtes Buch.

Nos convivia, nos proelia virginum
Cantamus vacui, sive quid urimur.

I. 1. Maecenas atavis edite regibus

Die Teilung der Erde.

ME GELIDUM NEMUS
NYMPHARUMQUE LEVES CUM SATYRIS CHORI
SECERNUNT POPULO

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.
Schiller.

Idealismus und Realismus! Goethe klagte über den furchtbaren Realismus unseres Horaz. Wie unrichtig! Wenn er Wein und Lieder, Liebe und Freundschaft liebte, ist er dann nicht ein rechter Poet gewesen? In seiner Muse findet er sein Glück, im Reich des Idealen. Dem musenlosen Realismus huldigten Hunderte, Tausende mit ödem Herzen. Bilder dieses Dichtens und Trachtens der Menschen reihen sich in bunter Fülle in diesem Gedichte aneinander, mit dem Griffel des Meisters in heiterem Spott gezeichnet. Diese Bilder vergleicht Otto Keller passend mit dem Kranze lieblicher Reliefs auf einer marmornen Vase, die Scenen aus den verschiedenen Berufsarten und Lebenszielen der Menschen darstellen, großartig anfangend, großartig schließend und Anfang und Ende harmonisch verbindend. Sie werden zu einem prächtigen Hymnus auf die Herrlichkeit des Dichterberufes.

Viele lockt der Siegespreis in der Rennbahn, der ebenso nichtig ist wie der Staub, den sie bei dem Wettfahren aufwirbeln. Andere buhlen um die veränderliche Volksgunst, um, von ihr getragen,

zur eitlen Höhe ſtolzer Ämter emporgehoben zu werden. Der Großgrundbeſitzer iſt erſt glücklich, wenn er alle ſeine Scheuern voll ſieht. Der Kleinbauer hängt an ſeiner vom Vater ererbten Scholle mit allen Faſern ſeines Herzens, ihm geht nichts über das altmodiſche Bauernleben. Um immer mehr zu erwerben, wagt der Kaufmann trotz aller beſtandenen Todesnöte ſich immer wieder auf das hohe Meer hinaus. Anderen iſt nur wohl in träger, üppiger Untätigkeit, ihr Ideal iſt ein dolce far niente. Andere wieder finden ihr Glück in dem unbehaglichen, aufreibenden Kriegsleben. Manchem ſteht kein Genuß höher als die aufregende Freude der Jagd. Die Ideale aller dieſer kleben am Irdiſchen. — Der Dichterberuf allein verſchafft göttliche Freuden, die der Tor nicht ahnt. Der Dichter iſt, ſo oft er kommt, den Göttern willkommen, ſein Auge hängt am göttlichen Angeſicht, an der göttlichen Harmonie ſein Ohr. Er hört und verſteht die Töne der Beſeligten in den heiligen Hainen, wo die Quellen rauſchen, die Nymphen im Vollmondglanze leichtbeſchwingte Reigentänze aufführen, wo die Bacchen verzückt ihrem Meiſter entgegenjubeln, wo dieſer ſeine Sänger neue Weiſen lehrt, wo Merkur und Faunus ihre Jünger ſammeln. Wo der Dichter in entzückter Trunkenheit ſchwelgt, da hört der gewöhnliche Sterbliche nur den Nebelwind, der herbſtlich durch dürre Blätter ſäuſelt. Ähnlich ſtolz ſtellt Schiller ſeinen Dichterberuf dem ſonſtigen Treiben der Menſchen und zwar der nach den höchſten irdiſchen Auszeichnungen ringenden gegenüber in dem Gedicht: Im Oktober 1788.

Daß du des Geiſtes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
Mir ein Saitenſpiel gabſt,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen ſtolzeren Söhnen,
Mir ein Saitenſpiel gabſt;
Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeiſtrung beflügelt,
Schöner das Leben ſich malt,
Schöner in der Dichtung Kriſtall die Wahrheit ſich ſpiegelt,
Heller die dämmernde ſtrahlt;
Große Göttin, dafür ſoll, bis die Parzen mich fodern,
Dieſes Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir lodern.

Dieſe Ode iſt der Prolog zu den drei erſten Büchern der Oden, wahrſcheinlich ebenſo wie der Epilog unmittelbar vor ihrer

Herausgabe gedichtet, beide in einem ſonſt in dieſen Büchern nicht angewandten Metrum. Eingeleitet und geſchloſſen iſt dieſer Prolog mit je zwei Widmungszeilen an ſeinen hohen Gönner Mäcenas, der von des Dichters Stirn die frohen Dichtermut lähmenden Sorgen um das tägliche Brot verſcheucht hatte, der aber mehr empfing, als er zu geben vermochte — die Unſterblichkeit ſeines Namens.

Die Ode iſt aber auch zugleich des Dichters Programm: nur die lesbiſche Laute will er ſpannen. Auf Alcäus und Sappho geſtützt, d. h. nur mit lyriſchen Gedichten, will er die Höhen des Dichterruhms erklimmen. Und er hat ſie erklommen.

Mäcenas, königlicher Ahnen Blut,
Du mein Beſchützer und mein köſtlich Gut!
Dem einen macht es Freude, mit dem Wagen
Der Rennbahn Staubgewirbel zu durchjagen,
Und wenn er gar einmal mit heißem Rad
Geſchickt das böſe Ziel umfahren hat,
Dann ſchmückt die edle Palme ihn, dann hält
Den Göttern er ſich gleich, den Herrn der Welt.
Der andre wird vom Schwarm des Volks entzückt,
Das launiſch ihn mit höchſten Ehren ſchmückt.
Der dritte möchte gern den Ernteſegen
Ganz Libyens in ſeinen Speicher legen.
Und manchen, der ſein Feld mit frohem Mut
Bebaut, den reizt nicht Kröſus' ungeheures Gut,
Sich zaghaft auf das hohe Meer zu wagen,
Von leichtem cypriſchen Gebälk getragen.
Die Ruh' und Flur des Heimatſtädtchens lobt
So mancher Kaufmann, wenn der Sturmwind tobt
Im Meer des Ikaros: nach wenig Tagen,
Da karges Los er nicht vermag zu tragen,
Stellt er die Trümmer ſeines Schiffes her. —
Auch kenn' ich manchen, der es nimmermehr
Verſchmäht, in altem Maſſiker zu zechen
Und ſich vom Tag ein Stündchen abzubrechen,
Um bald an heil'gen Quellen auszuruhn,
Bald unter Bäumen gütlich ſich zu tun.
Den wieder freut das wilde Lagerleben,
Das Schlachtgewühl, vor dem die Mütter beben,
Und Kriegsfanfaren und Trompetenton.
Der Jäger weilt, der jungen Gattin ſchon

Vergeſſend, unter eiſ'gem Himmelsdach,
Sei's, weil ein Eber durch das Garn ihm brach,
Sei's, weil die Hunde einen Hirſch verſpüren.
Doch meine Stirne wird der Epheu zieren,
Wird in der Götter Saal mich führen ein.
Und mich entrückt der kühle Dichterhain,
Der Satyrn und der Nymphen muntre Schwärme
Des irdiſchen Getriebes lautem Lärme,
Wenn nur Euterpe mir ihr Spiel nicht nimmt
Und Polyhymnia die Leier ſtimmt.
Willſt vollends du mich zu den Sängern zählen,
So wird mein Ruhm den Sternen ſich vermählen.

(Frei nach Bürger.)

I. 2. Iam satis terris nivis atque dirae Grandinis misit pater

Der Retter in der Not.

QUEM VOCET DIVUM POPULUS RUENTIS
IMPERI REBUS

Schreckenerregende Gewitter mit furchtbar flammenden Blitzen lassen Himmel und Erde erbeben, mächtige Regenschauer und Hagelmassen prasseln hernieder, wütende Winde wälzen die Tiberwasser zurück, daß sie weithin zerstörend über die Ufer treten, die Stadt, die ewige, wankt unter dem Aufruhr der Elemente, eine zweite deukalionische Flut bricht herein und scheint den Sturz des ganzen Reiches zu bedeuten. Wegen welcher Sünde diese Sündflut? Was haben die Römer verbrochen, daß sie solchen Zorn der Götter verschuldet? Sie haben Cäsar gemordet, den großen Cäsar, der nach blutigen Bürgerkriegen endlich Ruhe geschaffen, der nach langen, schweren Leiden den römischen Staat hatte gesunden lassen, der ihm nach dem schwankenden Hin und Her der Republik mit fester Hand die Segnungen einer Monarchie geschenkt hatte. Aber die Strafe für diesen Frevel bleibt nicht aus. Der Aufruhr der Elemente bricht los und mit ihm der Aufruhr im Staate: von neuem rast die Furie des Bürgerkrieges über die römischen Lande, die Erde des Vaterlandes färbt sich rot von dem durch Bruderhand vergossenen Blute seiner Söhne. Von neuem droht die römische Welt aus den Fugen zu gehen. Nirgend Rettung? Nirgend Hilfe? Schenket, ihr Götter, schenket einen Mann, der ähnlich wie Cäsar die Zügel der Regierung in seine

feste Hand nimmt, der unbekümmert um das Geheul der Masse als weiser Alleinherrscher das römische Volk von den häßlichen Wunden des trostlosen Bürgerkrieges genesen läßt. Oder steiget ihr selbst hernieder von eurem himmlischen Thron und reichet uns eure rettende Hand. Wird Vesta uns helfen? Wird Apollo der Retter sein? Venus? Mars? Ah, du bist es, du leichtbeschwingter Sohn der holden Maja; du hast dich entäußert, hast Menschengestalt angenommen, weilst unter uns als der Cäsar rächende, Cäsar ersetzende Octavian. Kehre erst spät in den Himmel zurück, weile lange und gern bei dem römischen, bei deinem Volke, laß dir Triumphe verleihen, dich Vater und Fürst nennen und brich den in der Zeit der Schmach groß gewordenen Übermut der äußeren Feinde.

Das sind nicht Worte elender Kriecherei, sondern Worte, entströmt einem warm für das Vaterland schlagenden Herzen. Uns mutet es ja heute befremdend an, wenn der Dichter den Kaiser einem Gotte vergleicht; aber erstens war das bereits Modesache geworden und hatte sich schon so sehr eingebürgert, daß der Kaisertitel deus bald zu den offiziellen gehören sollte; dann aber muß man mit den patriotischen Herzen von damals mitzufühlen versuchen. Wie mußten sie dankbar dem Manne entgegenschlagen, der Rettung gebracht hatte, wo keine Rettung mehr möglich schien, der den Bürgerkrieg mit eiserner Faust unterdrückt, der Rom aus Blut und Schmach, aus Verwüstung und Verderbnis zur alten Ehrenstellung und zu sicherem Frieden geführt hatte. Solange also Augustus das Scepter in fester Hand hielt, so lange konnte man sicher sein, den Frieden in Ruhe genießen zu können. Aber was dann, wenn Augustus die Herrschaft niederlegte, oder gar, wenn er nicht mehr auf Erden? Würde nicht die Furie des Bürgerkrieges ihr blutgieriges, schlangenumwalltes Haupt wieder erheben? Und beides war zu fürchten: Augustus hatte längere Zeit gekränkelt. Daher des Dichters heißes Flehen: Mercurius-Augustus möge erst spät in den Himmel zurückkehren. Er hatte verlauten lassen, er gedenke seine außerordentlichen Machtbefugnisse niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Daher die zweite Bitte am Schluß der Ode: kein schneller Lufthauch möge den Kaiser, wenn er ob der Römer Schlechtigkeit zürne, entführen, vielmehr solle er

sich in ihrer Mitte herrliche Triumphe gefallen, sich gern Vater und Friedensfürst nennen lassen.

Ebensowenig wie niedrige Schmeichelei darf man aus unserm Gedichte charakterlosen Gesinnungswechsel des Dichters herauslesen. Gewiß, Horaz hatte nach Cäsars Ermordung für die Sache der Freiheit zum Schwerte gegriffen. Aber diese Freiheit war ein Phantom gewesen. Die hohlen Tiraden der stoischen Freiheitshelden hatten nicht gehalten, was sie lügnerisch versprochen. Ihr Phrasenheldentum war auf Philippis blutgetränkten Feldern unterlegen; entnüchtert, hoffnungslos, mit leerem Beutel und krankem Herzen hatte er die Heimat aufgesucht. Sechzehn Jahre später dichtete er diese Ode. Allerdings ein ungeheurer Wandel in seiner Gesinnung, aber ein Wandel, den viele Patrioten gleich ihm durchgemacht hatten. Redete doch die Entwicklung der Dinge eine Sprache, die auch den Widerwilligen Anerkennung abnötigte. Die Verhältnisse hatten mit Notwendigkeit zur Monarchie hingedrängt, der einzigen Verfassung, die den am Rande des Abgrundes schwebenden Staat vor dem jähen Sturze bewahren konnte. Früher die heillosesten Verwirrung, Zerrüttung, jetzt Beruhigung, dauernder Friede, dessen Segnungen im Handel und Wandel sich überall fühlbar machten. Früher die größte Verwahrlosung in Zucht und Sitte, jetzt gesetzliche Maßnahmen, um die Einfachheit der alten Zeit wiedereinzuführen, um die Sittlichkeit zu heben, wobei der Kaiser selbst mit dem besten Beispiel voranging; früher infolge der allgemeinen Auflösung Unfähigkeit, den Feinden des Reiches energisch entgegenzutreten, jetzt tatkräftige Unternehmungen, um die durch die innere Einigkeit wiedergewonnene Macht nach außen hin fühlbar zu machen.

So war es denn nicht elende Kriecherei, nicht charakterlose Parteigängerei, wie noch immer einige Horazinterpreten behaupten wollen, sondern es war das für sein Vaterland so warm schlagende Herz, das förmlich berauscht von der Segensfülle des endlich eingekehrten Friedens dem Dichter diese Ode diktierte. Die Segnungen der Monarchie und ihre Notwendigkeit weiteren Kreisen zu predigen, hielt der patriotische Dichter für eine seiner würdige Aufgabe. Er wählte hierzu das Versmaß, das er zum Ausdruck weihevoller Stimmung mit Vorliebe verwandt hat, die sapphische Stanze.

Genug des Schnees, genug der wilden Schloßen
Hat Vater Zeus auf unſer Land gegoſſen,
Die Flammenhand nach Tempeln ausgeſtreckt
Und unſre Stadt mit ſeinem Zorn geſchreckt.

Er ſchreckte uns: es möchte ſich erneuern
Der Pyrrha Zeit mit ihren Ungeheuern,
Wo Proteus ſeine Herde allzuhauf
Die Höhen des Gebirges trieb hinauf;

Wo Fiſche hingen in der Ulmen Kronen,
Da wo ſonſt Tauben in den Neſtern wohnen,
Und in der Flut, die über ihnen ſchwillt,
Zu ſchwimmen ſucht das ſcheue Edelwild.

Wir ſahn den Tibergott die gelben Wellen
Von der Etrusker Ufer rückwärts ſchwellen;
Das Königsdenkmal ſtürzt' er wütend um,
Bedrohte auch der Veſta Heiligtum.

Er ließ, um Ilias Klageruf zu rächen,
Die Fluten übers linke Ufer brechen,
Selbſt wider Juppiters gerechten Schluß,
Der allzu ſehr dem Weib gefäll'ge Fluß.

Daß Römer gegen Römer Schwerter wetzten,
Die beſſer ſie mit Perſerblut benetzten,
Das wird vernehmen unſrer Bürger Saat,
Gemindert durch der Väter Freveltat. — —

Zu welchem Gotte ſoll das Volk ſich kehren,
Den Umſturz ſeines Reiches abzuwehren?
Mit welchen Bitten ſoll der Jungfraun Chor
Sich wenden zu der Veſta taubem Ohr?

Wem wird den Auftrag Juppiter erteilen,
Die Freveltat zu ſühnen und zu heilen?
Ach endlich komm, Apoll, ſo beten wir,
In deiner Schönheit, deiner Strahlenzier!

Willſt du es lieber mit der ſüßen Miene,
Von Lieb' und Luſt umgaukelt, Erycine?
Vielleicht, o Ahnherr, wendeſt du den Sinn
Zu deinen lang vergeſſnen Enkeln hin?

Biſt lange ſatt des nicht'gen Waffentanzes,
Der ſonſt ſich freut der Schlacht, des Waffenglanzes,
Den es erfreut, wenn voller Wut
Der Marſer lechzt nach ſeines Feindes Blut?

Schwangſt du dich, Hermes, zu der Erde nieder,
Gehüllt in eines Jünglings ſchlanke Glieder,
Und haſt du, Sohn der Maja, uns vergönnt,
Daß dich die Welt den Rächer Cäſars nennt?

Dann kehre ſpät zum Himmel, weil in Frieden
Beim Volke der Quiriten du hienieden,
Entflieh im Zorn ob unſrer Sünden nicht
Auf ſchnellen Lüften unſerm Angeſicht.

Laß lieber dich als Fürſt und Vater preiſen,
Die Ehren des Triumphes dir erweiſen,
Und duld als Feldherr nicht, daß ſtolz zu Roß
Sich tummle ungeſtraft der Meder Troß.

(Frei nach Bürger.)

I. 3. Sic te diva potens Cypri

Titaniſches Streben.

NIL MORTALIBUS ARDUI EST

Ob die Welt an Wundern reich,
Keines iſt dem Menſchen gleich!
Von des Südes Wut umſtürmt,
Kommt er durch die See gezogen,
Durch die dunkle, von der Wogen
Wildem Schwalle hoch umtürmt.

. . . . . .

Nur vor dem Tod
Vermag er nimmer zu entrinnen,
Mocht' er auch Rettung ſich erſinnen
Aus ſchwerer Not.

(Überſ. v. Kayſer.)

Die Klänge dieſes ſophokleiſchen Chorliedes (*πολλὰ τὰ δεινά*) zogen dem Dichter wohl unaufhörlich durch den Sinn, als ſeiner edelſten Freunde einer, Vergil, eine (allerdings erſt ſpäter ausgeführte) Reiſe nach Griechenland plante, um unter der leuchtenden Sonne von Hellas ſein großes Werk, die Äneis, zu vollenden. Der befreundete Dichter war leidend und angegriffen; die Reiſe auf dem zerbrechlichen Fahrzeug äußerſt beſchwerlich und gefährlich. Mit Recht war Horaz um das Schickſal des großen Epikers beſorgt, der ihn mit Mäcen bekannt gemacht und ſo die freundliche Wendung ſeines Geſchickes veranlaßt hatte. Vielleicht war es ein Abſchied für immer! Trübe Ahnung zog durch die Seele des Freundes. Die herrlichen Worte aus dem ſchönſten Werke des größten attiſchen Dramatikers von dem kühnen Unterfangen der armen Sterblichen,

der Eintagsfliegen, die nach Unendlichem ſtreben und doch dem Fluche der Zeitlichkeit unterworfen ſind, fielen wohl dem Dichter ein und regten ſein Empfinden mächtig an; er ſtimmte ſeine Laute und ſang dies Lied, dies herrliche Lied von dem maßloſen titaniſchen Streben, von der ὕβρις des Menſchengeſchlechts, dieſem unerſchöpflichen Thema der Tragödie nicht nur auf der Bühne, nicht nur auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ſondern der Tragödie des Lebens ſelbſt.

Der lebendige Eingang des Gedichtes mit dem wiederholten sic zaubert unſerer Phantaſie das Bild vor, als ſegele das Schiff ſchon davon, als rufe ihm Horaz die beiden erſten Strophen als glückwünſchende Abſchiedsworte nach. Venus marina, die bei Cypern dem Meer entſtiegene Mutter des von Vergil beſungenen Helden und die freundlichen Schifferſterne ſollen das Fahrzeug gütig durch Sturm und Wogenbraus nach Athen geleiten.

Rette ihn, Kaſtor, reiſiger Held,
Und du Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!

Dann verfinſtern ſich die Gedanken, erfüllt von der Vorſtellung der Kühnheit, der Verwegenheit des Menſchen, der ſich ein paar Bretter zuſammenzimmert, um damit den Göttern, die die Länder durch den Ozean fürſorglich geſchieden haben, zu trotzen, um die Schiffe freventlich das Meer durchfurchen zu laſſen, das der Menſch nicht befahren ſoll. Die Kontraſte prallen in den Attributen fragilem truci pelago ratem aufeinander, die Größe des Unterfangens malen die Worte praecipitem Africum, tristes Hyadas, rabiem Noti, tollere und ponere freta. Wußte doch Horaz aus eigner Erfahrung, wie das Meer wüten kann, war doch auch ſein Schiff einſt ein Spielball der Wogen geweſen, hatte er doch ſelbſt das naſſe Grab vor Augen gehabt. Und nun denke man ſich die mangelhafte Einrichtung der Fahrzeuge des Altertums! Auf einem ſolchen mit feſtem Auge, mit unerſchüttertem Herzen den Fluten zu trotzen, wenn die Stürme ſie hetzten zu todbringenden Angriffen auf das winzige Menſchenwerk, — das war titanenhaftes Weſen und Streben, das erweckte die Gedanken der Beſorgnis vor dem Götterneide, der ungebeugten Trotz niederſchmettert, wie er einſt niederſchmetterte das wilde Streben eines

Prometheus, eines Dädalus. Demütige dich vor den Göttern. Dis quod minorem te geris, imperas. Den Hoffärtigen stürzen sie, dem Demütigen schenken sie Gnade. Vertraue nicht der eignen Kraft. Juppiter thront als Rächer über den Wolken und schmettert die Himmelsstürmer in den Tartarus mit dem Donnerworte:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!

So klingt das wunderbare Lied aus, — ein echt lyrisches Gedicht, das von der Begebenheit, die das dichterische Gemüt in Schwingungen versetzte, der realen Anregung sich erhebt zum Ausdruck der Idee, von dem Besondern zum Allgemeinen, von der Spezialität zu dem Gedanken, der allen verständlich ist, jedes Menschenherz erregt und bewegt und so in alle Zeit hinauswirkt.

Mit den Fortschritten der Kultur mehren sich auch die Lebensgefahren, die in tausend Gestalten an den Menschen herantreten. Semotique prius tarda necessitas Leti corripuit gradum, sagt der Dichter und meint damit: unsterblich waren die Menschen auch früher nicht. Allein der Tod ereilte die Naturmenschen spät und war semota, wohnte noch nicht mitten unter ihnen.

Wir Modernen vermissen die Anerkennung kühnen Strebens und den Gedanken an die Vervollkommnung, an den Fortschritt des Menschengeschlechts. Aber Horaz war abhold allem Wagemut, war ein Freund der goldenen Mittelstraße, die der Weise wählt, um fern von den Aufregungen, die vorwärtsringendes Streben, kühnes Forschen im Gefolge haben, in ruhigem Herzensfrieden hinzuleben. Auch war er trübe bewegt durch den bevorstehenden Abschied, durch die Gefahren, denen sein Freund entgegenging, kleinmütig geworden durch das Verhängnis, das über die großen Männer hereingebrochen war, die ihr titanisches Streben nicht zügeln konnten — Marius, Cäsar. Er fühlt als ein Kind der furchtbaren Zeit, wo die Himmelsstürmer seiner Tage den Bau der Republik mit furchtbarem Krach über den Haufen geworfen hatten, und erblickte das Heil in dem Maßhalten, der Rückkehr zur Natur, zur Einfalt und Reinheit. Aus den Stimmungen jener Zeiten wollen seine lyrischen Schöpfungen erklärt und begriffen sein.

Es folge mit wenigen Änderungen Eduard Bürgers schöne Übertragung dieses hohen Liedes von dem Maß menschlicher Kraft

So möge dich die mächt'ge Cypris leiten,
Der Dioskuren helles Doppellicht
Und Äolus mit günſt'gem Hauch begleiten,
Die Winde feſſelnd, nur den Japyx nicht,
O Schifflein, denn es iſt dir übergeben
Vergilius, ein heilig teures Pfand,
Bewahr ihn, denn er iſt mein zweites Leben,
Und führ ihn ſicher an Athenes Strand.

Dem Manne war um ſeine Bruſt gezogen
Ein dreifach Erz, der ſich zuerſt vertraut
Auf ſchwankem Kahn des Meeres grauſen Wogen,
Dem vor des Föhnes Toben nicht gegraut,
Wenn er dem kühlen Nord entgegenbrauſet,
Der trotzte der Hyaden finſtrem Heer
Und ſelbſt dem Notus, der als Herr dort hauſet,
Er glätte oder wühle auf das Meer.

Vor welchem Tode mochte der erbeben,
Der Meeresungeheuer hat geſehn
Mit trocknem Aug' und Stürme ſich erheben
Um die berüchtigten keraun'ſchen Höhn? —
Umſonſt hat um die Länder hergezogen
Ein weiſer Gott den tiefen Ozean,
Wenn doch mit frechem Kahn auf ſeinen Wogen
Der Menſch befährt die ihm verbotne Bahn.

Es ſtürzet von Verbrechen zu Verbrechen
Der Sterblichen Geſchlecht mit tollem Mut.
So brachte uns Prometheus durch den frechen
Betrug das Feuer. Seit des Himmels Glut
Entwendet war, da kam der Fieber Menge
Und blaſſes Siechtum auf die Erde mit;
Und ſelbſt der Tod mit ungewohnter Strenge
Beſchleunigt jetzt den ehmals trägen Schritt.

Auf Flügeln, die uns die Natur verſagte,
Hob Dädalus ſich in die leere Luft,
Und Herkules mit ſtarkem Arme wagte
Hinabzudringen in des Orkus Kluft.
Den Sterblichen iſt nichts zu ſteil, wir ſchwingen
Uns wahnbetöret zu der Götter Sitz,
Und unſre fortgeſetzten Frevel zwingen
Den Zeus, zu ſchleudern ſeinen grimmen Blitz.

I. 4. Solvitur acris hiems

Der Lenz ist da!

IAM CYTHEREA CHOROS DUCIT VENUS IMMINENTE LUNA

Winterstürme wichen
Dem Wonnemond,
In mildem Lichte
Leuchtet der Lenz;
Auf lauen Lüften
Lind und lieblich,
Wunder webend
Er sich wiegt.

Wem ist nicht das Herz aufgegangen bei diesen Worten aus der Walküre mit ihrer sinnberauschenden, einschmeichelnden, weichen Melodie und den weichen W- und L-Alliterationen, die das leise Fächeln der lauen Frühlingslüfte versinnbildlichen! Ähnlich haben sich die weichen W-Alliterationen Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni unserm Horaz auf die Lippen gedrängt, als er diese Frühlingsode dichtete, die in ihrem aus Daktylen und Trochäen kunstvoll zusammengesetzten Versmaß durchaus auf eine muntere Stimmung hinweist, entsprungen all der Pracht des erwachenden Frühlings.

Wie oft ist der Frühling besungen worden! Jeder Dichter hat es mindestens einmal versucht, den frohen Gefühlen, die das Leben und Weben der Natur in Lenzesluft erzeugt, poetischen Ausdruck zu verleihen. Eins der prächtigsten aus antiker Zeit verdanken wir keinem Geringeren als Anakreon, es lautet in Brandes' griechischem Liederbuch:

Sieh, wie dem Lenz die Charitinnen
Mit Rosen schon entgegenziehn,
Die Wogen sacht am Strand verrinnen
Und wie des Winters Stürme fliehn!
Sieh, wie die Ente auf und nieder
Im Weiher taucht und lustig schwimmt,
Der Kranich von der Wandrung wieder
Den Weg zur fernen Heimat nimmt!
Sieh, wie am Himmel mit den Schatten
Der Wolken kämpft der Sonne Licht,
Wie's keimt und grünt auf allen Matten,
Das Saatkorn durch die Schollen bricht!
Wie schon am Weinstock Blüten sprießen
Und wie die Vögel fern und nah
Von allen Zweigen jubelnd grüßen:
Der Lenz, der Lenz ist wieder da!

So kommt auch bei Horaz die Freude an der Natur in der heitern, anmutigen Schilderung des lebenspendenden Lenzes so recht zum Ausdruck, aber unser philosophisch gebildete Dichter denkt bei dem Aufblühen des Frühlings zugleich an das Absterben im Herbst, an das Werden und Vergehen, an Leben und Tod! — Ebenso Rückert:

Wieder Frühling! — doch: ach, die bange Sicht der Lebenskürzen
Wehrt uns, lange Hoffnungen zu schürzen!

Die erste Strophe unserer Ode malt das Schwinden des Winters mit dem fröhlichen Treiben auf Strom und Flur, ähnlich den Goetheschen Versen:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick.

Die nächste Strophe gibt dem Wirken und Walten der Naturkräfte plastischen Ausdruck: Waldesweben in seiner geheimnisvollen Luft: Venus, Grazien, Nymphen bei hellem Mondenschein den Reigen schlingend, der rußige Gemahl, der Gott der Esse, das unterirdische Feuer, das die Früchte der Erde, vor allem den Feuerwein, zur Blüte und Reife treibt, mächtig schürend, daß es oft grell aufblitzt. Die dritte Strophe fordert auf, all das Schöne zu genießen, den Kranz von Freudeblumen und Liebesmyrten aufs Haupt zu setzen, dem Faunus, dem Frühlingsgott, ein Opfer zu

bringen. Und die vierte und fünfte Strophe? Hören wir das Lenzlied ſelbſt in der anmutigen Überſetzung von Julius Bartſch:

Es ſchwindet der Winter! Wie hauchen
Die Lüfte lind und weich!
Wie gleiten behende die Kiele
Ins blaue Wellenreich!
Nicht ſäumt mehr die Herde im Stalle,
Der Pflüger eilt zu Feld,
Und nicht mehr von Reif übergoſſen
Hüllt weiß ſich ein die Welt.

Schon führt Cytherea den Reigen
In ſtillem Mondenglanz,
Und Nymphen und Grazien wiegen
Sich anmutsvoll im Tanz;
Schon ſchürt in den Tiefen der Erde,
Wo ſich Cyklopen mühn,
Vulkan die flammenden Gluten,
Daß Funkengarben ſprühn.

Jetzt, Freund, iſt die Zeit, ſich zu ſchmücken
Mit grünem Myrtenreis,
In die duftigen Locken zu flechten
Sich Blüten rot und weiß,
Jetzt ziemt es, den Flurgott zu ehren
Im kühl durchhauchten Hain,
Mag ein Böckchen zum Feſt ihm gefallen,
Ein Lamm genehm ihm ſein.

Es pocht mit ſeinem Fuße
An ſtolzen Turmpalaſt,
Wie an die verfallene Hütte
Der Tod, der Schreckensgaſt.
Ach, Freund, auf Fernes zu hoffen
Verbeut die Flucht der Zeit;
Denn bald ſteht düſter umſchattet
Das Grab für dich bereit.

Und hüllt erſt in ewiges Dunkel
Die Todesnacht dich ein,
Dann wirſt bei den heitern Gelagen
Du nicht mehr König ſein,
Wird nicht mehr dein Herz ſich erfreuen
An Lycidas' Erblühn,
Für den ſchon die Jünglinge ſchwärmen
Und bald die Jungfraun glühn.

Also ohne irgend einen Übergang, ganz unvermittelt setzt der Dichter mit der Erwähnung des Todes ein. Was will er damit? Es soll uns recht drastisch vor Augen geführt werden, wie unvermittelt der Tod mit rauher Hand mitten in alle Lebenslust hineingreift und sich sein Opfer holt.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas.

Hart klingen diese P-Laute an, so hart, so unerbittlich ist das herrische Pochen des Einlaß heischenden Todes. Wer weiß, wie lange du dich des Frühlings noch erfreuen kannst, drum frisch, o Freund, genieße ihn! Träume nicht, spinne nicht Zukunftspläne. Bist du erst den Weg alles Irdischen gegangen, so ist's vorbei mit den Genüssen, die du jetzt verträumst.

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet. (Goethe.)

Also, Sestius, säume nicht; denn wie mich, den armen Schlucker, sagt unser lachende Philosoph, aus meiner Hütte, so holt auch dich aus deinem Palast der bleiche Tod, wenn du auch noch so reich gesegnet bist. Und reich gesegnet — beatus — bist du ja, spöttelt der Schalk aus Tibur weiter, denn in deinem Herrensitz dünkst du dich ein König, bist wirklich so oft ein König — bei den Gelagen und darfst den schönen Lycidas — zwar lieben nicht, doch bewundern, anschwärmen und seine Liebe mit allen Jünglingen und bald auch Jungfrauen teilen.

Mit dem Bilde eines viel umschwärmten, viel umworbenen Menschenkindes, dem greifbaren Frühling in all seiner Schönheit, schließt dies Lied voll strahlender Lebenssonne, die durch die vorüberhuschende Wolke der Todesmahnung nur leicht getrübt wird, um in vollen Lebensklängen auszutönen. Frühling und Lycidas!

I. 5. Quis multa gracilis te puer in rosa

Ich bin gerettet!

MISERI, QUIBUS INTEMPTATA NITES

Pyrrha, die Geliebte mit dem goldroten Haar, das unter den schwarzen Südländern noch mehr als Schönheit gilt als bei uns, Pyrrha ist — treulos. In einer reizenden Grotte kost die gefährliche Sirene mit einem jungen, schlanken Fant, wie Frau Venus dereinst im Hörselberg, auf dem üppigen Lager von Rosen. Er ist der erste nicht, doch glaubt er es zu sein, der Harmlose, Unerfahrene. Der Dichter steht, ein treuer Eckhard, in der Nähe, voll mitleidigen Spottes.

Angel schwebte lockend nieder,
Gleich ein Fischlein streift und schnappt —
Schadenfrohe Schelmenlieder —
Und das Fischlein war ertappt.

Doch die Lippe, die spöttisch über all das Neigen von Herzen zu Herzen spottet, sie zuckt schmerzlich; in wehmütiger Erinnerung an das Liebesglück, das er verloren, denkt der Verlassene an die seligen Stunden, die er mit derselben Gläubigkeit an Liebe und Treue genossen. Unselig ist er geworden, wie dieser schöne Jüngling unselig werden wird. Aber perfer et obdura. Er hat seine Fassung wiedergewonnen, er hat sich aus der Charybdis gerettet und dankt dem mächtigen Meeresgotte, der ihn beschützt, durch eine Votivtafel und die Weihe der Gewänder, die an den glücklich überstandenen Schiffbruch erinnern. Er war elend, aber er ist wiedergesundet. Ist er es? Nein, das Gedicht entspringt dem tiefsten

Liebesweh, wie es die Untreue erzeugt. Den Tod im Herzen, ſpottet er und glüht vor Liebesſehnſucht und Eiferſucht. Wie gern würde er nochmals an dieſen Klippen ſcheitern!

Nachbildung nach Eduard Bürger.

Welcher Knab' umarmet dich
Jetzt mit Liebeskoſen,
Salbenduftend, wonniglich,
Mitten unter Roſen,
Pyrrha, in der Grotte Schutz?
Wen erfreut die Menge
Blonder Locken ohne Putz,
Ohne Schmuckgepränge?
Ach, wie oft wird deiner Treu'
Wandlung er beweinen,
Schwarze Stürme ſieht er ſcheu
Seinem Glück erſcheinen.
Er, der an dem ſüßen Blick
Jetzt ſich noch erfreuet,
Hoffend, daß ſein Liebesglück
Ewig ſich erneuet.
Ach, er kennt das Lüftchen nicht,
Das ihn ſchmeichelnd wieget!
Weh dem, den dein Truggeſicht
Unerprobt belüget.
Wohl mir! Mein durchnäßt Gewand,
Frei aus Sturm und Wetter,
Weih' ich als ein heilig Pfand
Dir, Neptun, Erretter.

I. 6. Scriberis Vario

Motivierte Ablehnung.

NEC . . . CONAMUR TENUES GRANDIA

Wie häufig an die Kunſt des neuen dichteriſchen Geſtirns poetiſche Anforderungen geſtellt wurden, erſehen wir aus den wiederholten Ablehnungen, denen Horaz die feinſte, in keinem Fall verletzende Form gegeben hat. Die Anträge kamen in beſonders dringender Form vom neuen Kaiſerhofe. Es gehörte viel Takt, Geſchick, aber auch viel Charakter dazu, um dieſen Wünſchen zu widerſtehen. Horaz ſchätzte Wahrheit und Unabhängigkeit im Denken und Dichten über alles und wußte ſich den mächtigen Freunden gegenüber eine relative äußere Unabhängigkeit zu wahren. Sicher hat er nicht die Kraft und Ausdauer in ſich gefühlt, in einem langen epiſchen Gedicht ſeine Zeitgenoſſen zu verherrlichen; hat er doch auch in dem Prolog ſein Programm entworfen, nur die lesbiſche Leier ſtimmen, in die Zahl der lyriſchen Sänger eingereiht werden zu wollen. Sicher hat er aber ſein Talent abſichtlich heruntergeſetzt, um nicht Hofdichter zu werden, der Gedichte auf Beſtellung lieferte, wie ſpäter der ſervile Martialis. Dieſe Geſinnungstüchtigkeit unſeres Dichters kann nicht genug betont werden. Wie viele hätten an ſeiner Stelle zugegriffen, wären gebraucht und weggeworfen worden! Wie Horaz ſich ſeine Stellung, unabhängig, geliebt, geehrt, dauernd zu geſtalten wußte, das bleibt für immer bewundernswert. In dieſer Beziehung iſt unſer Gedicht intereſſant für das Charakterſtudium des Dichters. Es lehrt zugleich, wie liebenswürdig er verſagen konnte, ohne daß

man ihm zürnen durfte, wie fein er bei der Absage der Huldigung doch zu huldigen verstand. Er tut es hier in der verbindlichsten Form sowohl für Agrippa, der ihn aufgefordert zu haben scheint, die Zeit von Philippi bis Actium in epischer Dichtung darzustellen, als auch für Varius, auf den er als hierzu geeignet hinweist. Indem er dem eignen Unvermögen die Dichtergröße des Varius gegenüberstellt, schmeichelt er so zugleich auf die feinste Weise dem Manne, dessen Taten nur eines solchen Sängers würdig seien, und hat es um so weniger nötig, diese Taten selbst direkt zu preisen, und Varius wird durch die summarische Charakteristik als ein zweiter Homer mit einem Schlage zu der Höhe emporgehoben, auf der der Darsteller solcher Taten stehen muß.

Horazischer Humor durchweht die Verse. Den großen politischen Kämpfen, die er besingen sollte, stellt er gegenüber als den Inhalt seiner Gedichte die Kämpfe — der Mädchen, die Jünglingen mit gestutzten Nägeln zu Leibe gehen. Das sei sein Stoff; Wein und Liebe singe er, immer nach seiner Weise leicht tändelnd.

I. 7. Laudabunt alii claram Rhodon

Troſt im Wein.

SIC TU SAPIENS FINIRE MEMENTO
TRISTITIAM

Eine Fülle von helleniſchen Orten wird uns vor die Augen gezaubert, von denen ein jeder uns reiſeluſtigen und helleniſch geſchulten Germanen die Erinnerung und die Sehnſucht weckt: das ſonnige Rhodos mit den im ſüdlichen Sonnenglanze ſtrahlenden, im Meere ſich ſpiegelnden Schiffen, berühmt durch ſeine Rhetoren und ſeine Künſtler, Mytilene mit ſeiner Blüte griechiſcher Lyrik, Epheſos und ſein Artemistempel, das üppige Korinth mit ſeinen zwei Häfen, die den Oſten mit dem Weſten verbanden, Theben mit ſeinem Dionyſoskultus, das durch die Majeſtät ſeiner Scenerie gewaltig wirkende Delphi, das herrliche Tempetal. Alle dieſe und mehr haben ihre dichteriſchen Lobredner gefunden, allen voran Athen, die Stadt der keuſchen Pallas, das roſſenährende Argos der Götterkönigin, das goldreiche Mykene, das kriegsharte Lacedämon, Lariſſa mit ſeinen fetten Kornfeldern und den großartigen Herrenſitzen des üppigen theſſaliſchen Adels. Aber mehr als alle dieſe ſtrahlenden Schönheiten entzückt den Dichter das liebliche Tibur. Ihm geht nichts über die rauſchenden Kaskaden des Anio, wo die Quellen ſpringen, wo ſchattige Fruchtbäume den Wanderer zum Verweilen einladen. Ebenſo denkt auch Plancus; er möchte gern in ſeinem Tibur ausruhen von ſeinem wechſelreichen, unruhvollen Leben. Über zwanzig Jahre ſchon tummelte er ſich in wildem Kriegsleben umher, war vom fernen Weſten nach dem entfernteſten Oſten verſchlagen worden. Er hatte es unter Cäſar im galliſchen Kriege

ſchon bis zum Legaten gebracht und in dem Bürgerkriege treu zu ihm gehalten. Als dann ſein Gebieter unter den Dolchen der vermeintlichen Vaterlandsbefreier zuſammenſank, als die blutigen Iden des März nach kurzer Zeit der Ordnung den Staat in neue Wirren ſtürzten, war Plancus nach kurzem Schwanken auf die Seite der Cäſarrächer getreten und hatte ſich Antonius angeſchloſſen. Durch ihn war er Konſul, dann Statthalter von Aſien geworden, hatte für ihn Syrien verwaltet, war zum zweitenmal Imperator geworden, war dann, empört über den Übermut der Kleopatra, zu dem übergegangen, der die nationale Ehre verfocht, zu Octavian. Ein wechſelreiches, aufregendes, aufreibendes Leben. Als dann Antonius beſiegt war und die Welt zur Ruhe gekommen zu ſein ſchien, glaubte Plancus, daß auch für ihn die Zeit der Ruhe gekommen ſei, und hoffte von dem wildbewegten Leben in ſeiner Villa in Tibur auszuruhen, Erholung zu finden von den ewigen Mühen und Gefahren; aber der Kaiſer, der die Intelligenz des kriegserprobten Mannes zu ſchätzen wußte, der je länger je mehr ihn auszeichnete, der ihn zum Mitglied des Prieſterkollegiums zur Beſorgung der öffentlichen Mahlzeiten bei Götterfeſten und ſpäter zum Cenſor machte, der ihm ſpäter ſo völlig vertraute, daß er ihn auf den überaus wichtigen Poſten des Stadtpräfekten ſtellte, brauchte ihn und nahm ihn auf dem Kriegszug gegen die Cantabrer in Spanien mit ſich. So wurde denn Plancus, anſtatt in dem lieblichen, dem Weltlärm entrückten Haine des Tiburnus Erholung zu finden, wider ſeinen Willen von neuem ins Kriegsgewühl hineingeriſſen; anſtatt der rauſchenden Grotte der Albunea empfing ihn das adlerſtrotzende Lager. Das verſtimmte den kriegsmüden Mann. Trotz aller Ehrenbezeugungen war trübe ſein Sinn. Das kommt unſerm Dichter zu Ohren, und als allzeit troſtbereiter Freund dichtet er dieſe Ode: Jawohl, Plancus, du haſt recht, Tibur iſt das ſchönſte Plätzchen auf der Erde. Daß du dort nicht ausruhen kannſt von deinem unruhvollen Leben, daß du aufs neue in des Lebens Mühſale hinausmußt, iſt ja traurig. Aber Kopf hoch! Auf Regen folgt Sonnenſchein. Jetzt mußt du ſchon die Strapazen des Lagerlebens wohl oder übel ertragen (te castra tenent), aber es wird auch die Zeit der behaglichen Ruhe in deinem Tibur kommen (tenebit tui umbra Tiburis). Und dann vor allem, lieber

Plancus, ein Generaltröſter iſt der Wein, merke dir das für jetzt und für immer, alſo auch für die ſchöne Zeit in Tibur, denn Kümmerniſſe wirſt du auch dort zu bannen haben. Und trinken iſt keine Schand': Teucer trank auch; und dem erging es doch viel ſchlimmer, der mußte für immer ſeine Heimat meiden, doch er erhielt ſich den frohen Mut und genoß den Augenblick, voll männlicher Hoffnung auf die Zukunft. Er ſetzte ſein Vertrauen auf Gott und trotzte den Gefahren. Er kränzte das Haupt mit dem Symbol der Freude und feſtigte ſein Herz durch die wunderwirkende Gabe des Bacchus, um dann durch ihn erquickt, um ſo friſcher den Kampf mit dem Leben aufnehmen zu können.

Scheuch den Kummer durch den Wein!
Teucer, als er ſeiner Heimat wiederum den Rücken wandte,
Weil der Fluch des greiſen Vaters ihn von Salamis verbannte,
Trank von des Lyäus Gabe, ſchlang den Pappelkranz ins Haar,
Spendete, vom Wein gerötet, Troſt den bangen Freunden dar:

„Ziehet mit mir in die dämmernde Ferne,
Mutigen Herzen gehöret die Welt;
Über uns leuchten des Schickſals Sterne
Freundlicher, als es dem Vater gefällt.

Teucer führt euch mit günſtigen Zeichen;
Denn mir gelobte Apollo gewiß,
Daß in der Ferne wir ſollen erreichen
Glücklich ein anderes Salamis.

Schwereres duldeten, Härteres litten
Wir, die gemeinſam vor Troja geſtritten.
Leeret den Becher, verbannet das Weh:
Morgen durchfahren wir wieder die See!"

(Überſ. v. Beck u. Bartſch.)

In dieſer Ode, deren richtiges Verſtändnis wir Wilhelm Schwarz verdanken, kommt ſo recht zum Ausdruck unſeres Dichters Sinn für einfache Schönheit, ſeine Empfänglichkeit für die Freuden der ſchönen Natur. Er ſchwelgt in der Erinnerung an die Schönheiten Griechenlands, die er mit ſeinen Augen geſchaut. Fern in fremden Landen war er auch, bald iſt er heimgegangen, heiße Luſt und Durſt dabei, Qual und Sorgen mancherlei, nur nach der Heimat tät ſein Herz verlangen. Alle die berühmten, ſehenswürdigen Städte ſtellt ihm die liebliche Gegend der Sabinerberge in Schatten. Nur in Tibur will er ewig leben.

I. 8. Lydia, dic, per omnes

Ein neuer Achill

QUID LATET UT MARINAE
FILIUM DICUNT THETIDIS

Unſeres Dichters ganzes Leben war ein Streben nach Beſſerung und Veredelung ſeines Ichs. Er ſah die Balken in ſeinen eignen Augen, beſpöttelte ſie in feiner Selbſtironie und rang danach, ſie abzutun. So hatte er denn auch ein Recht, die Splitter in den Augen ſeiner Mitmenſchen zu ſehen, und er ſah ſie mit ſcharfem Blick, nicht zuletzt an ſeinen Freunden. Aber weit davon entfernt, ihre Fehler zu vertuſchen, ihre Schwächen zu beſchönigen, betätigte er ſich vielmehr als treuer Freund dadurch, daß er ſie auf den rechten Weg zu leiten ſtrebte. Bald deutete er nur leiſe an, was er beſſern wollte; bald lobte er etwas an einem Freunde, was ihm gerade fehlte, und hielt ihm ſo gleichſam in einem Spiegel vor, wie er ſein ſollte; bald griff er, wo es ſtärkere Übel zu heilen galt, zu energiſcheren Mitteln. So iſt unſer Gedicht getränkt mit der ätzenden Lauge archilochiſchen Hohnes. Wem gilt der Hohn? Seine Pfeile richten ſich an eine Lydia, gelten aber einem Jüngling, voll Mut und Männlichkeit, edel von Geburt und mit allen Vorzügen der Geſtalt ausgezeichnet. Er ragte früher in den ritterlichen Künſten, wie ſie auf dem Marsfelde getrieben wurden, hervor: er verachtete Sonne und Staub, gallopierte auf prächtig geſchirrten Roſſen einher, lenkte als geſchmeidiger Schwimmer neidiſche Augen auf ſich, wurde bewundert als eleganter Schütze im Speer- und Diskuswurf, ſpottete jeder Anſtrengung und war ſtolz auf die blauen Flecke an ſeinen Armen, — ein junger Achill multi nominis. Und was hat üppige Weibesliebe aus ihm gemacht? Hartmanns Gedicht von Erec erzählt, daß dieſer Ritter, der vordem biderb und gut war und ritterlichen Sinn hegte, nach

seiner Verbindung mit Frau Enite nur noch an ihre Minne dachte, ihretwegen alle Ehre aufgab und sich völlig verlag. Einen solchen jungen Erec haben wir hier vor uns, aber Lydia ist keine Enite, die ihn aus seiner träumerischen Verweichlichung aufschreckt; sie hat ihn vielmehr in ihr Netz gelockt und ihn aller Mannheit beraubt, sie hat aus dem mannhaften Jüngling einen Sybariten gemacht, der nicht mehr Achill, dem Ideale hellenischen Heldentums, gleicht oder doch nur — und das ist die Pointe — dem Achill, der im Weiberrocke unter Weibern saß und spann, den die Angst der Mutter versteckt hatte, die Angst — vor der allgemeinen Wehrpflicht zum Zuge nach Troja.

Ein Meister der Übersetzungskunst, Rudolf Westphal, hat diese Perle horazischer Spottdichtung in seiner Sammlung „Humoristische Lyrik des klassischen Altertums" (Halle 1868) übertragen. Sie lautet mit wenigen Änderungen:

Lydia, bei allen Göttern laß dich bitten, gib mir Kunde,
Warum richtest du den jungen Sybaris so schnell zu Grunde?
Warum meidet er so ängstlich jetzt des Marsfeld Sonnenglut,
Der doch früher Staub und Hitze stets verlacht voll Übermut?

Warum meidet er die frohen Reiterspiele der Genossen,
Naht sich nicht mehr mit dem Wolfszaum Galliens ungezähmten Rossen?
Warum scheut er sich zu baden in des Tibers gelber Flut?
Warum wird ihm vor dem Salböl bange wie vor Natternblut?

Warum sind ihm seine Arme nicht mehr blau vom Waffenspiel,
Die den Diskus und den Wurfspieß oft geschleudert übers Ziel?
Was verbirgt er sich wie einstmals Thetis' Sohn vor Kriegsgefahren,
Daß ihn Weiberkleider sollten vor der Troer Schwert bewahren?

Ein prächtiges, eines Archilochus würdiges Spottgedicht, ein Kabinettstück skoptischer Poesie. Wie rasche Pfeile dringen die kurzen, scharfen Fragen in die Seele des Schuldigen, um ihn zur Besinnung zu rufen. Werden sie in dem Jüngling das bessere Ich siegen lassen? Es scheint, als ob der Dichter es hofft, als ob er dieser Hoffnung Ausdruck geben will durch den Vergleich mit Achill, der sich zu rechter Zeit auf seine Mannhaftigkeit besann. Geht die Hoffnung in Erfüllung, ringt sich der Jüngling los aus den süßen Umarmungen, so ist des Dichters Zweck erreicht.

I. 9. Vides ut alta stet nive candidum Soracte

Noch ſind wir jung.

QUID SIT FUTURUM CRAS, FUGE QUAERERE

Der Himmel zieht die Schleuſen auf,
Die Winterſtürm' erwachen,
Bald hemmt das Eis der Ströme Lauf,
Vom Froſt die Bäume krachen.
Mich rührt's nicht. Bei des Herdes Glut,
Und unterm Haupt ein Kiſſen,
Bei ſüßen Weines reicher Flut
Kann ich den Sommer miſſen.

So überträgt in freier Nachdichtung Guſtav Brandes in ſeinem reizenden griechiſchen Liederbuch ein bekanntes Trinklied des Alkaios.

Durch dieſe Verſe des Lesbiers wurde Horaz angeregt, unſer Lied zu ſingen, als er ſeinem Thaliarchus und ſich die Sorgen um die Zukunft aus dem Sinne ſchlagen wollte. Wie ſehr aber Inhalt und Situation des horaziſchen von dem alkaiiſchen Liede verſchieden ſind, das hat Theodor Plüß mit beredter Feinfühligkeit und vielem Geiſt in einem langen Aufſatz ausgeführt, der für die richtige Schätzung unſeres Dichters epochemachend iſt. Horaz iſt ebenſowenig hier wie ſonſtwo ein bloßer Nachdichter.

Die erſte Strophe zaubert in vier Verſen uns eine Winterlandſchaft plaſtiſch vor die Augen: Die Wälder verſchneit, die Flüſſe erſtarrt, im Hintergrunde ragt der ſchroffe Soracte mit ſeinen Schneemaſſen leuchtend hoch empor. Es iſt ein harter Winter, drum ſprenge, Thaliarchus, ſeine Feſſeln, dissolve frigus, durch

ein wärmendes Feuer von außen und durch feurigen Sabinerwein aus schönem Henkelkruge von innen. Alles übrige überlasse fromm und ergeben dem Willen der Götter. Das ist der erste Teil des Gedichtes.

Wer ist Thaliarchus? Plüß bemerkt richtig, daß horazische Oden mit historisch-römischen Namen öfters einen briefartigen Ton und Stil namentlich in ihrer ersten Hälfte haben. Der Dichter stellt da noch unmittelbar die besondere Wirklichkeit in Dingen und Personen dar, redet als verständiger persönlicher Freund zum persönlichen Freunde, dann erhebt sich ihm aber allmählich die besondere Wirklichkeit zu einer allgemeinen, aus der Empfindung geschaffenen Welt, und darüber wird auch der besondere Freund eine ideale Gesamtheit von Mitempfindenden, der persönliche Freund und Briefschreiber Horaz wird der ideal empfindende Zuschauer des Lebens, der lyrische Dichter. In andern Fällen und so auch in unserem Liede haben wir von vornherein ein ideal-lyrisches Weltbild, in das keine historischen Namen passen, wo der Dichter einen zu der idealen Situation passenden Namen wählt. Mit der griechischen Anrede Thaliarchus, zu deutsch Freudenfürst, richtet Horaz unser Gedicht an jeden, der jung ist, an die ganze Jugend, die das Leben froh genießen soll.

Im zweiten Teile ist von dem Winter keine Rede mehr. Der jugendschöne Freudenfürst, der berufen ist, die Freuden der Jugend zu genießen, soll nicht bangen um der Zukunft schwarze Lose, soll nicht die flüchtigen Tage der Rosen vertrauern, er soll die Liebe suchen, die seiner wartet, wo sie nach Anbruch des Abends auf Promenaden und lauschigen, versteckten Plätzchen ihr Wesen treibt. Vergessen ist Winter und Winters Pein. Beim Dichten ist der Sänger sie los geworden, er träumt nur noch von süßer Sommer- und Liebeslust.

Siehst du dort bedeckt mit Eis
Den Soracte ragen?
Kaum kann das entlaubte Reis
Seine Bürde tragen.
In dem Laufe starrt der Bach.
Daß es wärmer werde,
Lege du hier fleißig nach
Holz am Feuerherde!

Spend aus dem Sabinerfaß
Wein, den beſten, alten!
Alles andre überlaß,
Freund, der Götter Walten.
Sie gebieten, und nicht mehr
Sich die Wogen türmen,
Eſchen- und Cypreſſenwald
Steht verſchont von Stürmen.

Mußt nicht ſtets mit bangem Sinn
Nur an morgen denken.
Jeder Tag ſei dir Gewinn,
Den die Götter ſchenken.
Freude find' die junge Bruſt,
Eh' die Locken grauen,
An dem Tanz, an ſüßer Luſt,
An den holden Frauen.

Jetzt noch darfſt beim Mondenſchein
In des Marsfelds Runde
Eilen du zum Stelldichein
Zur beſprochnen Stunde.
Lachend neckt die Spröde dich
In verſchwiegnen Lauben,
Und zum Schein nur ſträubt ſie ſich,
Willſt ein Pfand ihr rauben.

(Überſ. nach Günther.)

I. 10. Mercuri, facunde nepos Atlantis

Hermes.

SUPERIS DEORUM GRATUS ET IMIS

Aus den Trümmern von Olympia iſt uns erſtanden das Ideal des liebenswürdigſten aller Götter des an ſchönen Geſtalten reichen Olymp. Von Praxiteles' Hand geſchaffen, entzückt die Hermesſtatue mit ihren rein helleniſchen, anmutigen Zügen aller Augen, die ſchönheitsdurſtig an ihr hängen. Der verſtändnisvolle Beſchauer findet jeden Zug, den Horaz an dieſem Gotte preiſt, in dem Hermes von Olympia wieder. Facunde nepos Atlantis. Der ſchwellende, kleine, halbgeöffnete Mund iſt der Thron dieſer facundia, und ſein Ahne Atlas war ein Heros, der alle Wiſſenſchaft und Samen ſchaute. Maximus Atlas! Er lehrte den Sänger Jopas, der vor Dido und Äneas zu ſingen wußte von den Bahnen des Mondes, von den Veränderungen an der Sonne, woher das Menſchengeſchlecht, die Geſchöpfe, die Kraft der Elemente und der Geſtirne. Auf den Enkel war des Wiſſens und der Worte Kraft übergegangen. Wir leſen es aus dieſen feinen durchgeiſtigten Zügen des Hermes von Olympia. Wie ſein kluger Gott redete der kluge Hellene gern und viel. Der Hermes λόγιος, der kluge Erfinder und Denker, hatte die rohen Sitten durch die Rede und durch die Kraft und Schönheit bewirkende Methode der Paläſtra gebildet. So war er der Schutzgott der Gymnaſien, wo ſeine Statuen die Jugend aufforderten, Körper und Geiſt zu harmoniſcher Schönheit auszubilden.

Aber er hat viel zu thun, der kluge Gott, den alle wünſchen. Darum fragt er in einem der Göttergeſpräche des Spötters Lukianos:

Gibt es im Himmel einen geplagteren Gott als mich? Seine Botendienſte nahm der Vater der Götter und Menſchen oft in Anſpruch. Er iſt auch der Erfinder der Lyra und hat, als der echte, ſchlaue Grieche, ſeine Luſt an einem gelungenen Diebſtahl. Bekannt iſt die Statue des kleinen Hermes, der einen Geldbeutel entwendet hat und nun ſchlau und ängſtlich ausſchaut, ob niemand es bemerkt; entwendete er doch ſchon am Tage ſeiner Geburt dem Apollo die Kühe, worauf unſere dritte Strophe anſpielt in draſtiſcher Konſtruktion:

Ein Kind noch warſt du, da mit zorn'gem Blick
Apoll dir drohte, gäbſt du die verhehlte,
Mit Liſt entführte Herde nicht zurück;
Er lächelte, als — auch ſein Köcher fehlte.

(Überſ. nach Günther.)

Niemand kann dieſem göttlichen Jungen böſe ſein. Als Jüngling, *πρῶτον ὑπηνήτης, τοῦπερ χαριεστάτη ἥβη*, in vollſter Blüte des Leibes, geleitet der Milde, *ἐριούνιος*, den greiſen Priamus ſicher ins Lager der Feinde. Ja bis zum Tode verläßt ſein Beiſtand den Menſchen nicht, er geleitet ihn ſanft zu den Inſeln der Seligen, *Ἑρμείας ψυχοπομπός*.

Hermes iſt der Liebling der Götter und Menſchen. Zu ſeinem Standbilde von Olympia ſoll man dieſe liebenswürdige Ode des Horaz fügen, beide gehören zueinander.

Dieſer Hymnus, ſagt Lucian Müller, iſt ein Muſter dafür, wie man in wenigen Worten viel ſagen kann.

I. 11. Tu ne quaesieris, scire nefas

Lebenskunſt.

CARPE DIEM

Der Zeiten Schoß verbirgt die ſchwarzen und die heitern Loſe. Es iſt Sünde, den dunklen Schleier der Zukunft lüften zu wollen, die Künſte der Wahrſagerinnen zu befragen. Und doch laſſen ſich die Frauen ſo gerne die Karten legen. Wenn ſie wüßten, erkunden könnten all das Leid der Zukunft, wie traurig wäre das! Leuconoë iſt eine ſolche törichte Schöne, die die Chaldäer in Nahrung ſetzt, um — ja, wahrſcheinlich ſind es doch Liebesſachen, Unruhe, Furcht und Bangen über Treue, Untreue, Liebesglück und Liebesende, über Lebensglück und Lebensende — mihi, quem tibi finem di dederint — die Liebe zu unſerem Dichter macht ihr Not. Wird er ihr treu bleiben? Wie töricht ſolches Sorgen, mein geliebtes Närrchen! ruft Horaz ihr zu. Beſſer doch das Leben zu nehmen, wie es kommt, es zu genießen, wie und ſolange man es kann. Draußen tobt ein toller Winterſturm. Drinnen iſt's warm. Ob dies der letzte Winter iſt, der uns verbindet, was ſchert's jetzt?

τὸ σήμερον μέλει μοι,
τό δ' αὔριον τίς οἶδεν;

Sei vernünftig, Wein und Liebe verſchönt uns das Leben, pflücke die Roſe, ehe ſie verblüht. Keine Ewigkeit bringt dir zurück, was du von der Minute ausgeſchlagen. Neidiſch iſt die Zeit: Singula de nobis anni praedantur euntes.

Ein liebenswürdiges Liedchen, getaucht in die Gedanken der vermut über den Unbeſtand des Schönſten auf Erden. Doch Jugendſinn ſoll ſich nicht mit Sorgen quälen.

Ernſt Günthers ſchöne Übertragung lautet mit einigen Änderungen:

Ein Frevel iſt's, Leuconoë, zu fragen,
Wann mir, wann dir ein Gott das Ziel beſchieden,
Zu forſchen, was Chaldäerziffern ſagen;
Mit ſeinem Loſe ſei der Menſch zufrieden.
Mag heut' der letzte ſein von unſern Tagen,
Mag Jahre lang das Auge noch hienieden
Tyrrhener Wogen ſehn ans Ufer ſchlagen,
Und an den Uferfelſen brandend ſieden:

Drum ſei geſcheit, genieße deine Stunden,
Reich mir den Becher! Nicht auf ferne Jahre
Erſtrecke deine Pläne, deine Sorgen!
Wie ein Geſchwätz iſt neidiſch ſchon entſchwunden
Das Jugendglück; den Augenblick dir wahre,
Um nichts zu hoffen von dem nächſten Morgen.

Auch die Bürgerſche Übertragung verdient nicht vergeſſen zu werden. Die beiden Schlußſtrophen lauten:

Kurz ſind des Lebens
Tage, ſie fliehn,
Während wir plaudern,
Eilend dahin.

Trau nicht auf Morgen,
Dein iſt das Heut,
Eh' ſie dahin flieht,
Nütze die Zeit!

I. 12. Quem virum aut heroa

Der Zweite in der Welt.

TU SECUNDO CAESARE REGNES

Sechs Jahre sind vergangen nach der Schlacht bei Actium. Die Ideale aus des Dichters Jugendzeit sind abgetan. Es ist ihm zum Bewußtsein gekommen, in welchen heillosen, verrotteten Zustand die Verhältnisse des römischen Staates durch die verruchten Bürgerkriege geraten waren. Die Korruption, die alle Klassen der Gesellschaft angefressen, hatte aufs deutlichste gezeigt, daß die Leitung des Staates durch den senatus populusque Romanus nicht mehr möglich war, daß es einer festen Hand bedurfte, um die ordnungswidrigen Gewalten des Staates niederzukämpfen und so einer Neuerstarkung Roms die Wege zu bahnen. Und wie Horaz je länger je mehr das Staatswesen gesunden sieht, sieht, wie die brutale Willkür, die grobe Sittenlosigkeit und alle die übrigen zerstörenden Mächte, die an dem Untergange des Reiches arbeiteten, nach und nach überwunden werden, feste Ordnung und altrömische Gesittung mehr und mehr festen Fuß fassen, da schwillt dem Dichter das Herz vor Freude, da greift er mächtig in die Saiten und singt dem Retter Roms dies großartige Lied in dem Schwunge pindarischer Begeisterung.

Welchen Helden, welchen Göttersohn
Oder Gott willst, Klio, du beim Ton
Deiner hellen Flöt' und Leier künden?
(Übers. v. Ed. Bürger.)

Klio — es ist das einzige Mal, daß Horaz die Muse der Geschichte anruft — soll es ihm eingeben, wen und wie er singen

soll. Sie soll es ihm sagen an der alten Stätte des begeisterten Gesanges, an des Helikons und Pindus' Höhn, wo dem Gesange des Musensohnes Orpheus einst Menschen, Tiere, Bäume lauschten, seinen Tönen folgten, wo er Wind und Wellen in sanfte Ruhe wiegte.

Blindlings folgten dort durch weite Räume
Orpheus' Leierklang des Waldes Bäume,
Schnelle Winde und der Ströme Lauf
Hielt er durch die Kunst der Mutter auf;
Selbst die Eichen folgten, um zu lauschen
Seiner Saiten zauberhaftem Rauschen.

(Übers. v. Bürger.)

So will auch Horaz die wilden Herzen besänftigen und die trägen anregen zu tatkräftiger Begeisterung.

Durch diesen Eingang hat sich der Dichter die Stimmung für sein Lied geschaffen. Nun soll die Antwort folgen auf die am Anfang des Hymnus gestellte Frage. Sie lautet: Augustus. Aber sie wird nicht sofort gegeben, sondern Horaz feiert in schwungvollen Versen die Vorgänger des Augustus in dem Kampfe wider die zerstörungsgierigen Mächte, die hervorragendsten Bezwinger roher Gewalt, die herrlichsten Hüter der sittlichen Ordnung in der Welt, und zwar in einer der Frage entgegengesetzten Disposition. Und da muß als erster der Götter, weil „neben ihm nichts Gleiches, nichts, was ihm nahe käme, blüht", Juppiter genannt werden.

Zuerst beginn' ich mit des Vaters Preise,
Der Sterblicher und Götter Los regiert,
Der Meer und Erde und den Himmel führt
Durch alle Zeiten in dem ew'gen Gleise.
Er selbst vermag nichts Größeres zu zeugen;
Nichts ist an Macht ihm ähnlich, Nichts ihm gleich.

(Nach Günther.)

Dies ist des Dichters frommes Bekenntnis seines Glaubens, zu dem er sich nach langem Irrglauben durchgerungen hat, in der Erkenntnis des Wesens der Dinge gegenüber aller planlosen, ordnungslosen Vielgötterei und der Leugnung jeder Einwirkung himmlischer Mächte. Juppiter allein ist der Herr, er übt die Weltregierung mit starker Hand, in der Fülle göttlicher Kraft (temperat, viget). Die übrigen Götter sind Horaz nur dichterische

Perſonifikationen, poetiſcher Schmuck, weil man allgemein gewohnt war, die Gefilde der Poeſie mit den Geſtalten des Volksglaubens bevölkert zu ſehen; auch führt er ſie ein, um die Thätigkeit, das Wirken des allmächtigen Juppiter nach einer beſtimmten Richtung hin anſchaulich zu machen. So ſtellt er hier, wo er ſeinen Blick auf Auguſtus richtete, den er in erſter Linie als Bändiger des Bürgeraufruhrs und Wiederherſteller der Ordnung preiſen will, diejenigen Götter neben Juppiter, (den leitenden Faden hierfür gefunden zu haben, iſt das Verdienſt des großen Horazforſchers Kießling), die ihre Macht vor allem im Kampfe gegen wüſte Unholde und Ungetüme bewährt haben, die die Erde frei gemacht haben für die Entfaltung menſchlicher Sitte und Kultur, die Schirmgötter der anbrechenden Ära des Glückes und Friedens. So die von den Dichtern und auch in dem großartigen Relief an dem von deutſchen Forſchern aufgedeckten Brandopferaltar in Pergamon als *πρόμαχος* in dem Gigantenkampfe hochgefeierte Pallas, Bacchus, der ſich in eben dieſem Kampfe die olympiſche Göttlichkeit erworben hat, Artemis, die Vertilgerin ſchädlicher Tiere, die in einem Hymnus des Kallimachos Herakles ermahnt, die böſen Tiere zu töten, damit er ebenſo wie ſie von den Menſchen als Helfer geprieſen werde, und ſchließlich Apollo, den Pythonbezwinger und Vorkämpfer Cäſars bei Actium. Wohlweislich wird Mars nicht genannt, wiewohl er der Stammvater und Schirmherr des römiſchen Volkes war; denn er iſt der Vertreter der wilden Kriegsluſt, ihm iſt der Krieg Selbſtzweck, nicht das Mittel, den Frieden zu gewinnen und zu ſichern. Neben die Götter ſtellt der Dichter nun die Halbgötter, die ebenfalls durch die Bekämpfung kulturfeindlicher Weſen ſich den Dank der Menſchheit erworben haben: Herakles, deſſen bloßer Name ſchon Symbol kraftvollen, ſegenſpendenden Handelns iſt, die Dioskuren, die Nothelfer der römiſchen Gemeinde, die Bekämpfer der wilden Wogen.

Wenn ihre Sterne
Hell dem Schiffer glänzen in der Ferne,
Weicht vom Felſen die gepeitſchte Flut;
Wolken fliehn, es ſinkt des Sturmes Wut,
Und die drohend wilden Meereswogen
Legen ſich, durch ihren Wink bewogen.
(Überſ. nach Bürger.)

Wie sich nun das Lied den Helden, natürlich denen der vaterländischen Geschichte zuwendet, sollte es billig mit Romulus einsetzen. Aber es zaudert. Hat Romulus doch seinen Bruder erschlagen! Das Lied ist in Verlegenheit, einen Würdigen zu finden. Dubito an — an — an: Numa Pompilius? Seine Regierung ist zu friedfertig für dieses Lied, das den Sieger im Kampfe gegen die Umsturzgewalt preisen soll. Tarquinius den Übermütigen? Ordnung soll in der Welt herrschen, die ὕβρις hebt sich über sie hinweg, und schwer straft Zeus. Oder etwa Cato, das Ideal aus des Dichters törichter Studentenzeit? Nein, den kann das Lied nicht brauchen. Herbei, ihr Blutzeugen römischer Mannhaftigkeit, staatserhaltender Ordnung, treuester Pflichterfüllung, die ihr selbst in den Zeiten der schweren Not nicht einen Finger breit abgewichen seid von dem, was ihr für recht erkannt hattet, an denen sich Roms Größe im Unglück auf das glänzendste gezeigt hat. Regulus, die Scauri, und Paullus, der Mann klein von Namen, groß an Seele (ein Wortspiel, wie es Horaz liebt). Ihnen reihen sich an Curius und Camillus, Männer, die ihre Mannhaftigkeit aus dem Boden der alten Einfachheit gesogen haben. So geartetem und mit Blut gedüngtem Boden ist entwachsen das Reis der alten bewährten Familie der Marceller, das die Hoffnung der Zukunft bildet, der junge Marcellus, der Gemahl Julias, der Erbin der Monarchie, der Augustus' Hoffnung auf Gründung einer Dynastie erfüllen zu sollen schien. Das Geschlecht der Julier vermählt und verknüpft sich mit dem altrepublikanischen Heldengeschlecht der Marceller und überstrahlt nun alle andern römischen Familien.

Hell vor allen
Sieht man das Gestirn der Julier strahlen,
Gleich dem Mond in kleinerer Lichter Kreis.
(Übers. v. Ed. Bürger.)

Schütze es, Allvater und Hort der Menschheit, schütze das Haupt dieses Geschlechts, unsern Augustus. Laß ihn den zweiten in der Welt sein, bewahre und mehre seine Macht.

Allvater und Erhalter! Dir, dem Sohne
Des mächtigen Saturn, ward vom Geschick
Einst anvertraut des großen Cäsar Glück,
Laß ihn den nächsten sein an deinem Throne!
(Übers. v. Günther.)

Er mag die fernſten Völker ſiegreich überwinden, die höchſte irdiſche Macht erreichen, — ſtets bleibt er dir untergeordnet, als dein williges Werkzeug. Du wachſt und ſtrafſt Vermeſſenheit und Willkür.

So wird der neue Herrſcher nicht über alles Irdiſche und Göttliche hinausgehoben, ſondern nur als das vornehmſte Glied in der wohlgefügten Weltherrſchaft des allmächtigen Vaters, und ſeine Regierung als die Krönung des römiſchen Staatsgebäudes, der bevorſtehende Ehebund als die Gewähr für die Feſtigkeit dieſes Gebäudes gefeiert, er ſelbſt als die Verkörperung römiſcher Kraft und Frömmigkeit vor Augen geführt.

Eine herrliche Ode, feierlich und ſchön: Wie ein heiliger Sänger der Vorzeit, der zugleich Prieſter und Prophet war, ſingt Horaz in dem alten Muſenlande welt- und zeitentrückt ſeine Weiſen.

Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts Irdiſches ſich nahn,
Und jede andre Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an. (Schiller.)

denn

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt:
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt;
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rat
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.
(Schiller.)

I. 13. Cum tu, Lydia, Telephi laudas bracchia

Eifersucht.

UROR

Wieder ein Eifersuchtslied, eingefügt zwischen zwei politische Gedichte, unmittelbar hinter dem schwungvollen Kaiserliede und vor dem Sang von dem Schiffe, dem Gegenstand seiner Sorge! Horaz ist Künstler genug, um durch das Spiel des Kontrastes der Ermüdung vorzubeugen. Unsere modernen Lyriker dagegen, sagt Emil Rosenberg in seinem geistvollen Buche „Die Lyrik des Horaz", reichen uns meistens künstlich geordnete Blumenbouquets dar, in denen eine Lage Rosen auf Veilchen und dieser wieder andere sorgsam davon getrennte Blumen folgen; denn sie teilen ihre Gedichte entweder nach dem Inhalt oder nach der musikalischen Form derselben: gleich als ob die Phantasie des Dichters nicht heute in Dithyramben jauchzte und morgen in Trochäen klagte, als ob er nicht heute die Liebe und gleich darauf die Natur priese oder vielmehr beide zugleich in echt germanischem Parallelismus.

Während im ersten der Eifersucht entsprungenen Liede ein elegischer Ton gedämpft hindurchklingt durch die scheinbare Überlegenheit und Festigkeit des Gemütes, bricht hier die ganze Glut der Empfindung unverhüllt in vollen, mächtigen Flammen hervor. Jedes Wort zeichnet die Qualen verschmähter Liebe; mit elementarer Gewalt werden all die künstlichen Stützen weggebrochen, die sich der Dichter in so natürlicher Selbsttäuschung geschaffen: wahre, ungemilderte Naturlaute dringen zu Herzen, wie sie von Herzen kommen. Es ist ein gequältes Herz, das aber nicht in seiner Qual verstummt, dem ein Gott zu sagen gab, was es litt. So hat Horaz geliebt, so hat Horaz gelitten; da ist nichts Affektiertes, nichts Gekünsteltes. Ihm, dem Dichterkönig, wird ein unreifer Bursche vorgezogen, der nichts weiter für sich hat, als seinen rosigen Nacken und seine schneeweißen Arme. Wie roh, wie ungebärdig

iſt er! In unbändig auflodernder Leidenſchaft entweiht der liebestolle Fant den von der Venus geheiligten, mit der Quinteſſenz ihres Nektars beträufelten Kuß, und bricht einmal ein Streit aus, ſo mißhandelt der Barbar ſeine Lydia. Der Dichter ſieht es, ſieht es im Sturm der Raſerei, der Eiferſucht; ſein ganzes Innere iſt ein tobendes Meer, glühende Tränen künden ſein Herzensweh. Und er, der jede Feſſel, jedes dauernd bindende Roſenband verſchmäht hat, der ſelbſt oft genug Qualen der Eiferſucht geſchaffen, er wünſcht jetzt dieſe Feſſeln, die ihn mit der Geliebten binden ſollen, bis der Tod ſie löſt. Er fühlt die Gerechtigkeit der Liebesgöttin, die ſich nicht ungeſtraft verſpotten läßt. Zu den Qualen der Eiferſucht geſellen ſich die Qualen der Reue.

Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

Wenn du, Lydia, mir zärtlich vorlobſt deinen Telephus,
Wenn ich da von Roſennacken, Lilienarmen hören muß,
Weh! da kocht's in mir ſo wild,
Daß mein Herz im tiefſten Innern
Gleich von bittrer Galle ſchwillt.

Es vergehn mir die Gedanken, wechſelnd werd' ich rot und blaß.
Von verſtohlnen heißen Thränen werden meine Wangen naß;
Auch ein blödes Aug' erkennt,
Was für eine Feuerflamme
Langſam mir das Mark verbrennt.

Ja, es brennt in meinem Innern, ob er wein- und zornesheiß
Maßlos dir im Streit entweihet deiner Schultern blendend Weiß,
Ob er wild im Kuß dich preßt,
Daß ſein Zahn auf deiner Lippe
Dir ein bleibend Zeichen läßt.

Wollteſt du, geliebtes Mädchen, doch nur meinen Worten traun,
Würdeſt nicht mehr auf die Treue dieſes wilden Knaben baun,
Der die Küſſe roh verletzt,
Die doch Venus ſelbſt mit ihres
Nektars Himmelsbalſam netzt.

Selig ſind und dreimal ſelig, die ein unzerriſſen Band
Dauernd an einander feſſelt, und die nie den Zwiſt gekannt;
Denn wo Streit und Klage droht,
Wird die Lieb' entzweigeriſſen
Schneller als durch Grab und Tod.

(Überſ. v. Bartſch.)

I. 14. O navis, referent in mare te novi Fluctus?

Schiff in Gefahr!

TU NISI VENTIS
DEBES LUDIBRIUM, CAVE

Von einem Schiff redet der Dichter, einem ſtolzen kräftigen Bau, das hinausſtrebt aus dem Hafen auf die ſturmbewegte, klippendurchzogene See. Aber er hanget und banget in ernſter Sorge; denn das Schiff wird den Kampf mit den feindlichen Elementen nicht aushalten können. Schon fehlen die kräftigen Ruderſchwingen, der Maſt iſt zerbrochen, die Rahen ächzen, der Kiel iſt beſchädigt, die Segel zerfetzt, die Götterbilder verſehrt. Alles, was zum erfolgreichen Kampfe nötig iſt, befindet ſich in der denkbar ſchlechteſten Verfaſſung, wenn auch der alte Prachtbau noch immer ſchön iſt. Dieſe Schönheit hilft nichts in der Stunde der Gefahr. Das Schiff iſt der römiſche Staat. Zu ihm ſpricht der Dichter in aufgeregter, teilnehmender Sorge. Vor kurzem war ihm dieſes Schiff in ſeinem Kummer ein Gegenſtand des Überdruſſes geweſen; hatte er doch ſelbſt eine ſturmreiche Fahrt auf ihm gemacht, die ihn dem Verderben nahe brachte. Von dieſer Fahrt her iſt das Schiff noch ſo zerzauſt, ſo erſchüttert, daß es eine zweite ähnliche Fahrt ſchwerlich überſtehen wird. Als der Dichter damals ſich auf das feſte Land rettete, da rief er dem lecken Fahrzeug zu: „So fahr dahin für immer!“ Er hatte Schiffbruch gelitten mit all ſeinen hochfliegenden Erwartungen und Hoffnungen, die die Bruſt des Jünglings geſchwellt hatten. Mit tauſend Maſten war er hinausgefahren. Der Sturm von Philippi hatte alle geknickt. Die

Träume von der Erneuerung des alten römischen Heldentums, von dem die stoischen Freunde schwärmten, mit aller Inbrunst und Andacht schwärmten, sie zerschäumten im Ernst des Augenblicks, die Paradoxen lieferten vortreffliches Disputiermaterial, aber sie stärkten die Muskel- und Nervenkraft wenig. Die Philosophen erlagen den praktischen Politikern. Das alte stolze Staatsschiff bedurfte eines neuen Lenkers, der es wieder kampf- und sturmfest machen mußte. Noch war es aber nach des Dichters Meinung nicht so weit, und schon sollte es einen neuen Kampf mit den Elementen aufnehmen? So wird uns in diesem schönen Liede das Fühlen und Sorgen eines patriotischen Herzens erschlossen, wie es edler und reiner nie gefühlt. Für die Sache der Freiheit hatte der Dichter, ein ungeübter Krieger, das Schwert gezogen, aber er war zu der traurigen Erkenntnis gekommen, daß diese Freiheitsträume nur Wahngebilde waren, die wie Seifenblasen zerrannen vor dem furchtbaren Ernst der tatsächlichen Verhältnisse.

Ernst ist die Zeit und gewaltig, doch wehe! wenn unsere Herzen
Rein nicht sind, wie sollen im furchtbaren Kampf wir bestehen?

Wiedergeburt, Reform von innen heraus und eine starke Hand, die das herrenlose Steuer nach einem festen Ziele richtet, — nur so kann geholfen werden. Diese Überzeugung wird immer lebendiger im Herzen des Dichters. Noch spricht er diesen Gedanken nicht aus. Denn offenbar fehlte noch die Gewißheit, daß Octavian zum Retter der römischen Gesellschaft berufen sei. Noch war die Schlacht bei Actium nicht geschlagen. Daher sieht der Dichter das Staatsschiff in Gefahr, aber nirgends den Steuermann, dem er vertrauensvoll sein „Glück auf!“ zurufen konnte.

Schon der gelehrte Quintilian hat diese Ode richtig als Allegorie gefaßt. Horaz hat die Sorgen seines Herzens um das geliebte Vaterland symbolisch in diese Verse ausströmen lassen. Der nüchterne Verstand sieht das Vaterland, von Bürgerwut zerrissen, den schweren Gefahren eines neuen Bürgerkrieges ausgesetzt. Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend, schaut es im Bilde eines prachtvollen Schiffes, das, leider schon ein halbes Wrack, schwerlich lange dem Anprall der Fluten Widerstand leisten wird. Die einzelnen Züge dieses Bildes mit entsprechenden

Vorgängen im Staatsleben in Verbindung zu bringen, daran hat er als ein Dichter von Gottes Gnaden nicht gedacht. Daran hat nur der gelehrte Verstand ein müßiges Interesse.

Einige gelehrte Quellenforscher, an ihrer Spitze Lachmann, haben entdeckt, daß dies Gedicht ein flaches Plagiat griechischer Lyrik sei. Schon Theognis von Megara habe von einem Staatsschiff geredet, das in Gefahr ist: Das Meer schlägt über die Borde *ὑπερβάλλει δὲ θάλασσα ἀμφοτέρων τοίχων*, und sogar *δειμαίνω, μή πως ναῦν κατὰ κῦμα πίῃ*: ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende noch Schiffer und Kahn. Klinge das nicht ungefähr so wie: Tu nisi ventis Debes ludibrium, cave? Und der große, der unübertroffene Alkaios, singe von einem Schiffe, das in Sturmesnöten ringt.

Ἀσυνέτημι τῶν ἀνέμων στάσιν·
τὸ μὲν γὰρ ἔνθεν κῦμα κυλίνδεται,
τὸ δ' ἔνθεν· ἄμμες δ' ἂν τὸ μέσσον
ναῒ φορήμεθα σὺν μελαίνᾳ,
χείμωνι μοχθεῦντες μεγάλῳ μάλα·
περ μὲν γὰρ ἄντλος ἰστοπέδαν ἔχει,
λαῖφος δὲ πᾶν ζάδηλον ἤδη
καὶ λακίδες μέγαλαι κατ' αὖτο
χόλαισι δ' ἄγκυραι.

zu deutsch in Geibels Übersetzung:

Nicht mehr zu deuten weiß ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreißt.

Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt;
Denn schon des Masts Fußende bespült die Flut
Und vom zerborstnen Segel trostlos
Flattern die mächtigen Fetzen abwärts.

Ein prächtiges Sturmbild! Ein Schiff in Gefahr, die Schiffer verzweifelnd mit dem Sturme kämpfend. Alkaios kannte das alles aus eigenster Erfahrung, bestand viele mala dura navis. Eine symbolische oder allegorische Deutung, wie sie für die Ode des Horaz notwendig ist, ist hier durchaus unnötig, ja, weil überflüssig, wohl falsch. Und bei dem Sänger von Megara hat sich die niedere Mannschaft der Lenkung des Schiffes aus sträflichem Eigennutz

bemächtigt, den klugen Steuermann beſeitigt und bringt das Schiff durch ihren Unverſtand in Gefahr. Und da wagt man es, von „ſklaviſcher Abhängigkeit“ des römiſchen Dichters zu reden! Gewiß kannte er die beiden griechiſchen Gedichte, und die Erinnerung an ſie tauchte ihm wohl bei Abfaſſung ſeiner Verſe auf; aber ein bloßer Nachdichter iſt Horaz ebenſowenig hier wie anderswo in ſeinen Gedichten geweſen. Die poetiſche Situation, die poetiſche Idee iſt ſein Eigentum, auf die einzelne poetiſche Phraſe kommt es doch wahrlich nicht an. Dieſe iſt Gemeingut. Auch ohne Kenntnis jener griechiſchen Produkte wäre unſer Gedicht aus der Feder unſeres Dichters als ein bewundernswertes gefloſſen, nicht aber, wenn ſein Talent nicht durch den Geiſt der griechiſchen Muſe geſchult und gebildet worden wäre.

I. 15. Pastor cum traheret per freta navibus

Meeresstille und drohende Wetter.

MALA DUCIS AVI DOMUM

In der Berliner Nationalgallerie bewundern wir und erfreuen uns an einem frabenprächtigen Gemälde, — Paris, die entführte Helena aufs Schiff hebend. Diese beiden lebensvollen Gestalten des modernen Malers denke man sich auf dem Schiffe mitten auf hoher See. Zu den Füßen des schönsten Weibes gelagert der asiatische üppige Buhler, die Laute spielend, alles mit kostbaren Teppichen, Decken umhüllt, alles von Gold und Glanz strahlend. Im sicheren Besitz seiner Beute schaut er wonnetrunken in die Zukunft. Das Werk der Entführung ist geglückt. Da schreckt er aus seinen süßen Träumereien empor, — ein drohendes Haupt hebt sich vor ihm aus den Wassern, das ernste Antlitz umrahmt von einer Flut wildstruppigen Greisenhaares, — der alte Meergott ist's. Nereus, der Vater der fünfzig schönen Wassernixen.

Treulos auf Idäer Kahne
Führte zu der Heimat Port
Paris auf dem Oceane
Seine schöne Wirtin fort.
Unerwünscht im Fliehn
Hemmte Nereus ihn,
Rast gebietend schnellen Winden,
Ihm sein Los zu künden.
Unheilvolle Vögel leiten
Deinen Zug zum Vaterhaus!

(Übers. v. Günther.)

Um das träumerische Glück der Liebe, das sich gründete auf Treulosigkeit und Verbrechen, zieht sich ein furchtbares Unwetter zusammen. Eine unheimliche Windstille geht voraus, deren alles lähmende Gewalt nirgends besser geschildert ist als in den Goetheversen:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

In diese unheilschwangere Stille hinein erklingen die Ankündigungen der alles vernichtenden Wetter, die drohenden Prophezeiungen von der Strafe für die Freveltat, den Verlauf des Schicksals mit seinem Resultat kühn zusammenfassend: Tod und Verderben beschwört Paris über sein Vaterland herauf; die Gunst einer Venus vermag nichts gegen die Kriegswut einer Pallas. Die Schönheit des Trojaners ist ein schlechter Schutz gegen das mannhafte Heldentum der Hellenen, repräsentiert durch die homerischen Helden: Aias, Odysseus, Nestor, Teucer, Meriones, Diomedes. Der letzte ist der Wolf, der den schönen, schlanken, aber feigen Hirsch scheuchen wird, der nur vor seiner Hirschin stolzieren und prahlen kann. Das Gedicht schließt mit einem Hinweis auf den sicheren Sturz Ilions. Wie mußte Paris durch die Drohungen niedergeschmettert werden, wenn er hörte, welches Verderben er seinem Vaterlande und sich selbst heraufbeschworen, wenn seiner weibischen Unmännlichkeit die Fülle der Helden Griechenlands gegenübergestellt wurde.

Was soll, was bedeutet das Gedicht? Was kann den Dichter so angeregt und bewegt haben, daß seinem Gemüte Paris und Helena, Nereus und das Schicksal Trojas vorschwebten? Wenn wir keine höhere Idee entdecken, mit der wir diese Worte, diese Bilder passend einen können, so werden wir dies Poëm matt und unbedeutend nennen müssen. — Der Dichter zeigt die Ereignisse seiner Zeit im Spiegel der Vergangenheit, der Mythe. Halten wir Umschau unter seinen Zeitgenossen. Wo lebte unter ihnen eine

Helena, der Frauen schönste, verführerischte, wo ein weichlicher Paris, der in ihren Armen seines bessern Ichs vergaß? — Antonius und Kleopatra! Man vergleiche Shakespeares Verse, die er seinem Enobarbus in den Mund legt:

Die Bark, in der sie saß, ein Feuerthron,
Brannt' auf dem Strom: getriebnes Gold der Spiegel,
Purpur die Segel und so duftend, daß
Der Wind in ihnen wurde liebeskrank.
Silbern die Ruder,
Die nach der Flöten Ton Takt hielten, daß
Das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte,
Verliebt in ihren Schlag; doch sie nun selbst, —
Dafür ist bettelarm das Wort: sie lag
In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
Noch farbenstrahlender als jene Venus,
Wo die Natur der Malerei erliegt.
Zu beiden Seiten ihr holdsel'ge Knaben,
Mit Wangengrübchen, wie Cupido lächelnd,
Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte
(So schien's) die zarten Wangen, die sie kühlten,
Anzündend, statt zu löschen.
Die Dienerinnen, wie die Nereiden,
Auch sie Seejungfraun, dienten ihr mit Blicken,
Und Schmuck ward jede Beugung; eine Meerfrau
Lenkte das Steuer, seidnes Tauwerk schwoll
Dem Druck so blumenweicher Händ' entgegen,
Die frisch den Dienst versahn . . .

So war diese Helena. So hat sie Makart gemalt. Von ihr verführt, brachte Antonius, ein anderer Paris, viel Elend über sein Vaterland.

Ha, wie Roß und Reiter keuchen!
Wieviel Tote sind geweiht.
(Übers. v. Günther.)

Wie ein feiger Hirsch floh Antonius vor dem Wolfe Octavian. Die Beziehung der homerischen Helden ehrt die Feldherren Octavians. Der düstere Warner Nereus ist der Dichter selber.

So verstanden gewinnt unser Gedicht Farbe, Leben und lyrische Kraft. Wir finden in ihm den ernsten, treuen Patrioten wieder, der die Not der schweren Zeit im Spiegel der Dichtung verklärt.

I. 16. O matre pulchra filia pulchrior . . .

Vergib.

ME QUOQUE PECTORIS
TEMTAVIT IN DULCI IUVENTA
FERVOR . . .

Wenn ein geiſtreicher Interpret das Gedicht ein Produkt jugendlicher Überſchwenglichkeit und ſprudelnder Dichterlaune nennt, ſo wird man das letzte zugeben, aber jugendliche Überſchwenglichkeit wird man in dieſem Liede kaum finden können. Der Dichter ſpielt auf eine Jugendeſelei in Spottverſen an, wie ſie uns ähnlich in den Epoden vorliegen. Jetzt, wo er aus der Zeit der Jugendſtreiche heraus iſt, iſt jenes Spottgedicht ihm unverſtändlich; er widerruft. Überſchwengliches hat das Gedicht nicht, wohl Pathos und Humor von Anfang bis zu Ende. Wir wiſſen, und Horaz wußte es auch, daß eins ſeiner lyriſchen Vorbilder, Steſichoros aus Himera, weil er die ſchöne Helena als die männertolle Leidbringerin beleidigt hatte, mit Blindheit beſtraft worden ſei, ſein Augenlicht aber wiedererhalten habe — recantatis opprobriis, durch eine Palinodie, die ſeine früheren Behauptungen Lügen ſtrafte. Wenn nun Horaz eine von ihm durch Spottverſe beleidigte Schöne hier zu verſöhnen ſich beſtrebt und im folgenden Gedicht eine Tyndaris — Tyndareus war der Vater der Helena — zu ſich einladet, ſo erſcheint es in der That, als ob die Erinnerung an jene Palinodie in ihm erregt wurde, als er ſich beſtrebte dieſe beleidigte Helenaſchönheit zu verſöhnen — nicht ohne Erfolg, wenn die Vermutung, daß das folgende Gedicht mit dieſem zuſammengehört,

richtig ist. Horaz wird einmal von einer Geliebten jähzorniger als das Hadriameer genannt, und er bestätigt seine leicht entflammte Stimmung, wenn er sich irasci celerem nennt, doch er fügt hinzu tamen ut placabilis essem. Proben dieses Jähzornes gegen spröde und kalte Schönheiten liegen uns genug vor. Er konnte furchtbar in seinem Zorne sein, wie vor allem sein Gedicht Audivere, Lyce beweist. Aber wie alle heftigen Menschen, bereute er schnell und zeigte sich leicht versöhnlich. Mit Humor verfolgt er in diesem Liede die Ursachen des aufwallenden Zornes und seine verderblichen Wirkungen nach Art der Gelehrten bis ins graue Altertum hinauf: Prometheus ist schuld. Warum hat er uns Löwenstoff beigemischt? Nun tobt die wilde Wut in den Herzen der Menschen, sie rast stärker als die größte Kraft in der Welt und richtet Städte, Völker und Länder zu Grunde. Mit wirksamer Komik ruft er nun der beleidigten Geliebten zu: „Bezwinge deinen Unmut!“ was vor allem ihm gelten sollte. „Ich sündigte im tollen Jugendübermut, jetzt bin ich sanft und gut. Drum tausche auch du bittren Sinn mit Sanftmut! Sei wieder gut!“ So holdem Werben kann niemand widerstehen. Aber komisches Pathos und überlegener Humor allein hätten die beabsichtigte Wirkung nicht gehabt, wenn nicht auch zärtliche Liebe aus diesem Werbeliede gesprochen hätte; diese fühlt man besonders aus den Eingangs- und Schlußworten heraus.

Reizend ist schon die Anrede

Du, einer schönen Mutter schönres Kind;

unendlich lieblich und einschmeichelnd der Schluß:

Doch nun erwacht der Bitten zarter Klang
Und übertönt den scharfen Schmähgesang,
Bis ohne Groll du wieder mein gedenkst
Und mir dein Herz in Liebe wieder schenkst.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Wir glauben es zu sehen, wie Horaz das nur halb noch schmollende Mädchen an sich zieht, das male pertinax nur schwach sich sträubt, um bald dem launenhaften, geistig so überlegenen, gottbegnadeten Sänger von ganzem Herzen zu verzeihen.

„Die Dichter der alten haben wie die der neueren Zeit Dichtung und Wahrheit gemiſcht und durch den freien Lauf der Phantaſie ein zu indiskretes Hineingucken in ihre Privatverhältniſſe unmöglich gemacht.“ (Roſenberg.) So wird man wohl nie feſtzuſtellen vermögen, wer die früher geſchmähte Schöne iſt. Sind die „ſchnellen Jamben“ vernichtet? Sind es die der Epoden 5 und 17, die einzigen Spottgedichte auf ein Mädchen? Oder iſt die ganze Situation erfunden, um dem zornſchnellen Horaz die Vorausſetzung für eine lyriſche Verwünſchung des Zornes zu ſchaffen? Laſſen wir dieſe Frage offen und erfreuen uns an dem köſtlichen, in übermütigem Tone überall durchbrechenden köſtlichen Humor.

I. 17. Velox amoenum saepe Lucretilem Mutat Lycaeo Faunus

Komm zu mir!

HIC TIBI COPIA
MANABIT

Zum Zweck der völligen Versöhnung und Wiederherstellung der alten, schönen Beziehungen ruft Horaz seine durch die Palinodie des vorigen Liedes noch nicht völlig beruhigte Tyndaris zu sich auf sein idyllisches Sabinum. Sie soll die schöne Flur durch den Reiz lebendiger Schönheit beleben. So lockt das Nachtigallmännchen die Braut mit schmeichelnden Tönen. Doch es ist kein blöder Schäfer im Geßnerschen Stil, der sentimentale, schmachtende Liebesrufe girrt; es ist der Sohn italischer Erde von echt natürlicher Sinnlichkeit; Lebensglut und derbe Lebenslust platzt in Worten und Bildern heraus, die das ästhetische Gefühl zart besaiteter Gemüter unsanft berühren könnten. Zwar Goethe, der den römischen Dichter furchtbar realistisch nennt, hat in der Walpurgisnacht und anderswo sich weit furchtbarere Realismen erlaubt. Doch dort gehören sie hin. Uns stört nur die Lust an einem derben Ausdruck an Stellen, wo wir nicht darauf vorbereitet sind. So sündigt auch Heine oft genug gegen unsere Empfindung. Nur ist der Unterschied zwischen ihm und Horaz der, daß die Alten einen massiven Ausdruck gar nicht in dem Maße empfanden wie wir, weil sie die uns wenig ästhetisch anmutenden Momente in der Natur und im Menschenleben gar nicht so peinlich berührten, weil auch die Poeten damals derbere Menschen waren und vor der unverschleierten Natur nicht erschraken. Was Aristophanes und Plautus auf die Bühne brachten, dürfte heute niemand wagen. Unseres Horaz Sinn und Gefühl ist durch philosophisches

und dichteriſches Studium ſehr verfeinert worden; aber das Kind des Volkes mit ſeiner Luſt an derber Koſt, mit ſeiner echt italiſchen Schalksnatur bricht doch hie und da die neuen Feſſeln.

Heißer, ſtaubiger Sommer in der Stadt; — liebliche Kühle in dem abgeſchiedenen Winkelchen der Sabinerberge, das Faunus, der gütige Gott der Herden, in ſeinen beſonderen Schutz genommen, ſo daß von Schlangen und Wölfen nichts zu fürchten iſt. Fülle des Segens ſtrömt aus den Fluren.

Mich ſchützet Götterhuld; mein frommes Flehn,
Mein Lied, es hat den Göttern wohlgefallen.
Hier wird des Feldes Segen reichlich dir,
O Tyndaris, aus goldnem Füllhorn fließen;
Im ſtillen Tale wirſt du hier
Schutz vor der Glut des Sirius genießen.
(Überſ. v. Günther.)

Geſang und Wein, ſüßer, unſchuldiger Lesbier ſoll uns das Leben und Lieben hier verſchönern. Du kannſt das Lied von der Penelope und der blaſſen Circe ſingen und — umgekehrt erleben. Denn wie jene beiden Frauen um den einen Mann ſich mühten, ſo werben ich und mein Nebenbuhler um dich. Die idylliſche Ruhe auf dem Lande hier, die Zurückgezogenheit in den Sabinerbergen wird dir, Tyndaris, ſehr gut tun; hier gibt es keine Bacchanalien, nicht Zank und Streit, von Mars und Bacchus entſponnen; hier gibt es keine wilden Geſellen, die ſich — an deiner Unſchuld, Verzeihung! — an deinem unſchuldigen Kleide vergreifen.

Man ſpürt auch in dieſem Gedicht den Ton, in dem das vorangehende geſchrieben iſt. — Die olentis uxores mariti und der Witz mit der Unſchuld des — Kleides geben davon Beweiſe. Den überlegenen Humor vermag der Dichter nicht zurückzuhalten. Er quillt aus dieſem ſchlüpfrigen Boden überall hervor. Durch den Schleier der Idylle blitzt zwiſchen zärtlicheren Gefühlen das Temperament hindurch, in dem einſt die Spottpfeile der ſchnellen Jamben geſchleudert wurden.

I. 18. Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem

Des Weines Gewalt.

AT NE QUIS MODICI TRANSILIAT MUNERA LIBERI . .

Der Elegiker Theognis ſagt:

Οἶνος πινόμενος πουλὺς κακόν· ἢν δέ τις αὐτόν
πίνῃ ἐπισταμένως, οὐ κακὸν ἀλλ' ἀγαθόν.

Trinkſt du vom Wein zu viel, ſo ſchafft er nur Böſes; doch trinkſt du Ihn mit Verſtand, kein Leid, Segen bereitet er nur.

Unſer Gedicht iſt eine ſchöne Illuſtration zu dieſem Thema.

Einer der Villennachbarn des Dichters, ſelbſt Dichter und von ihm hochgeſchätzt, ſchafft Gartenanlagen. Dieſe Gelegenheit benutzt Horaz, um unter Hinweis auf des Weines Wohltaten ihm den Rat zu erteilen, keinen Baum früher zu pflanzen als die Rebe. Schon Alkaios hatte geraten;

Μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω.

Da iſt es nun zu natürlich, wenn Horaz ſich an ſein hohes Vorbild anlehnt, wenn er eben dasſelbe Versmaß wählt, wenn der erſte Vers unſeres Gedichtes eine wörtliche Überſetzung jenes griechiſchen iſt. Aber ein bloßer Nachdichter iſt Horaz ebenſowenig hier wie ſonſtwo. Denn die Trinklieder des Lesbiers ſind vulkaniſch wild, wie der heiße Boden ſeiner Heimatinſel. Aus mächtigen Bechern ſoll ihm der Liebling den feurigen Wein reichen, ein Becher ſoll ſchnell dem andern folgen. Solch ein Trinken aber mißfiel unſerm Horaz, dem echten Jünger der Grazien. Nichts iſt ihm häßlicher als die Verletzung der ſchönen Mitte, nichts unangenehmer als das durch übermäßigen Weingenuß entfeſſelte Weſen der Trunkenen,

ihre Schwatzhaftigkeit, die kein Geheimnis achtet, die die Mysterien des Gottes an das grelle Licht des Tages stellt, die Rodomontaden und Renommistereien dieser Centauren und Lapithen, die die segensvollen Gaben des guten Gottes entweihen und beschimpfen, so daß der erzürnte Gott den Segen des Weines in Fluch verwandelt. So können wir an diesem Gedichte so recht den Gegensatz und den Unterschied zwischen dem römischen und dem griechischen Lyriker erkennen. Alkaios schwelgt im maßlosen Wogen der Leidenschaft, Horaz wirkt ethisch, läuternd, veredelnd, selbst geläutert und veredelt durch den Geist griechischer Philosophie und die Schule des Lebens. Darum sind seine Gedichte mehr als irgend welche geeignet, den gereiften Mann zu erfreuen und das Gemüt der Jugend zu bilden, den Geschmack zu veredeln und zu läutern.

Keinen Baum, o Varus, pflanze früher als die heil'ge Rebe,
Die sich in dem milden Tibur an Catillus' Burg erhebe.
Denn des Weines Feinden sendet Bacchus nichts als Kümmernis;
Bacchus nur versteht zu heilen gift'ger Sorgen Schlangenbiß.

Wer wohl schmäht auf böse Zeiten, auf den Krieg beim Becherklange,
Preist nicht lieber dich, o Bacchus, dich, o Venus, im Gesange?
Doch daß auf des zücht'gen Gottes weises Maß wir uns beschränken,
Wollen des Centaurenkampfes mit Lapithen wir gedenken,

Und wie Euchius die Thraker furchtbar strafte, die bezechten,
Als sie, niedern Trieben frönend, Gutes mischten mit dem Schlechten.
Niemals will ich, Vater Bacchus, sträflich deine Feste feiern,
Nie die heiligen Mysterien vor profanem Aug' entschleiern.

Laß der Hörner und der Pauken wilden Wirbel fern mir bleiben,
Wo die Eigenliebe waltet und der Selbstsucht finstres Treiben,
Die, nach leerem Ruhm begierig, überhoch ihr Haupt erhebt,
Und die Klatschsucht, die die Treue ehrlos zu verraten strebt.

(Übers. v. Menge nach Westphal und Günther.)

Ähnlich warnt Uhland, die Gottesgabe des Weines durch unvernünftigen, übermäßigen Genuß zu entweihen, in seinem Gedicht „Die Bildsäule des Bacchus", wo er Bacchus zu einem Jüngling, der nach einer durchschwärmten Nacht wüst und bleich heimtaumelt, folgende strafende Worte sprechen läßt:

„Was ſpukſt du hier, du wankendes Geſpenſt,
Ereb'ſcher Schatten, kraftlos, ſinnbetäubt?
Du haſt den heil'gen Efeu mir entweiht,
Du nenneſt frevelnd meinen Prieſter dich.
Hinweg von mir! Ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle ſchaffender Natur,
Die ſich beſonders in dem edeln Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüſtes Treiben einen Gott,
So ſucht ihn nicht auf ſonn'gem Weingebirg'!
Nein, ſucht ihn drunten in des Hades Nacht!"

I. 19. Mater saeva Cupidinum

Liebesnöte.

IN ME TOTA RUENS VENUS

Wie das vorige Gedicht die Angst vor dem wilden Wirken des maßlos in Anspruch genommenen Weingottes ausdrückt, so veranschaulicht dies Gedicht das Bangen des Dichters vor dem maßlosen Walten der Liebesgöttin, das ihn mit wildem Weh ergreift, so daß er die Herrschaft über sich zu verlieren scheint, nichts anderes treiben, nichts anderes denken kann. Das Gedicht ist durchzittert von Liebe und Liebesweh. Es ist nicht die milde, sanfte Göttin, die schmeichelnd naht, es ist die grausame Mutter der Eroten im Verein mit dem Weingott und der üppigen Gelegenheitsmacherin Leichtfertigkeit, die ihm den gemessenen Befehl erteilt, sich einer neuen Liebe zu weihen; sie hat Cypern verlassen, um sich auf ihn zu stürzen. Sein Herz erbebt in süßer Angst vor dem Ungestüm, vor der Nähe der gewaltigen Macht. So ist dem alten Anakreon zu Mut, als ihn Eros wieder packt, als ob ihn ein Schmied mit gewaltigem Schlage getroffen, als ob er plötzlich in einen winterlich geschwollenen Gießbach getaucht würde (*Μεγάλῳ δηὐτέ μ' Ἔρως ἔκοψεν ὥστε χαλκεύς Πελέκει, χειμερίῃ δ' ἔλουσεν ἐν χαράδρῃ*). Die berauschenden Reize seiner Süßen, der Glanz ihrer Schönheit, der von ihr wie von parischem Marmor strahlt, ihr einnehmendes Wesen, ihr verführerisches Antlitz halten Horaz in Banden. Mit dem Interesse für politische und Staatsaktionen ist es vorbei; was sind ihm Skythen und Parther? Seine Philosophie droht ihn im Stiche zu lassen. Mit dem stolzen Bekenntnis: Et mihi res, non me rebus subiungere conor, mit der

Beachtung des Ariſtippiſchen Gebots ἔχειν, μὴ ἔχεσθαι verliere die Zügel nicht, — ſieht es ſchlimm aus. So kämpft er im Widerſtreit der Gefühle. Er vermag nichts im offenen Kampfe, daher bringt er der Liebesgöttin ein feierliches Opfer und bittet um Gnade, — parce, precor, precor.

Ich wähnte mich vom Minnejoch befreit,
Da ſchlägt die Mutter holder Amoretten
Und Bacchus und die kecke Lüſternheit
Aufs neue mich in eines Mädchens Ketten.

In Glut verſetzt mich ihres Nackens Weiße,
Dem Marmor gleich, den man zu Paros bricht,
In Glut ihr Blick, der feuchte, ſehnſuchtsheiße,
Und ihr verführeriſches Angeſicht.

Im Sturm erfaßt mich Aphrodites Macht;
Nicht darf ich irgend andre Lieder ſingen,
Nicht Skythenkämpfe, keine Partherſchlacht,
Der Liebe nur darf meine Laute klingen.

Von Raſen ſoll ſich ein Altar erheben;
Die Opferſchale bringt mit edlem Wein!
Wenn meines Weihrauchs Düfte ſie umſchweben,
Wird Aphrodite mildren Sinnes ſein.

(Überſ. v. Edm. Bartſch.)

I. 20. Vile potabis modicis Sabinum Cantharis

Nimm fürlieb.

DATUS IN THEATRO
CUM TIBI PLAUSUS . . .

Mäcenas hat sich auf einer Tour nach dem herrlichen Apulien bei dem Dichter à deux couverts, wie Horaz es liebte, eingeladen. Nun entrollt der Gastgeber dem erstaunten Gönner in humoristischer Form sein Weinprogramm, das allerdings sehr negativ ausfällt. Denn er zählt die herrlichsten Weinsorten auf, die der vornehme, reiche Staatsmann bei ihm — nicht trinken wird; denn mit solchen ist sein Keller nicht fourniert. Nur ein Surius, ein Sabiner Tischwein, wird dem hohen Besuch kredenzt werden und nur in schmucklosen Bechern, aber — Horaz besitzt das köstliche Talent, seinen kleinen Gaben durch Erwähnung persönlicher Beziehungen in feiner Weise besonderen Wert zu geben — dieser Wein hat etwas, was ihn über die edelsten Weinsorten erhebt; denn er ist auf dem Gütchen gewachsen, das der Gast dem Gastgeber geschenkt, ist bei einer ganz besonderen Gelegenheit eigenhändig auf den Krug abgezogen und zugesiegelt, nämlich an dem Tage, als Mäcenas, nach langer Krankheit genesen, zum erstenmal wieder im Theater erschien und von dem Volke mit stürmischem Jubel begrüßt wurde, so daß der Schall sich an dem Vatikan und an des Tibers Uferhöhen brach. Aber das Theater, das einzige, das es damals gab, ist ja von dem Vatikan eine halbe Stunde entfernt und öffnete sich nach Osten, hatte also den Tiber und den Vatikan im Rücken!

Alſo daß das Klatſchen im Theater am Vatikan und am Tiberufer ein Echo finden konnte, iſt phyſiſch unmöglich. Aber gerade dieſe Unmöglichkeit iſt ein Beweis dafür, daß Horaz dieſe Orte nur gewählt hat, um in ſinniger Aufmerkſamkeit den Adreſſaten zu ehren; entſpringt doch der Tiber in Etrurien, wo die Wiege von Mäcens altem Fürſtengeſchlecht ſtand, und wird deshalb auch hier als des Mäcenas' Heimatſtrom bezeichnet, und hat doch der Vatikan ſeinen Namen von einer alten etruskiſchen Niederlaſſung.

Ein reizendes Gedicht, voll Humor und Laune, anziehend in der Fülle zarter Aufmerkſamkeiten und rührender Pietät gegen ſeinen treugeliebten Herzensfreund Mäcenas. Auch ein merkwürdiges Gedicht: es handelt, wie Fritſch gezeigt hat, vom Wein, eigentlich nur vom Wein, führt ihn uns vor in all ſeinen Daſeinsformen: im Becher, im Faſſe, auf der Kelter, in den Trauben, an den Reben, auf dem Hügel und wieder im Becher, und das Wort „Wein" kommt nicht vor.

I. 21. Dianam tenerae dicite virgines

Ein Feſtreigenlied.

BELLUM . . . FAMEM
PESTEMQUE A POPULO ET CAESARE IN
PERSAS . . . AGET

Apollo und Diana wurden unter Auguſtus die Schutzgötter des neuen Römerreiches; der blutige Mars des alten Rom trat hinter ihnen zurück. Neben der neuen Königsburg thronte der palatiniſche Apoll, auf dem Aventin ſchon lange ſeine göttliche Schweſter. An ihrem Jahresfeſte führten die edelſten Jünglinge und Jungfrauen einen Reigen auf. Zu einem ſolchen dichtete Horaz dieſes Tanzlied, das von der dazu beſtimmten Jugend in Chören geſungen und getanzt wurde. Muſik, Geſang und Tanz, Schönheit und Jugend belebten die einfach ſchönen Worte des Hymnus. Die erſte Strophe wurde von Jünglingen und Jungfrauen, zu Halbchören geſondert, im zuſammenklingenden Chor vorgetragen:

Jünglinge.

Zarte Jungfraun, ſingt Dianens Preis!

Mädchen.

Singt den ſchöngelockten Phöbus, Knaben!

Beide.

Auch Latonen, der vom höchſten Zeus
Heißgeliebten Frau, weiht eure Gaben!

(Überſ. v. Günther-Menge.)

Die zweite Strophe wurde von dem Halbchor der Jünglinge, die dritte von dem Halbchor der Mädchen, die letzte von dem geſamten Chor geſungen.

Wie es Sitte war, wird Apollo angefleht um Abwendung von Krieg, Peſt und teurer Zeit; denn er war der *ἀλεξίκακος*,

der alles Böſe fern hielt. Veranlaſſung hat nach Kießlings Vermutung die Mißernte des Jahres 24 und die darauf folgende Teuerung und die beſtändige Kränklichkeit des Kaiſers gegeben, der mit in das Gebet eingeſchloſſen wird. Die Wendung, daß alle Plage und alles Unheil die Feinde treffen möge, iſt typiſch und findet ſich in den frommen Wünſchen aller zeitgenöſſiſchen Dichter:

Laſſe er, gerührt durch euer Flehn,
Blut'gen Krieg und Hungersnot und Seuchen
Von dem Volk und ſeinem Fürſten weichen
Und zu Perſern und Britannen gehn!

(Überſ. v. Günther-Menge.)

Horaz mußte bei der Kompoſition dieſes Hymnus ſich ſtreng an die rituellen Formen halten. Auch Catull hat uns einen ähnlichen Hymnus hinterlaſſen, der aber ausſchließlich die Diana feiert. Seine erſte Strophe ſingt der ganze Chor, die zwei folgenden der eine, die zwei nächſtfolgenden der zweite Halbchor, die Schlußſtrophe der ganze Chor nach dem Schema 1+2+2+1. Er iſt weit altertümlicher gehalten und in vierzeiligen Strophen abgefaßt, deren drei erſte Verſe gleich ſind dem letzten Verſe der Horaziſchen Strophe, während die vierte Zeile der dritten Zeile der Horaziſchen Strophe gleicht. Der Tanzrhythmus ſpringt aus den Catulliſchen Verſen noch mehr hervor:

Dianae sumus in fide
Puellae et pueri integri;
Dianam pueri integri
Puellaeque canamus.

Die Horaziſche Strophe liefert zehn $^4/_4$-Takte, die Catulliſche deren nur acht.

Die Ouvertüre zur Säkularfeier und das Säkularlied ſelbſt werden uns auf dieſes Thema zurückführen.

I. 22. Integer vitae scelerisque purus

Die Liebe ein Talisman.

NAMQUE ME SILVA LUPUS IN SABINA
FUGIT INERMEM

An Aristius Fuscus wendet sich unser Lied. Der Charakter dieses Mannes muß uns das Verständnis des Gedichtes erschließen. Aus der neunten Satire des ersten Buches kennen wir ihn als einen Schalk, der Eulenspiegeleien liebte. Und so hat denn Horaz dem für Humor empfänglichen Freunde dieses in seiner Scherzhaftigkeit köstliche Gedichtlein gewidmet. Es wirkt um so erheiternder, als der Anfang mit seinem feierlich ernsten Pathos uns auf etwas ganz anderes vorbereitet; er lautet:

Wer rein und frei von Schuld das Leben wahrt,
Braucht Bogen nicht und Speer nach Maurenart
Und keinen Köcher giftgetränkter Pfeile,
Allwo er weile.

Mag durch der Syrten Glut die Reise gehn
Und durch des Kaukasus beschneite Höhn,
Und wo die Wogen des Hydaspes rollen,
Die märchenvollen.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Nun folgt der Beweis: Denke dir, alter Freund, wie ich neulich durch den Wald schlendere und mein Liedchen auf Lalage vor mich hinträllere, begegne ich einem Wolfe, und was für einem! Solch einen gibt's ja gar nicht mehr! Und was tut der Wolf? Er nimmt Reißaus!

Denn als ich sorglos irrt' im Waldesgrund,
Ein Lied an meine Lalage im Mund,
Ist vor dem Unbewehrten, Sangesfrohen
Ein Wolf geflohen.

Ein grimmig Tier von ſolcher Ungeſtalt,
Wie ſelbſt Apuliens finſtrer Eichenwald
Und Jubas Wüſten, die den Löwen nähren,
Es nie gebären.
(Überſ. v. Edm. Bartſch.)

Und die Moral von der Geſchichte? Will ich, wo immer ich bin, ſicher ſein, werde ich mein ſüßes Plaudermündchen beſingen, ihr nolens volens treu bleiben müſſen.

Und wär' ich da, wo ſtarr der Boden liegt,
Kein Baum ſich in den Sommerlüften wiegt,
Wo ſchwer und feucht die grauen Nebelballen
Das Land umwallen, —

Und wär' ich da, wo ſteil die Sonne brennt,
Das Land dem Menſchen keine Wohnung gönnt:
Ich werde meinen Plaudermund, den ſüßen,
Stets lieben müſſen.
(Überſ. nach Edm. Bartſch.)

Dieſem ſcherzhaften Inhalt wird die allbekannte an und für ſich wunderſchöne Kompoſition Flemmings wenig gerecht. Sie iſt zu feierlich, ſtimmt andachtsvoll; die vollen, weihevollen Töne dieſer Weiſe würden für eine ernſte Hymne paſſen. Aber Namque me silva lupus in Sabina in ſo feierlichen Tönen geſungen, wirkt unendlich komiſch, nicht minder erheiternd wirkt die Stelle dulce ridentem. Ein zweiter Fehler der Kompoſition iſt, daß durch die Betonung in ihrer Melodie

— ∪ ∪ — — — ∪ ∪ ∪ — —
Integer vitae scelerisque purus

der Rhythmus der ſapphiſchen Strophe total zerſtört wird. Und wie wünſchenswert wäre es, wenn unſere tüchtigen Liederkomponiſten ihre Aufmerkſamkeit den Horaziſchen Liedern zuwenden wollten, aber in richtiger Weiſe, ſo daß der Rhythmus der antiken Verſe in der Kompoſition erhalten bleibt.

I. 23. Vitas hinnuleo me similis, Chloe

Die kleine Spröde.

ATQUI NON EGO TE

Sie floh vor mir wie ein Reh so scheu,
Und wie ein Reh so geschwinde,

wie Horazens Chloe. Damit hört die Ähnlichkeit aber auf. Denn bei Heine heißt es weiter:

Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar, das flog im Winde.

Er erreicht sie und überwindet ihre Sprödigkeit. Nicht so Horaz. Er verfolgt vergebens die jugendliche Schöne, die noch immer nach dem Schutz der Mutter verlangt. Das Bild von dem scheuen Reh ist reizend. In Angst und Bangen vor jedem Geräusch zittert es und sucht die geängstigte Mutter: wenn der Wind in den regen Blättern säuselt, wenn eine grüne Lacerte mit den funkelnden Äuglein durch den Strauch huscht, gleich beben ihm die Kniee und das kleine Herz. Und wie der Dichter der scheuen Geliebten, dem schlanken Reh folgt, kommt er ihr vor wie ein raubgieriger Tiger. Sie ist taub gegen alle Versicherungen, daß seine Gefühle die zärtlichsten sind und daß sie schon kein unreifes Kind mehr ist. Das Mädchen hat für sie kein Verständnis, sie sieht in ihm nur den fremden Mann, der ihr nicht geheuer erscheint. All sein Bitten bleibt unerhört.

Es liegt der Schmelz naiver Anmut über dem Liedchen ausgegossen, der täppische Berührung nicht erträgt.

Gleich dem Rehe fliehſt du, Kind,
Das auf einſam wilder Halde
Rennt zur Mutter, wenn im Walde
Leiſe nur ſich regt der Wind.

Ob des Lenzes Hauch durchzieh'
Schwanke Wipfel, ob im Buſche
Raſchelnd die Lacerte huſche,
Gleich erbebt ihm Herz und Knie.

Denk nicht, daß ich will dein Blut,
Daß ich hege Tigertriebe!
Mädchen, reif für Mannesliebe:
Laß die Mutter! Sei mir gut!

(Überſ. v. Fr. van Hoffs.)

I. 24. Quis desiderio sit pudor aut modus Tam cari capitis?

Mänie.

MULTIS ILLE BONIS FLEBILIS OCCIDIT

Drei Freunde, alle drei von den Musen hoch begnadet, — Vergil, Quintilius, Horaz, erlesene Geister, hoch über dem profanen vulgus thronend! Da starb von den dreien der eine. In fassungsloser Trauer stand der Dichter der Äneis, mit dem weichen Gemüte, der jungfräuliche. Der kräftigere Horaz rafft sich selbst im tiefsten Schmerz über diesen plötzlichen, unersetzlichen Verlust empor, um seinen Vergil durch diesen edlen Gesang, ein unvergängliches Denkmal zugleich für den dahingeschiedenen gemeinschaftlichen Freund, aufzurichten.

Wo es die Trauer um den Verlust eines so teuren Hauptes gilt, da darf, da muß die Träne unverhüllt und unaufhaltsam rinnen. So naht sich denn der überlebende Dichter, bittend der ernsten Muse des tragischen Gesanges, sie soll würdige Trauerweisen in sein Herz senken.

Unnachahmlich schön ist das ergo an der Spitze des eigentlichen Gesanges. Also wirklich? Quintilius schläft den ewigen Schlaf? So viel Herrlichkeit eines Menschendaseins ist für immer dahin? Takt, Treue und Wahrheit hatten sich in diesem Manne verkörpert. Wann wird es wieder seinesgleichen geben? Schön ist auch der Übergang von der Klage zum Trost:

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam tibi, Vergili.

Viel gebrauchte und doch ewig schöne Verse! Wie erheben sie den Toten, wie erheben sie den Lebenden, der um den Toten klagt! Die boni sind die Ehrenmänner ohne Fleck und Fehl, Vergil an ihrer Spitze. Der fromme Sänger des frommen Helden Äneas fleht um die Wiederkehr des geliebten Freundes aus der Schemenwelt. Hatte doch auch durch Orpheus' süße Klänge der schwarze Fürst sich rühren lassen, ihm den teuren Schatten zurückzugeben. Vergebens! Die Zeiten jener holden Fabel sind vorbei. Die Entscheidungen des finsteren Geschicks sind ehern, ehern die Pforten des Reiches, wohin Merkur die schwarzen Schatten treibt. Nur auf kurze Zeit sollte der Freund Vergils Wonne sein, er hat kein Anrecht auf ihn, auf das Vergängliche an ihm. Das ist ein hartes Los; doch durch geduldiges Ertragen wird leichter, was nicht zu ändern ist.

Das soll den Freund trösten? Kein Hinweis auf ein besseres Jenseits, kein Wiedersehen? — Nein! Horaz weiß nichts von einem gütigen Gott, der uns sterben läßt, um uns zu schönerem, höherem Leben zu erwecken. Düstere Entsagung verlangt der tröstende Dichter von dem zu tröstenden. Männliche patientia! Beuge dich unter das harte Joch der Notwendigkeit, wie du es selbst gelehrt in deinem Heldengesang von dem Dulder, der ein Muster ist von Entsagung und Gehorsam:

Superanda omnis fortuna ferendo est.

Das ist die Quintessenz aller Weisheit, die die Äneide lehrt!

Wenn man Geschmack findet an ernsten, tiefempfundenen Gedichten, so wird man diese Perle Horazischer Lyrik nicht hoch genug stellen können. Empfindungsvolle Herzen werden diese Strophen nicht nur zu dem Besten zählen, was Horaz, nein, was die Weltliteratur geschaffen. Was sagen unsere sorgsam nach der Schablone ordnenden Lyriker zu dem Platze dieser Perle zwischen einer erotischen und einer skoptischen Schöpfung leichtlebigsten Sinnes?

Wer mag des Grams sich schämen, wer kann wehren
Der Träne, um so teures Haupt geweint?
Du, die Gesang mit Saitenspiel vereint,
O Muse, voll ein Trauerlied mich lehren.

So bannt Quintilius nun ein ew'ger Traum?
Trifft Unſchuld, Wahrheit, unverfälſchte Treue,
Die Schweſter der Gerechtigkeit, aufs neue
Ein Herz wie dieſes je im Erdenraum?

Der Edlen viele weinen um ihn laut,
Vor allen du, Vergil. Doch ach, vergebens
Rufſt du den Freund zurück zum Licht des Lebens,
Den Gott dir nicht auf ew'ge Zeit vertraut.

Und lauſchten, wie des Orpheus Zauberton,
Die Wälder deiner Leier ſüßem Klange,
Das Blut kehrt doch nicht in die bleiche Wange,
Hat mit dem Schreckensſtabe Majas Sohn,

Das Schattenbild zur dunklen Schar geleitet,
Nie löſend das Verhängnis, unerweicht.
— Hart iſt's! Doch dulde; durch Geduld wird leicht,
Was unabänderlich das Los bereitet.

(Überſ. nach Günther.)

I. 25. Parcius iunctas quatiunt fenestras

Eine verblühte Schönheit.

INVICEM MOECHOS
FLEBIS

Wenn süße Liebe läßt von Art,
Wird sie zum tödlichsten und herbsten Haß.

Das dritte Lydialied! Erst Ironie und Spott, dann unverhüllter Schmerz und tiefe, glühende Trauer, hier wilder Ausbruch der Schadenfreude, offener Haß und für unser Gefühl unangenehme Schmähung. Gewiß wird Lydia nicht ohne Schuld gewesen sein, allein die Hauptschuld müssen wir wohl dem aufbrausenden Jähzorn und dem leichten Sinn unseres jugendlichen Dichters aufbürden. Mit seiner wilden Rücksichtslosigkeit, mit seinen derben Ausdrücken erinnert das Gedicht nur zu sehr an den Epodenton. Und doch scheint die Wahl des sapphischen Maßes auf eine etwas spätere Zeit hinzuweisen, vielleicht auf den Ausgang des dritten Lebensdecenniums. Sicher steht der Annahme nichts im Wege, daß es aus alten Papieren bei der Herausgabe der Odensammlung mit hineingeraten ist.

Von dem Gebaren der römischen Jugend gewinnen wir allerdings nicht die erfreulichsten Vorstellungen. Stürmische, nächtliche Angriffe auf Tür und Fenster werden die einsamen Mädchen oft erschreckt haben. Aber es erschallten auch süße Weisen, von denen uns Horaz eine Probe aufbewahrt hat, die das Verlangen nach weiteren Mitteilungen erweckt:

Me tuo longas pereunte noctes,
Lydia, dormis?

Die Pfeile, die er auf das einſt heißgeliebte Mädchen abſendet, mußten ſie zum Tod verwunden. Ihre Türe nennt er ſehr leicht zugänglich, freut ſich ihrer ſichtbar zunehmenden Vernachläſſigung ſeitens der römiſchen Jugend, deren Vertreter er mit dem ſcheußlichen Namen moechi belegt. Er malt ſich mit wilder Schadenfreude ein Bild aus, deſſen Züge ihm die verbitterte Stimmung ſüßer Rache geliefert: Lydia in ihrem Gäßchen einſam und verlaſſen, wildes, ungeſtilltes Liebesverlangen in ihrem Herzen. Sie hört, wie die Jugend ſich an Efeu und Myrten erfreut und dem Winterſturm die vergilbten Blätter der Erinnerung preisgibt. Ungenießbar für uns ſind die derben Worte der vorletzten Strophe, die in der Wiedergabe der unten folgenden Überſetzung ſehr abgeſchwächt erſcheinen.

Und für dieſes Rachegedicht der feierliche Ton der ſapphiſchen Weiſe? Gerade durch dieſe Form wird das Gedicht genießbarer. Der elegiſche Ton der Verſe mildert die abſcheuliche Nacktheit der Rachegefühle. Wir fühlen aus dieſen Weiſen die großen Schmerzen heraus, die dem Dichter ſeine Leidenſchaft bereitet. Wir fühlen, daß dieſer Ausbruch vorübergehen und ſtiller Schmerz an ſeine Stelle treten wird. Sie, die er ſo ſchmäht und vernichtet, — er liebt ſie mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele. Der Kontraſt zwiſchen Inhalt und Form feſſelt uns.

Seltner ſtört ſchon keckes Lärmen junger Männer deinen Schlaf,
Während ſonſt ihr ſtetes Pochen deine Fenſterläden traf;
Deine Haustür, welche früher fort und fort mit Windesſchnelle
Sich in ihren Angeln drehte, klebt beſtändig an der Schwelle;
Selten wird von einem Freunde noch ein Ständchen dir gebracht:
„Schläfſt du, Lydia? Ach, ich ſterbe einſam in der langen Nacht.“
Wirſt noch auf verlaſſner Straße, wenn vom Nord der Sturmwind fährt,
Ob der ſtolzen Männer jammern: — ehmals war es umgekehrt.
Dann wird dir vergebens toben in der liebeswunden Bruſt
Wie bei wilden Mutterroſſen ungeſtillte Sinnenluſt,
Und du klagſt, daß ſich die Jugend nur der friſchen Myrte freut,
Dürres Laub jedoch des Eurus winterlichen Stürmen weiht.

(Überſ. v. Weſtphal-Menge.)

I. 26. Musis amicus

Ein Lied meinem Freunde!

NECTE MEO LAMIAE CORONAM

Ein Zwillingsliedchen zu III 17, aber viel schöner, geistreicher, feuriger, hochgestimmter. Sonnige Klarheit liegt über den frischen Versen, Lebensmut und Dichterglück tönt aus diesen Weisen wieder. Dieser Älius Lamia, dulcis nennt der Dichter ihn anderswo, war ein vornehmer Herr, der den Geistesadel neben dem Geburtsadel voll gelten ließ, ja jenen wohl höher stellte; sonst hätte Horaz seinen Jugendfreund nicht so mit seinen Ahnen necken dürfen.

Horaz war Epikureer, nicht bloß weil diese Philosophie Mode wurde, sondern weil sie seinem Sinnen und Wesen entsprach. Und wo war treue Anhänglichkeit und Freundschaft mehr zu finden als bei Epikur und seinen Jüngern? In diesem Punkte stehen Altertum und moderne Zeit sich haarscharf gegenüber. Männerfreundschaft, wahre, edle, echte, kannte im vollen Sinne des Wortes nur das Altertum, und die edelsten Geister pflegten sie am meisten. Auch heute gibt es Freundschaft zwischen Männern, auch heute wird sie von den Dichtern gepriesen:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann,

singt Simon Dach, und Goethe sagt:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Aber die zärtliche, aufopferungsfähige Freundschaft, in der der Freund für den Freund sein Leben freudig opfert, da er als

Hälfte nicht mehr existieren kann, wenn seine andere Hälfte fehlt, — *μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν* — diese Freundschaft gibt es heute nicht mehr. Sie ist nicht ein Produkt der südlichen Glut, die die Affekte steigert, denn dann müßte es im Süden mit der Freundschaft noch heute so stehen wie zu den Zeiten des Horaz, sondern ein Produkt der alten Kultur, ein Resultat der untergeordneten Stellung, die die Frauen in der Schätzung der Männer einnahmen. Wenn wir heute für jene Freundschaft auch vollwertigen Ersatz gefunden haben in dem weit innigern Zusammenleben, dem Ineinanderaufgehen von Mann und Frau, wenn wir jenes verlorene Gut auch nicht betrauern werden, so können wir uns doch an der Bekundung begeisterter Freundschaft, wie sie unser Lied bietet, erbauen:

Ein Musenfreund geb' Furcht und Sorg' ich frei
Den losen Winden, sie ins Meer zu tragen:
Was frag' ich, wer im Nordland König sei,
Vor wessen Schwert die Partherfürsten zagen?

O Muse, die du an dem lautern Quell
Dein Herz erfreust, sei gnädig jetzt mir nah
Und winde mir aus Blumen sonnenhell,
Wind einen Kranz für meinen Lamia.

Ein echtes Lied wird nur von dir beschert;
Und ihn zu feiern, ihn im Lied zu preisen
Auf Lesbier Saitenspiel in neuen Weisen,
Ist wahrlich dein und deiner Schwestern wert.

(Übers. v. Bartsch.)

Also: Pfui! Ein politisch Lied! In der Tat, die leidige Tagespolitik ist wenig poetisch. Der Liebling der Musen weilt in den heiligen Hainen, wo die Quellen rauschen, die Nymphen im Vollmondglanz anmutige Reigentänze aufführen, wo die Bachen verzückt ihrem Meister entgegenjubeln, wo die Musen neue Weisen lehren. Die Mißtöne der geschäftigen Welt dringen nicht in die geweihten Haine. Die Sorgen und Schmerzen sind den luftigen Winden gegeben, die sie lustig forttragen. Der Dichter pflückt sich an den rauschenden Musenquellen einen Blütenkranz von Lichtblumen. Die Blütenfarben, sagt ein Naturkundiger, sind pflänzlich verkörperte

Sonnenſtrahlen, das Erblühen der Pflanze iſt ein Sonnenhaftwerden des Krauts. (Nauck.) Dieſe farbenprächtigen Blüten, eingepflanzt auf römiſchem Boden, ſtammen aus den ſonnigen Gärten von Lesbos, wo Liebe und Wein mehr glühte als ſonſt irgendwo und die Menſchen auch und ihre Lieder, die Lieder eines Alkaios, einer Sappho. Den Göttern, die die Dichtkunſt ſchätzen und pflegen, deren Lieblinge die Dichter ſind, iſt alles Gelingen zu danken; ihnen die Ehre! Die edlen Dichter betrachten ſich nur als ihre ſchwachen Werkzeuge. Nil sine te mei prosunt honores!

Der Kranz, den die Muſe dem Dichter winden ſoll, iſt das neue Lied, und indem der Dichter noch bittet, iſt ſein Wunſch erfüllt. Das Lied iſt fertig, abgerundet, ſtimmungsvoll. Der poetiſche Blumenkranz ſoll eine Feſtesgabe zum Wiegenfeſte des Freundes ſein, deſſen Seele mit der des Dichters in eine verſchmolzen iſt (unanimus). Ein geniales Geſchenk für einen Geburtstagstiſch!

I. 27. Natis in usum laetitiae scyphis Pugnare Thracum est

In wilder Becher Kreiſe.

NON ALIA BIBAM
MERCEDE

Maß, Freiheit der Sitte, Witz, Humor und Frohſinn — das ſind die Elemente, in denen ſich unſer Dichter wohl fühlte. Bei einem Gelage, zu dem er geladen, findet er von jenem allem das Gegenteil: Unmaß, Unfeinheit, wilden Rauſch mit all ſeinen üblen Folgen; die bezechten Geſellen haben den ſchönen Kult des edlen Dionyſos frech verletzt, ſie balgen und raufen wie zuchtloſe Barbaren, wilde Leidenſchaften ſind entfacht, Meſſer blitzen, die Humpen werden als Waffen geſchwungen. Dazu Lärmen und Brüllen, eine Scene wie in Auerbachs Keller. Wie Fauſt tritt der Dichter unter dieſe entmenſchten Geiſter, einen Froſch, Brander, Siebel, Altmayer mit wenig Witz und viel Behagen. Er will die Geiſter bannen, aber er bricht nicht in eine lange Strafpredigt aus, ſondern leitet, aufgefordert, ihren ſtarken Falerner mitzutrinken, geſchickt das Gelage in die geregelte Bahn des üblichen Zechcomments und ſchlägt, um friedliche Töne zu erwecken, einen Rundgeſang vor, der zarte Geheimniſſe ans Licht fördern und damit die wilden Gemüter ſänftigen ſoll. Megillas Bruder, deine Liebſte heißt? Du ſtockſt? Wohlan, was du auch zu beichten haſt, ſag es mir ins Ohr! Ich verſtehe zu ſchweigen. Und wie der Jüngling nun beichtet, da iſt die Wirkung überaus draſtiſch: voll komiſchen Entſetzens ſtarrt der Beichtiger den Jüngling an: Iſt's möglich? Bedauernswerter Jüngling, in welchen Pfuhl biſt du verſunken? Aus den Schlingen dieſes Drachens kann kein Zauberer, kein Gott dich erlöſen.

Alles ist malerisch, eine Scene für den Pinsel eines holländischen Meisters.

Mit Bechern, dem fröhlichen Scherzen geweiht,
Zu kämpfen — barbarisches Schalten!
Verbannt sei, Kam'raden, Zank, blutiger Streit;
Denn Bacchus will freundlich nur walten.

Verhaßt sind dem Zücht'gen bei Fackeln und Wein
Zum Morde geschwungene Stahle;
Laßt ab von dem Toben und lagert euch fein
Auf die Polster zurück bei dem Mahle!

Auch mir wird ein Becher Falerner zu teil? —
Nun wohl; doch verlang' ich erst Kunde
Vom Bruder Megillas, welch tödlicher Pfeil
Sein seliges Herz ihm verwunde. —

Du zauderst? Doch werd' ich um anderen Preis
Mich nimmer zum Trinken bequemen.
Frisch! Sag's nur! – Wer immer dich fesselt, — ich weiß,
Du darfst dich des Liebchens nicht schämen!

Gemein sind die Triebe des Herzens dir nicht,
Drum beichte es mir in die Ohren,
Ich weiß wohl zu schweigen . . . Unglücklicher Wicht!
Die Charybdis verschlingt dich! Verloren!

O wäre dir edlere Liebe beschert!
Kein Zauberer löst dir die Ketten,
Kein Gott. — Kaum wird das geflügelte Pferd
Aus den Klauen des Drachens dich retten.

(Übers. nach Günther.)

Sollte nicht die Annahme eines mehr als gewöhnlichen Interesses an der Opuntierin Megilla das Erscheinen des berühmten Poeten in dieser unsympathischen Gesellschaft verständlicher machen?

I. 28. Te maris et terrae numeroque carentis arenae Mensorem

Geſicht des Reiſenden.

OMNES UNA MANET NOX

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwüſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer in Nebeleimern
Das Waſſer ſchöpfen
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen
Und es wieder verſchütten ins Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geſchäft
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

So Heine in einer prächtigen, ſtimmungsvollen Meeresphantaſie ſeiner Nordſeebilder,

Thalatta! Thalatta! Wie die Wogen gehen und kommen, ſich geſtalten und vergehen, ſo gehen und kommen die Geſchlechter der Menſchen.

Horaz liegt träumend am Rande des Schiffes, das dicht vorüberſegelt an der Küſte des Landes ſeiner Kindheit, wo er einſt ſo glücklich war, wo am Geſtade das Denkmal des Forſchers ſteht, der gerungen ſein Leben lang nach Wahrheit und Erkenntnis der

Dinge, das Denkmal des großen Archytas. Es erwachen in dem durch das grimmige Wüten des Meeres erregten Gehirn trübe Gedanken vom Tode aller Kreatur und der Hinfälligkeit alles Großen und Schönen auf der Erde, bis er wie Heine in einer Vision sich selbst als Leiche, die grollend ausgeworfen das Meer, am Strande liegen sieht, am öden, kahlen Strande neben jenem Denkmal. Hoffnung und Liebe, alles zertrümmert! Was ist des Lebens Wert und Ziel? Was nützen all die hohen Bestrebungen, alles Ringen nach Wissen und Wahrheit? Bis an des Äthers bleichste Sterne erhob, Archytas, dich der Entwürfe Flug; nichts war so hoch und nichts so ferne, wohin ihr Flügel dich nicht trug. Die Welt war für deinen Forschergeist zu klein. Und jetzt liegst du dort am Strande der Heimat, umschlossen, du großer Denker, von einem Häufchen Sandes. Und Pelops, Tithonos, Minos, die mit Göttern verkehrten, — dahin, dahin! Auch dein Lehrer, Archytas, der weise Pythagoras, der einmal dem Tode entgangen sein — wollte! Philosophische Hirngespinste von einer Seelenwanderung! Nur eine Nacht wartet unser, nur einmal wird der Pfad des Todes gewandelt. Kein Wiedererwachen! So gehe auch ich den Weg alles Fleisches. Nackt und bloß liegt mein Leichnam am öden Gestade, ἄϊστος, ἄπυστος.

Schiffer, segle nicht vorüber! Soll die Fahrt dir wohlgedeihn,
Streue eine Hand voll Erde auf mein bleichendes Gebein.

(Übers. v. Leisering.)

Segen auf dein Haupt, wenn du mir die Bitte erfüllst!

In dem Kultus der Toten entfaltete sich der pietätsvolle Sinn des antiken Menschen in seiner ganzen Herrlichkeit. Wer den Toten nicht ehrte, galt für bar aller Menschlichkeit, für einen Frevler schlimmster Art, den Götter und Menschen haßten. Daher die dringenden Worte des Dichters, seine Angst nicht vor dem Tode, sondern vor einem Tode ohne die gebührenden Ehren, daher seine Warnungen und Drohungen an den sturmgehärteten Mann, göttliche Rechte über den menschlichen nicht zu vernachlässigen.

Nur drei Schollen dieses Staubes! Siehe, mehr verlang' ich nicht.
Kurzes Zögern nur gebietet die Erfüllung heil'ger Pflicht.

(Übers. v. Leisering.)

Wie feſſelnd dieſe Rhapſodie! Antiker und moderner Farbenton in wunderbarer Miſchung. Meeresrauſchen, Todesahnung, Todeswürde. Ewige, ernſte Gedanken, aber ſo troſtlos, weil ihnen der Tod der Zerſtörer alles Lebens iſt, durch den der Menſch der Erde und der ewigen Sonne die Atome wiedergibt, die ſich zu Schmerz und Luſt in ihm gefügt, durch den vom Mächtigen ſelbſt nichts übrig bleibt als eine Handvoll leichten Staubes, ſo daß die einzige Ausbeute aus dem Kampf des Lebens die Einſicht in das Nichts iſt, die herzliche Verachtung alles deſſen, was erhaben ſchien und wünſchenswert, Gedanken voller Reſignation, weil ſie, in der Troſtloſigkeit atomiſtiſcher Weltanſchauung befangen, nichts wiſſen von dem ewigen Gott, der durch den Tod uns eingehen läßt zu einem ſchönern Leben.

I. 29. Icci, beatis nunc Arabum invides Gazis

Der kriegerische Philosoph.

QUIS NEGET ARDUIS
PRONOS RELABI POSSE RIVOS
MONTIBUS

Wofern du deines Anteils an Agrippas
Sicil'schen Früchten, die du sammelst, nur
Recht zu genießen weißt, mein Iccius,
So seh' ich nicht, wie Zeus dich reicher machen könnte.
Laß ab von Klagen, Freund! Der ist nicht arm,
Wer reichlich hat, was er zum Leben braucht.
Solange deinem Magen, deinen Hüften
Und deinen Füßen wohl ist, könnten Königsschätze
Nichts Bessres, nichts von größrem Wert hinzutun.
Wenn du im Überfluß so vieles Guten
Vielleicht von Kräutern und von Nesseln lebst,
Du würdest, glaube mir, nicht anders leben,
Wenn dich Fortuna stracks bis an den Hals
In einen Goldfluß setzte: sei es nun,
Weil Reichtum die Natur nicht ändert, oder
Weil einem Stoiker, wie du, die bloße Tugend
Zum Glück genug und über alles ist.

So übersetzt Wieland eine Stelle der Horazischen Episteln, die wie unser lyrisches Gedicht an Iccius gerichtet ist. Es ist interessant, Wielands Einleitung zu vergleichen, in der er mit divinatorischer Feinheit unseres Dichters Verhältnis zu Iccius und seinem Charakter zu bestimmen sucht: Iccius legte sich in seiner Jugend mit großem Eifer auf das, was man damals Philosophie nannte, kaufte alle Bücher der sokratischen Schule und des berühmten

Stoikers Panätius zuſammen und ſchien, nach den Anſtalten, die er machte, zu ſchließen, nichts Geringeres im Schilde zu führen, als die Ciceronen und Varronen in dieſem Fache verdunkeln zu wollen. Als Älius Gallus, der Statthalter von Ägypten, einen Feldzug gegen Arabien, das Land der Märchen und Schätze, plante, überlegte der Philoſoph Iccius, wie vorteilhaft es für ihn ſein könnte, an einer Unternehmung teilzunehmen, wo der geringſte Offizier wahrſcheinlicherweiſe ſein Glück auf immer machen würde, und er fand ſo viel mehr Realität in dem Gedanken, durch einen einzigen Feldzug reich zu werden, als in den nüchternen Spekulationen der Philoſophie, die uns immer nur durch Entbehren glücklich machen will, daß er ſtehenden Fußes alle ſeine Platonen und Panätiuſſe verkaufte, ſich einen tüchtigen tarrakoniſchen Panzer dafür verſchaffte und, wie Horaz ſpottend ſagt, ſich zu einem gewaltigen Kriege gegen die arabiſchen Fürſten und — ihre Schatzkammern rüſtete. Weil aber wider alles Verhoffen die Unternehmung des Älius Gallus gleich in der Geburt verunglückte, ſo wurden auch die feurigen Hoffnungen des Iccius ſchnell wieder zu Waſſer.

Treu ſeiner Art will Horaz durch Humor und feinen, gutmütigen Spott ſeinen etwas verdrehten Freund wieder zurecht rücken: Sag mal, lieber Iccius, die geſegneten Schätze Arabiens ſcheinen es dir ja auf einmal verteufelt angetan zu haben, du rüſteſt dich zu einem ſchneidigen Kriegszug gegen die nie beſiegten Fürſten des Orients, nimmſt ſchon die Ketten mit, um die ſchönen Jungfrauen und die jugendlichen Fürſtenſöhne heimzuſchleppen. Das wird ja famos ſein, wenn eine Barbarenmaid, der du den Bräutigam getötet, oder ein ſchönlockiger Prinz als Mundſchenk deines Winkes gewärtig dich bedient. Nun wird's mich nicht wundern, wenn die Flüſſe bergauf fließen. Aber bis zum Schluß dauert die Ironie nicht. Mit Ernſt und Aufrichtigkeit hält der Dichter ihm die Torheit ſeines Beginnens vor: Du haſt mit deiner philoſophiſchen Bildung zu beſſeren Erwartungen berechtigt, das wiſſenſchaftliche iſt dein Gebiet! Dort könnteſt und ſollteſt du eine Rolle ſpielen; ſolch ein gebildeter, ſonſt ſo verſtändiger Mann darf nicht Chimären nachjagen wie ein Abenteurer und nicht alles auf das Spiel ſetzen um des leidigen Mammons willen!

So lernen wir auch in diesem Gedichte Horaz schätzen und lieben als treuen Freund und Lenker seiner Freunde. Sein klarer Blick erkannte ihre Schwächen; er fuhr nicht gegen sie los, er vertuschte aber auch nicht ihre Fehler in schlecht angebrachter Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit. Er ist auch in dieser Beziehung ein Mann der rechten Mitte. Während er sonst aber bei leichteren Schwächen und Verkehrtheiten nur leise andeutend und liebevoll ratend vorgeht, greift er hier zu stärkeren Heilmitteln, weil das Übel stärker ist. Iccius wird die Beize des Spottes im ersten Teile unangenehm empfunden, aber die ernsten Worte am Schlusse wohl beherzigt haben. So zieht das kleine Gedicht ebenso sehr durch die edle Gesinnung an, die aus jeder Zeile spricht, wie durch die Eleganz der Sprache und die Feinheit der Ausführung der Gedanken.

Es folge mit Änderung eines Verses die vorzügliche Übersetzung von Meichelt, die Ton und Farbe des Originals meisterhaft wiedergibt.

Was hör' ich? Du geschworner Bücherwurm,
Du stürzest schneidig in der Schlachten Sturm?
Arabiens Schätze rauben dir den Frieden?
Den Emirn Sabas willst du Ketten schmieden,
Die nie zuvor besiegt — und nicht genug:
Zum grimmen Meder eilt dein Adlerflug?
Willst ein Barbarenmädchen fangen ein?
Prinzeß natürlich — die bedient dich fein;
Den Liebsten hast du grausam ihr erschlagen,
Und sie muß deiner Hoheit Fesseln tragen.
Dazu ein Fürstensohn vom Sererstrand,
Der dort an Pfeil und Bogen Freude fand,
Wird salbenduftend dir im Haus scharwenzen
Und deinen Gästen zierlich Wein kredenzen.
— Jetzt glaub' ich, daß der Tiber rückwärts fließt
Und sich den Berg hinauf der Bach ergießt,
Wenn einer sanft mit Sokrates gewandelt,
Der Stoa Weisheit emsig eingehandelt
Und nun im Panzer sich als Mars geriert!
— Schau: ich hab' für gescheiter dich taxiert.

I. 30. O Venus, regina Cnidi Paphique

Liebesfeier.

TE GLYCERAE DECORAM
TRANSFER IN AEDEM

Als Königin ſoll die Liebesgöttin einziehen bei ſeiner Holden, Süßen, die ihr Gemach zu einem Tempel der Luſt und Freude geſtaltet, damit die Herrſcherin ihr liebliches, ſonnenglänzendes Eiland, das ſchöne Cypern, gern mit dieſem Dache vertauſche, unter dem ihrer Majeſtät wohlgefällige Opfer gebracht werden. Glycera ſtreut ihr Weihrauch, und der Geliebte ruft die mächtige Göttin. Und ſie naht, wie ſie der Dichter geſehen auf den Gemälden, die die Prachtzimmer ſchmückten, als Herrſcherin, umjauchzt von ihrem Gefolge. Und welche herrlichen Geſtalten beſchwört der liebende Dichter herauf! Eros an der Spitze des Triumphzuges, bereit, die Gluten in den Herzen zu entzünden, es folgen die anmutigen Grazien, die jedem Ungeſtüm, jeder Unſchönheit wehren, die gefälligen Nymphen, mit allen Reizen geſchmückt, die gern hilfreiche Hand bieten, die reizende Hebe, wie ſie uns Canova in die Sinne geprägt, die aber erſt im Verein mit der Liebesgöttin und ihr zu huldigen bereit, ſich in all ihrer Schönheit entfaltet, und endlich der jugend-ſchöne Hermes, der Schelm, der mit der Macht ſeiner Überredungskunſt jedes Bedenken, jedes Zaudern beſiegt. Wir werden geblendet von der Schönheit und Göttlichkeit dieſer Geſtalten, die herunterſteigen zu den liebenden Menſchen, um zu vereinen, um zu beglücken durch die ewige Macht der Liebe. Glückliches Paar!

O Knidos' Herrin, Paphos' Königin,
Verſchmäh dein teures Cypern, ziehe hin
Zu meiner Holden ſchönem Haus,
Sie ſtreut dir duft'gen Weihrauch aus!
Dein Sohn, der liebentflammende, erſcheine
Mit gürtelloſen Grazien im Vereine,
Merkur auch und der Nymphen Schar
Und Hebe, ohne dich der Reize bar.

(Überſ. nach Günther.)

I. 31. Quid dedicatum poscit Apollinem Vates?

Des Dichters Gebet.

FRUI PARATIS ET VALIDO MIHI
LATOË, DONES

Unſer Gedicht gehört zu den beſten Proben idealen Sinnes, liebenswürdiger Anmut und Beſcheidenheit, keuſcher Einfachheit und Wahrheit.

Apollo iſt der Gott des neuen Reiches des Auguſtus. Sein Bild prangte in dem neugebauten Tempel auf dem Palatin. Die Menge des Volkes ſuchte ſich ſeiner Gunſt zu verſichern und ihm Sehnen und Verlangen mitzuteilen. Und was iſt das unverhüllte Streben derſelben? Kraſſer Materialismus! Vergängliche Güter, die einen flüchtigen Sinnengenuß verſchaffen, fette Saaten, ſchöne Herden, Gold, Elfenbein, weitreichender Landbeſitz, fruchtbare Weinberge mit edelen Reben. An der reichbeſetzten Tafel liegt der Geldprotz und ſchlürft aus goldenen Humpen den Wein, den er an fernen Küſten für ſyriſche Waren erhandelt. Den Stürmen des Atlantiſchen Ozeans iſt er ein paarmal glücklich entronnen und darf daher glauben, ſich der ganz beſonderen Gunſt der Götter zu erfreuen. Nicht ein ſolches Glück erflehe ich von dir, Letoſohn, mich erfreuen die einfachſten Erzeugniſſe meiner beſcheidenen Fluren, wenn ich nur friſchen Sinn behalte und die Dichtkunſt mir treu bis in ein ſchönes Alter hinein zur Seite ſteht. So betet der Poet von Apollos Gnaden, und wer ſo betete, zu dem rief der Gott gewiß:

Willſt du in meinem Himmel leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein!

9

Wie kunstvoll ist die Anlage des Gedichts! Die Wünsche der Masse werden den bescheidenen Wünschen des Dichters gegenübergestellt. Jene werden in berechtigter Absicht vorausgeschickt und mit kernigen Pinselstrichen zu einem lebenswahren Bilde von dem Begehren und Verlangen der breiten Masse ausgearbeitet, diese in den Schlußversen knapp zusammengefaßt, damit von dem farbenreichen Hintergrunde der auf krassen Materialismus hinauslaufenden Wünsche die ideale Gesinnung des Dichters sich stark abhebe. Dabei ist strenge Einheit festgehalten. Das Ganze hat die Form des Gebetes.

Ein gelehrter Verächter der Horazischen Gedichte, mit denen er sich trotzdem aufs gelehrteste beschäftigt hat, die er mit gelehrten Citaten und anderen Schätzen des Wissens voll geschätzter Akribie überladen hat, die von seinen philologischen Kenntnissen rühmliches Zeugnis ablegen, von poetischem Sinn aber, den doch wohl jemand haben muß, wenn er einen Poeten erklären will, nur wenig blicken lassen, — dieser Gelehrte schreibt unter dieses echte Kind Horazischer Muse: „Nachahmung des Theognis ist unverkennbar". Er führt erstens eine Stelle an, in der der alte Lyriker von Megara sagt: Wohne lieber gottesfürchtig mit geringem Besitz als mit Reichtum, den du ungerecht erworben. So ungefähr sagt das auch Horaz, aber es sagen das nach ihm viele Dichter und haben das vor und nach Theognis viele gesagt. Eine zweite Stelle des Theognis lehrt uns: Ich liebe den Reichtum nicht und wünsche ihn mir nicht, sondern ich wünsche mir die Möglichkeit, ohne Leid von meinem Besitz zu leben. Das haben viele Idealisten vor und nach Theognis, vor und nach Horaz gewünscht. Nun aber die dritte Stelle: Nie will ich um etwas anderes sorgen als um Tugend und Weisheit, in ihrem Besitze will ich mich erfreuen an Musik, Gesang und Tanz und dazu immer klaren Sinn haben. Von Weisheit und Tugend redet Horaz gar nicht. Theognis will lustig sein bei Gesang und Tanz, Horaz wünscht, daß ihm die poetische Gabe bis in das Alter erhalten bleibe. Die ganze Übereinstimmung besteht darin, daß Horaz sich im Alter eine mens integra und Theognis einen *νοῦς ἐσθλός* wünscht. Das integer ist weit bezeichnender und eigenartiger als das griechische *ἐσθλός*.

Es ist wichtig, die oberflächlichen Parallelisierungen des Horaz mit den griechischen Lyrikern, die oft in bösem Sinne gegen unseren Dichter angestellt werden, gründlich zu prüfen und in ihrer ganzen Schiefheit und Haltlosigkeit aufzudecken. Sobald bei Horaz eine etwas ähnliche Behandlung der lyrischen Stoffe: Wein, Liebe, Schönheit, Anmut, Lebensglück, Vaterland, Freiheit wie bei irgend einem griechischen Lyriker aufstößt, dann nagelt man sofort den Nachahmer, den Plagiator fest, dessen sämtliche lyrische Gedichte ein höchst gelehrter Herr für ein Dutzend — er macht es wirklich billig! — vollständiger Gedichte eines Alkaios, einer Sappho, eines Archilochos verhandeln zu wollen erklärte. Wollte man unsere Dichter auf Übereinstimmung der lyrischen Gedanken untersuchen und eine derartige, wie wir sie eben besprochen haben, entfernte, allgemeine Übereinstimmung dem später lebenden Dichter als Nachahmung vorwerfen, — wir würden unverständig sein, ohne mens integra handeln. Wer ist, um nur ein Beispiel anzuführen, schon auf die absurde Idee gekommen, Schillers

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz.

als eine Nachahmung des Horaz hinzustellen? Die Edelsteine gleichen sich oft sehr, erst die Fassung verleiht ihnen eigentümlichen Reiz!

Was mag der Dichter vor Apollos Bilde,
Aus heil'ger Schale opfernd, sich erflehn?
Nicht glatte Herden, keine Fruchtgefilde,
Auf denen üppig seine Saaten stehn.

Nicht Schätze soll der Gott ihm je verleihen,
Nicht Elfenbein, nicht Perlen oder Gold,
Nicht weithin ausgedehnte Ländereien,
Durch die des Liris sanfte Woge rollt.

Calener Edeltrauben möge brechen,
Für wen sie reift Fortunas Sonnenschein;
Aus Goldpokalen mag der Kaufherr zechen,
Was fremdes Land ihm bot an teurem Wein.

Ihm lacht der Götter höchste Gunst hienieden,
Drei-, viermal wagt die Meerfahrt er im Jahr.
Doch ich, Apoll, ich lebe schon zufrieden,
Beut mild der Ölbaum seine Frucht mir dar.

Gewähre eins mir, bei gesundem Leibe
Mich des zu freun, was mir das Glück beschied,
Daß auch im Alter frisch der Geist mir bleibe
Und nie verstumme meiner Laute Lied.

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

I. 32. Poscimur

Ein neues Lied!

AGE DIC LATINUM
BARBITE, CARMEN

Horaz hatte schon manches Lied gesungen. Der Beifall, den er gefunden, gab ihm die Gewißheit, daß die Kinder seiner dichterischen Phantasie „mehr als ein Jahr“ leben würden. Sein Name fing an bekannter zu werden. Mit Stolz empfand er es. Nun aber drängte es ihn, etwas ganz Neues seinem Volke zu bringen. Wie würde man es aufnehmen? Alles Neue, das wußte unser Menschenkenner, wird mit Mißtrauen angesehen. Und dennoch beschließt er, die herrlichen Gaben des Weines und der Liebe in einem von keinem Römer bisher versuchten Versmaß zu besingen. So richtet er an diejenige Leier, mit der Alkaios mitten in Krieg und Meereswogen Venus und Bacchus gefeiert hatte, die Aufforderung, ihm ein römisches Lied anzustimmen. Das kräftige Poscimur an der Spitze des Liedes spricht seinen begeisterten Entschluß aus. Er fühlt die Stimme in seiner Brust, die ihm gebietet, die lyrische Poesie in ihren schönsten und ausgeprägtesten Formen, wie sie bis dahin nur die griechische Dichtung entfaltet hatte, auf den Boden Latiums zu verpflanzen. In dieser heiligen begeisterten Stimmung ruft er der Leier Apolls, ohne die im himmlischen Saal selbst beim Nektarmahl die Freude gemein ist, ihr, die alle Leiden tröstet, bei deren Klängen des Kummers Falten schwinden, ein „Sei mir gegrüßt“ zu. So durchzieht dieses kleine Lied ein hoher Schwung dichterischer Begeisterung.

Mich drängt es mächtig. Auf denn, meine Laute,
Wenn sorglos ich dir oft im Schattenhain
Ein Lied, das lange leben mag, vertraute:
Zum Lied latein'scher Sprache stimme ein,

Wie du zuerſt dem Lesbier erklungen,
Dem wilden Kriegsmann, der nach Kampf und Schlacht
Und wenn ſein Schiff, vom Sturm der See bezwungen,
Am feuchten Uferſaum er feſtgemacht,

Von Bacchus ſang, von euch, ihr holden Muſen,
Von Venus und dem Sohn, der immerdar
Sich ſchmeichelnd wiegt am mütterlichen Buſen,
Von Lykus' dunklem Aug' und Lockenhaar.

Du Zier Apolls, die mit der Freude Klange
Beim Göttermahl Kronions Herz entzückt,
Du ſüßer Troſt, wenn Gram die Seele drückt:
Sei hold mir, der ich würdig dich verlange!

(Überſ. nach Günther-Menge.)

I. 33. Albi, ne doleas plus nimio memor Immitis Glycerae

Es ist eine alte Geschichte.

SIC VISUM VENERI . .

Albius Tibullus, der Dichter tief empfundener Elegieen, war Freund und Nachbar unseres Dichters. Sie waren sehr verschieden an Temperament. Tibull war Melancholiker, ein Hauch trüber Sentimentalität schwebt über seinen Elegieen. Horaz hat an ihn eine poetische Epistel gerichtet, die vierte in der ersten Sammlung. Wie er ihn dort ermuntert und schätzt, das verdolmetsche uns Wieland:

Du warst nicht bloß ein schönes Bild, dem nichts
Im Busen schlägt. Die Götter gaben dir
Zur Schönheit Reichtum, gaben dir zu beidem
Die seltne Kunst, das Leben zu genießen.
Was kann die Mutter ihrem lieben Zögling
Noch Größres wünschen, wenn er, unverdorben
An Kopf und Herz, die Gabe, was er denkt,
Zu sagen, mit der Gabe zu gefallen,
Zu gatten weiß, und Gunst und Ruhms genug,
Auch einen Überfluß an frischem Blut,
Ein reinlich Haus und immer noch für jeden
Bescheidnen Wunsch so viel im Beutel hat,
Als nötig ist? — Dies Glück, Tibull, ist dein.

Bald nachdem Horaz jene Epistel ihm übersendet, ist Tibull gestorben. Seine Hypochondrie entsprang vielleicht den trüben Ahnungen eines frühen Todes. Eine solche Natur hat in der Liebe nicht viel Glück. Ein jeder lebt, ein jeder liebt und läßt

ihn seiner Pein. Auch in unserem Gedichte sucht Horaz ihn aufzuheitern in seinem Schmerz über unglückliche Liebe. Glycera nennt er die untreue Geliebte des Freundes, d. h. die Süße, deine Süße; der wahre Name wird unter diesem Kosenamen versteckt. — Was grämst du dich, lieber Tibull? Geht es anderen nicht ebenso?

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt.
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt."

Das ist eine alte Geschichte. Die Liebesgöttin ist grausam, sie hat eine wilde Lust, solche Herzen in das Joch ihres Triumphwagens zusammenzuspannen, die nicht in gegenseitig erwiderter Neigung selig werden können; denn eins ist dem andern zu ungleich und oft des andern unwürdig. Geht es mir anders? Eine edle Maid will mich mit ihrer Liebe beglücken, ich fühle nichts für sie, sondern glühe für eine Unwürdige, die für mich keine ernste Neigung empfindet. Es ist mal so. Nimm's nicht zu tragisch.

Das Leben begreifen, die Dinge klar erkennen, — das raubt ihnen ihre Macht über uns. Zweierlei also ist für die ästhetische Würdigung unseres liebenswürdigen, schelmischen Trostliedchens zu beachten. Horaz hebt nicht nur der Liebesgöttin Launenhaftigkeit hervor, die oft die innigste Zuneigung unerwidert läßt, sondern er sucht seinen lieben Bruder in Apollo von seiner Liebe zu heilen, indem er ihn auf die Unwürdigkeit derselben aufmerksam macht. Nichts stimmt mehr die Gefühle herab, als die Mißachtung, die sie bei andern finden, und die Einsicht, daß die Mißachtung begründet ist. Und um die Bitternis, die die Mißachtung des so heißgeliebten Mädchens bei dem Freunde hervorrufen mußte, zu mildern, stellt er sich selbst in Parallele.

Das ganze Lied ist der Ausdruck inniger, teilnehmender Freundschaft. Der Freund macht sich selbst lächerlich, um dem Freunde ein Lächeln abzulocken; er setzt sich selbst herab, um den Freund aufzurichten.

Höre auf dich so zu härmen um Süßliebchens hartes Herz,
Höre auf in Elegieen auszuströmen deinen Schmerz,
Freund Tibull, weil deine Liebste nicht den Schwur der Treue hält,
Weil ein jüngerer Verehrer besser ihr als du gefällt.

Auch die glänzende Lykoris ſtirbt dahin vor Liebesweh,
Liebt den Cyrus, Cyrus aber liebt die ſchöne Pholoe;
Aber ehe wird dem Wolfe ſich das Lamm in Liebe nahn,
Eh' die ſpröde Frau ſich hingibt jenem häßlichen Galan.

Sieh, das iſt die Art, in der ſich Aphroditens Macht erweiſt:
Die da ungleich an Geſtalt ſind, ungleich an Gemüt und Geiſt,
Zwingt in ſchadenfroher Laune ſie trotz alles Sträubens doch
Ohne Gnade und Erbarmen in der Liebe ehern Joch.

Ach, mich ſelbſt, dem ſchon Gewährung eine edle Maid genickt,
Hat mit ihren ſüßen Feſſeln eine Myrtale umſtrickt,
Eine freigelaſſne Sklavin, die ſo wild in ihrer Glut,
Gleichwie an Calabrer Küſte Adrias bewegte Flut.

(Überſ. von Weſtphal-Menge.)

I. 34. Parcus deorum cultor et infrequens

Bekehrung.

NUNC RETRORSUM
VELA DARE
COGOR . .

Einer aberwitzigen Weisheit huldigend, irrte ich ziellos umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun nehme ich den alten Kurs wieder auf.

Ich hatte mich der Götter Dienst entzogen,
War leichter Afterweisheit zugetan,
Jetzt aber fühl' ich gläubig mich bewogen,
Zurückzusteuern auf die alte Bahn.

Denn Zeus, der mit den flammenden Geschossen
Sonst nur die finstre Wolkennacht zerteilt,
Ist mit dem Flügelwagen und den Donnerrossen
Durch heitern Himmels Blau dahingeeilt.

Der Ströme Flut, der starre Erdgrund wankte,
Die Styx erzitterte im tiefsten Grund,
Der Atlas selbst am Saum der Erde schwankte,
Es bebte Tänarums verhaßter Schlund.
(Übers. nach Bürger-Günther-Menge.)

Wo blieb die ganze Weisheit seiner philosophischen Meister? Um die Ohnmacht der Götter zu beweisen, hatte Lukrez die vermessene Frage getan, warum Juppiter niemals bei wolkenlosem Himmel Donner und Blitz auf die Erde sende. Jetzt war die Antwort da: ein das All erschütternder Blitz aus heiterm Himmel! Demutsvoll schauert Horaz zusammen, erkennt die Hohlheit der materialistischen Welterklärung der Epikureer und wendet sich dem naiven

Kindesglauben wieder zu, nur daß er jetzt als erfahrener Mann das Unzureichende menſchlicher Größe und Berechnung ſolcher Allgewalt gegenüber mit klarem Auge ſieht.

Ja! Es vermag der Gottheit hehre Macht
In Staub zu trümmern allgewalt'ge Throne;
Sie nimmt vom ſtolzen Haupt die Strahlenkrone
Und zieht ans Licht, was ſich verhüllt in Nacht.
(Überſ. von Günther.)

Unſer Gedicht iſt als ein Abbild der religiöſen Erfahrungen ſo mancher chriſtlichen Seele zu genießen, in welcher der naive Glaube der Kindheit durch unreife Verſtandesſchlüſſe ins Wanken kam, dann aber bei fortſchreitender Lebenserfahrung ein tieferer, feſterer Glaube begründet ward, ſei es durch die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des menſchlichen Verſtandes, welcher auch die Unendlichkeit in Raum, Zeit und Kauſalität weder zu begreifen noch hinwegzudenken vermag, ſei es durch Betrachtung des eigenen Lebens und durch das innere Bedürfnis nach einem feſten Halt, ſei es, wie es bei Gebildeten wohl meiſtens der Fall iſt, durch beides. (Gilbert.)

Eine ähnliche Gegenüberſtellung von einfachem Glauben und dem Wahn der Weiſen finden wir in Ernſt Moritz Arndts ſchönem Liede:

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Staub und Rauch verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weiſen treibet
Und Trug die Klugen hält.

I. 35. O diva, gratum quae regis Antium

Fortuna.

SERVES ITURUM CAESAREM IN ULTIMOS
ORBIS BRITANNOS . .

Die Eindrücke der jüngst erlebten Ereignisse zittern noch in des Dichters Empfindungen nach. Der Sturz der Großen, die totale Umwandlung aller Verhältnisse und die neue, kolossale Machtstellung des jungen Octavian weisen ihn auf das Walten und die Gewalt der Fortuna hin, der großen Göttin, deren Hauptsitz das liebliche Antium war, die alte Volskerstadt, idyllisch, kühl und reizend gelegen. Sie ruft der Dichter an:

Des heitern Antiums göttliche Herrscherin,
Du, deren Macht aus dunkler Erniedrigung
Des Staubes Söhne hebt, Triumphe
Wandelt in düstere Grabesöde.

(Übers. nach Günther.)

Die Göttin ist nicht der blinde Zufall, sie ist die mächtige Herrin über die Geschicke des einzelnen, wie ganzer Völker, sie zimmert die Schicksalsgebäude der Menschen mit eherner Notwendigkeit. Ihr schreitet als Scherge wie dem Konsuln der Liktor voraus die Schreckensgestalt der saeva Necessitas mit den Symbolen ihrer Macht, mit Keilen, Nägeln, Haken und geschmolzenem Blei. Hoffnung und keusche, reine, uneigennützige Treue begleiten sie. Aber wandelt die Herrin sich und weicht von ihren Schützlingen, dann folgen diese ihr nicht, sondern harren bei den Unglücklichen aus, — Hoffnung auf Wiederkehr des Glückes und wahre Freundestreue, die so selten ist; — der Schwarm der sogenannten Freunde, die feilen Buhlerinnen, die Schmarotzer Timons fliehen mit der Fortuna von hinnen. Das spricht der Dichter alles aus tiefster Herzensüberzeugung, die sich ihm gebildet hat durch eigene Lebenserfahrung.

Wodurch sind diese erschütternden Bekenntnisse und Erkenntnisse über Fortunas wildes Walten hervorgerufen? Das Ganze ist ein Gebet, der Zweck desselben —

O schütze Cäsar dort in Britannias
Endloser Ferne, schütze die junge Schar,
Daß sie dem Orient ein Schrecken
Sind und dem Strande des Roten Meeres.
(Übers. nach Günther.)

Weil Fortuna so launisch, so veränderlich ist in der Gunst gegen ihre Schoßkinder, so ist der Dichter um den Herrscher besorgt, den sie bisher so wunderbar ausgezeichnet hatte, der jetzt die Schwerter, an denen noch das Blut der Bürgerkriege klebt, rein waschen will durch das Blut der Feinde des römischen Namens an den fernsten Grenzen des Reiches. Wie leicht aber konnte die Stütze der neuen Ordnung durch den Verlust der Gunst Fortunas fallen! Den Zweck des Zuges, wie ihn der Dichter auffaßt, Sühne für Brudermord, billigt er durchaus.

Die Narben aus dem frevelen Bürgerkrieg
Errötend schaun wir. Blieb in der Schreckenszeit
Uns fremd ein Greuel? Blieb von frechen
Händen das Heilige unbetastet?

Wen hielt der Götter Furcht von Verbrechen ab?
Blieb rein ein Altar? — Stumpf wurde unser Schwert,
Auf, schärf es uns auf neuem Amboß
Gegen die Araber, gegen Scythen!
(Übers. nach Günther.)

Tacitus erzählt, daß die Soldaten des Germanicus, die eine große blutige Meuterei veranstaltet hatten, als sie zur Besinnung gekommen waren, gegen den Feind geführt zu werden forderten, um ihre wilde Wut zu sühnen: nicht anders, als wenn ihre geschändete Brust ehrenvolle Wunden bekäme, könnten die Geister der erschlagenen Kameraden versöhnt werden. Dieselbe Auffassung trägt als Grundgedanke unser Gedicht und veranlaßte dieses großartige Gebet eines patriotischen Herzens.

I. 36. Et ture et fidibus iuvat Placare . . . deos

Willkommen in der Heimat.

HESPERIA SOSPES AB ULTIMA

Ein Freudenfeſt wird gefeiert; Schmaus, Tanz und Spiel in luſtiger Geſellſchaft — nicht ohne Damen. Blumen in Fülle: Roſen, Eppich und Lilien, duftender Weihrauch. Ein luſtiges Feſt, verſchönt durch Lieb' und Wein. Heute fallen alle philoſophiſchen Theorieen über τὸ μέτρον ἄριστον. Die ungeſtüme Freude kennt kein Maß. Springen wie die Salier, trinken wie die Thraker! Und worüber dieſe helle, ungeſtüme Freude? Ein Jugendfreund iſt nach langer Abweſenheit und großen Gefahren friſch und munter wieder in den Kreis ſeiner Freunde zurückgekehrt, unter denen Älius Lamia die erſte, Horaz nicht die letzte Stelle einnimmt. So jauchzt ſein Herz in Freude. Seine Wonne kennt keine Grenzen. Helle Freude blitzt aus jedem Worte.

Das gelobte Opfer will ich freudig nun den Göttern bringen;
Weihrauch ſoll zum Himmel ſchweben und das Saitenſpiel erklingen.
Haben ſie von Spaniens Strand
    Doch den Numida uns glücklich
Heimgeführt ins Vaterland.

Seine vielgeliebten Freunde hält er feſt im Kuß umſchloſſen,
Doch den Lamia vor allen, ſeinen teuerſten Genoſſen,
Der mit ihm als Kind geſpielt
    Und mit ihm zugleich vor Jahren
Auch das Männerkleid erhielt.

Dieſer Tag ſoll im Kalender als ein hochbeglückter ſtehen;
Heute ſoll ein jeder Fuß ſich ohne Raſt im Tanze drehen;
Heute ſoll der edle Wein
Beim Gelag in Strömen fließen;
Heut' ſei jeder Krug zu klein!

Heut' wird Baſſus ſelbſt, der blöde, nicht vor einem Becher zagen;
Damalis, die tapfre, ſoll ihn heute nicht beim Wetttrunk ſchlagen.
Seid auf Roſenſchmuck bedacht!
Schlingt das Dauergrün des Eppichs
Um der Lilie kurze Pracht!

Nach der Damalis hinüber äugeln alle voll Verlangen;
Doch es hält der neue Buhle einzig jetzt ihr Herz gefangen;
Und im ſüßen Liebestraum
Rankt ſie ſich um ſeine Schulter
Wie der Efeu um den Baum.

(Überſ. von Edm. Bartſch.)

I. 37. Nunc est bibendum

Kleopatra.

NON HUMILIS MULIER

Mag auch Horaz eine Zeitlang für Marc Anton Sympathieen gehegt haben; seitdem dieser in den Netzen „der alten Schlange am Nil“ römische Würde und römisches Wesen so verleugnet und geschändet hatte, verachtete er ihn; — sein Name wird in diesem Gedichte nicht genannt; der ganze Siegesjubel gilt dem Untergang dieser gefährlichen Buhlerin, die durch die bestrickende Macht ihrer sinnverwirrenden Reize sich angelegen sein ließ, Roms Helden zu Falle zu bringen. Jetzt ist sie nicht mehr. Nunc est bibendum. Mit hellem Freudenjubel beginnt das durch dramatische Bewegung und Spannung großartige Gedicht.

Jetzt in entfesselten Rhythmen, ihr Brüder,
Stampfet den Boden, ergreift den Pokal!
Jetzt mit der Salier üppigem Mahl
Ehret die Polster der Himmlischen wieder!
(Übers. nach Günther.)

Horaz kannte das Jubellied seines hohen Vorbildes Alkaios, das dieser ungestüme Tyrannenhasser auf den Tod des Myrsilos gedichtet hatte.

Νῦν χρὴ μεθύσθην, καί τινα πρὸς βίαν
Πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μύρσιλος.

Jetzt muß man zechen, so beginnt des feurigen Lesbiers *στασιωτικόν*. Jetzt muß man trinken, so beginnt in demselben Versmaß unseres Dichters Jubellied. Auch Horaz will bei solch einer Gelegenheit das sonstige Maß überschreiten: dulce est desipere in loco. Eilig, hurtig, ihr Brüder! Tempus erat! Ihr habt schon kostbare Augenblicke der Freude durch Zögern vergeudet. Von einem Alpdrucke sind wir befreit durch die Nachricht von dem Tode der ägyptischen Circe.

Durften wir ſchlürfen aus alterndem Faſſe
Cäcuberwein, als die Königin noch
Roms Kapitole mit wütendem Haſſe
Drohte Verderben und ſchimpfliches Joch?
(Überſ. von Günther.)

Der ganze Apparat orientaliſchen Hoflebens „mit der Entmannten verpeſteter Brut", das Maßloſe in Rat und Tat iſt dem beſonnenen, ernſten Römer ein Greuel. Ekel ſpricht aus den Verſen der dritten, Genugtuung aus den Verſen der vierten Strophe. Mit der Stimmung des Siegers malt der Dichter die wilde Flucht der Ägypterin vor dem Jäger Octavian und ſchließt mit den bedeutſamen Worten der ſechſten Strophe Fatale monstrum. Eine Wundererſcheinung war dieſes Weib, ein dämoniſches Ungeheuer, das einen Cäſar entzündet, einen Marc Anton unſinnig gemacht hatte. Doch ſie iſt tot, und Ehre dem Mute des toten Feindes!

Doch ſie, die rühmlich zu fallen begehrte,
Wollte nicht weichen in ſchimpflicher Flucht,
Um zu erſpähen die rettende Bucht,
Bebte nicht weibiſch zurück vor dem Schwerte,

Wagte zu blicken mit ruhigen Augen
Nach dem verödeten Königspalaſt,
Griff nach den Schlangen mit mutiger Haſt,
Tödliches Gift in den Buſen zu ſaugen.
(Überſ. von Günther.)

Κάκιστα ζήσασα, κάλλιστα ἀπέθανεν.

Nein! Nicht das Siegsgepränge
Des hochbeglückten, übermüt'gen Cäſar
Zier' ich jemals,

ruft ſie bei Shakeſpeare aus.

Gib Krone mir und Kleid! Ich fühl' in mir
Unſterblich Sehnen. Nun ſoll dieſe Lippe
Nicht netzen mehr Ägyptens Traubenſaft.
— —
Ganz Feu'r und Luft geb' ich dem niedern Leben
Die niedern Elemente. — —
Komm, tödlich Spielzeug,
Dein ſcharfer Zahn löſe mit eins des Lebens
Verwirrten Knoten. — — —

Trotziger noch nach beſchloſſenem Tod, verſchmäht ſie, ſtolz wie Dido, das Leben um den Preis der Niedrigkeit, non humilis mulier, ein Wort, das den Dichter mehr ehrt als die, die er ehren will. Und in dieſem Sinne legt auch der große britiſche Dramatiker das Lob der wunderbaren Frau ihrem Feinde Octavian in den Mund.

Mit ihrem Marc Anton laßt ſie beſtatten!
Kein Grab der Erde ſchließt je wieder ein
Solch hohes Paar; der ernſte Ausgang rührt
Selbſt den, der ihn veranlaßt, und ihr Schickſal
Wirbt ſo viel Leid für ſie als Ruhm für den,
Der ſie geſtürzt. Laßt unſre Kriegerſcharen
In Feierpracht begleiten dieſe Bahren.

I. 38. Persicos odi, puer, apparatus

Im Spätsommer.

MITTE SECTARI, ROSA QUO LOCORUM
SERA MORETUR

Mit der erotischen Myrte geschmückt, dem Bacchus huldigend, heiter und anspruchslos, ganz im Sinne seiner Gesänge: so zeigt sich uns der Dichter hier am Schlusse des ersten Buches. So skizziert Karl Nauck, der feinsinnige Horazinterpret, das Stimmungsbild zu unserem Liedchen. Der Dichter liebte die lärmenden Bacchusfeste nicht; wir wissen es am besten aus dem 27. Gedichte dieses Buches.

„Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb ich's",

sagt Octavio Piccolomini. Horaz ladet sich am liebsten einen trauten Freund ein, mit dem ihm das Herz aufgeht, den er am Busen hält, mit dem er genießt, mit dem er Gedanken austauscht über das, was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht.

Die große Kunst des Lebens besteht in der Resignation. Horaz hat diese Kunst früh geübt und gelernt, war ein Meister darin, sich mit dem zu begnügen, was er hatte, das zu genießen, was jede Stunde ihm bot. Und wie wir ihn in diesem entzückend schönen Liedchen finden, ist er nicht mehr der Jüngling, der mit tausend Masten hinaussegelt, er ist der gereifte, lebenskundige, aber nicht lebenssatte Mann, dem zwar des Lebens Mai abgeblüht hat, der mit Wehmut dieser Lenzeszeit gedenkt, die einmal und nicht wieder

blüht, der aber darum nicht trübe und düster auf den Spätsommer des Lebens sieht, — nein, der den Göttern für alle guten Gaben dankt, wenn sie auch keine vollkommenen sind. Viel Schönes ist ihm geblieben, und dies will er genießen, will er lieben. Es ist kein gereifter Freund, mit dem er heute genießt, sondern ein jugendschöner Ganymed, dessen Anblick ihn an die eigene schöne Jugendzeit erinnert. Er liebt ihn und wird von ihm wieder geliebt: das bedeuten die Myrtenkränze, die der junge Freund schaffen soll, der emsig nach roten Rosen späht, um der Freude den üppigsten Ausdruck zu verleihen! Vergebens! Die letzte Rose des Sommers ist verblüht! Aber auch jede andere Zurüstung zum Feste, die Wohlgerüche Arabiens, die der Dichter sonst nicht verschmäht, prachtstrotzende Kranzgewinde, wie sie bei anderen Gelegenheiten nicht fehlten, — all das paßt zur Stimmung nicht. In der lauschigen Rebenlaube bei einem Becher funkelnden Weines will er ganz seiner Liebe und seinen Erinnerungen leben.

Fort mit eitler Perserpracht!
Fort mit Kränzen basigewunden!
Späh nicht lang in Herbstesstunden,
Ob versteckt ein Röslein lacht!

Schlichte Myrte ziemet just
Wie dem Schenken so dem Zecher;
So gewähret mir der Becher
Unter Weinlaub volle Lust.

(Übers. nach van Hoffs.)

Zweites Buch.

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

II. 1. Motum ex Metello consule civicum

Ein großes Werk.

PERICULOSAE PLENUM OPUS ALEAE

Das zweite Buch seiner Oden eröffnet Horaz mit einem Gedicht an einen der bedeutendsten Männer seiner Zeit, seinen hohen Gönner C. Asinius Pollio. Nach einer glänzenden politischen Tätigkeit hatte dieser sich in vornehme Abgeschlossenheit zurückgezogen, um der Kunst und Wissenschaft zu leben, hatte die erste öffentliche Bibliothek gegründet und seine erlesene Skulpturensammlung, aus der die Gruppe des farnesischen Stieres auf uns gekommen ist, dem Publikum geöffnet. Seine Haupttätigkeit gehörte der Beredsamkeit, in der er selbst den Cicero in den Schatten zu stellen meinte, daneben dilettierte er in der Tragödie. (Kießling.) Und nun hatte er es unternommen, die Geschichte des Bürgerkrieges vom ersten Triumvirat ab zu schreiben, ein gefährliches Unternehmen:

du wandelst
Auf leicht mit Asche nur bedeckter Glut.
(Übers. v. Günther.)

Gefährlich erstens für Pollio selbst. War er doch ein Freund des Antonius gewesen, war es doch so nur zu natürlich, wenn bei einem Vergleich zwischen diesem und dem jetzigen Machthaber sein Urteil sich auf die Seite seines toten Freundes neigte. Gefährlich aber auch für den ganzen Staat. Denn wie leicht konnten die

Schilderungen der Bürgerkriege und ihrer Veranlassung die politischen Leidenschaften, die jetzt zu schlummern schienen, wieder erwecken, die unter der Asche noch glühenden Funken zu hellen Flammen anfachen! Wenn aber einer, so war Pollio, geschult von seiner tragischen Muse, der Mann dazu, diese ereignisvolle Epoche mit glühenden Farben so lebenswahr zu schildern, daß der Leser alles mitzuerleben glaubt.

Mein Ohr durchzuckt der Tuba Donnerton;
Schon wähn' ich dumpfer Hörner Klang zu hören,
Und Roß und Reiter fliehen schon,
Geschreckt, geblendet von den blanken Speeren.
Jetzt tönt der Feldherrn Ruf zu mir heran,
Die in des Schlachtstaubs Ehrenkleid sich hüllen.
(Übers. v. Günther.)

(Horaz sagt in seiner Vorliebe für das Oxymoron „die Feldherren, die schmutzig sind von nicht unschönem Staube".)

Je plastischer diese Kämpfe vor das geistige Auge treten, um so greller tritt der Fluch dieser unseligen Bürgerkriege zu Tage. Aber diese Geißel ist nicht unverdient über Rom gekommen. Sie ist die Folge der Verlotterung der römischen Aristokratie, die Jugurtha durch schmachvolle Bestechlichkeit zum gefährlichen Gegner herangezogen, dann durch Hinterlist in ihre Hände gebracht und im Kerker schmählich hingemordet hatte. Jugurtha ist gerächt. Ströme von Bürgerblut sind in Afrika von Bruderhand vergossen worden. Aber nicht nur dort:

Ist wohl von Römerblute ungenährt
Noch ein Gefild, auf dem nicht Gräber grünen?
Hat nicht das Krachen der Ruinen
Des Römerreichs der Parther schon gehört?
Ist wohl ein See, ist noch ein Strom zu finden,
Wo nicht ein Denkmal jener Greuel ruht?
Es rötete sich jede Flut,
Den blut'gen Kampf Italiens zu künden.
(Übers. v. Günther.)

Horaz erschrickt. Er wollte seinen Freund warnen, sich auf die heikle Schilderung der Bürgerkriege einzulassen, und wird gewahr, daß sein patriotischer Zorn ihn mitten dahineingeführt hat, wovor er warnen wollte. Drum bricht er plötzlich ab: seine Themata

ſeien *ἐρωτικά* und *συμποτικά*. Reißt ihn mit ſeinem warm für das Vaterland ſchlagenden Herzen der dithyrambiſche Schwung einmal fort, ſo nimmt er ſchnell die Maske der iocosa musa vor und verkleinert ſich ſelbſt:

Doch, kecke Muſe, wende dich nicht wieder
Von leichtem Scherz zu wildem Klaggeſang!
Stimm Weiſen an von ſanftrem Klang!
Erſinn in Venus' Grotte heitre Lieder!
(Überſ. v. Menge nach Günther.)

Dieſe Ode iſt charakteriſtiſch für den bunten Wechſel der verſchiedenartigſten Empfindungen, die ein und derſelbe Anlaß hervorruft. Der Anlaß iſt in dieſem Gedicht das Unternehmen Pollios, die Empfindungen ſind zuerſt die Beſorgnis für den kühnen Freund und den Staat, dann das Gefühl der Bewunderung, zuletzt Trauer und Schmerz über die unſeligen Kämpfe.

II. 2. Nullus argento color est avaris Abdito terris

Geld und Glück.

LATIUS REGNES AVIDUM DOMANDO SPIRITUM

Dieſer iſt ein Menſch geweſen, und das heißt, ein Kämpfer ſein. Wer ſich ſelbſt »twinget«, der ſchlägt den Löwen, der ſchlägt den Rieſen, ſagt Walther v. d. Vogelweide. Du biſt ein mächtiger König, ſagt Horaz, wenn du deines Herzens gierige Triebe bändigſt, mächtiger, als wenn du Libyen und Spanien, das alte Punierreich, beherrſchteſt. Wo man aber der Leidenſchaft nachgibt, dort wächſt ſie wie die Waſſerſucht durch die ſtete Befriedigung des Durſtes. Und was erreicht die Leidenſchaft des Geizes? Wozu die Aufhäufung glänzenden Metalls? Ohne weiſen Gebrauch iſt es doch nur wertloſes Blech (lamna). Aufgeſpeichert liegt es doch ebenſo unnütz über wie unter der Erde. Nichts verrät eine niedrige, kleinliche Geſinnung mehr als die Liebe zum Gelde, ſagt Cicero in ſeinem Werke über die Pflicht, nichts iſt ſittlicher, iſt edler als die Geringſchätzung des Geldes, wenn man es nicht beſitzt, im anderen Falle die Verwendung desſelben zum Wohltun und zu edlen Taten. Auch ſonſt finden wir in der Pflichtenlehre Ciceros und des Horaz mannigfache Übereinſtimmung. In dem vorliegenden Falle fließt dieſelbe aus den Lehren der Stoiker, die Horaz hier, wo er von dem wahren König ſpricht, beſonders berückſichtigt. *Μόνος ὁ σοφὸς ἐλεύθερος, βασιλεύς.* Nur der Weiſe iſt frei, iſt König, lautet eins ihrer Paradoxen. Ihm ſpricht die Tugend die ewige

Krone (diadema tutum) des Lebens zu. Quo modo aut cui tandem hic libero imperabit, qui non potest cupiditatibus suis imperare? Refrenet primum libidines, spernat voluptates, iracundiam teneat, coerceat avaritiam, ceteras animi labes repellat, tum incipiat aliis imperare. Mit anderen Worten: Wer sich selbst nicht beherrschen kann, kann nicht daran denken, andere zu beherrschen. Der philosophisch geschulte Mensch teilt die falschen Vorstellungen und die verkehrte Ausdrucksweise der Menge nicht. Er weiß, daß Geld und Glück nicht identische Begriffe sind. Die trüb und unklar denkende Masse denkt anders, urteilt nach dem Schein, ihr ist Phrahates, der sich eben des Partherthrones bemächtigt hat, ein wahrer König. Aber

Phrahates, der aufs neu' sich schmückt
Mit Cyrus' Diadem, ihn heißt
Die Tugend dennoch nicht beglückt,
Sie preist nicht, was der Pöbel preist.

Sie gibt nur dem den Lorbeerkranz,
Die Kron' und sichres Herrschgebiet,
Der aufgehäufter Schätze Glanz
Mit unbewegtem Auge sieht.

(Übers. von Ed. Bürger.)

Ciceros stoische Paradoxen sind voller Illustrationen zu diesen Worten: Reicher als Pyrrhus, der einem Fabricius Gold anbot, war dieser, der, ohne noch einmal hinzublicken, es zurückwies. Höher als die Erbschaft des L. Paulus werden wir die Freigebigkeit des Africanus schätzen, der seinen Teil von dieser Erbschaft seinem Bruder Quintus Maximus überließ und somit ein Zeugnis edelster brüderlicher Gesinnung ablegte, wie sie auch Horaz in unserer Ode vom Ritter Proculejus preist, der sich ähnlich freigebig gegen seine Brüder bewies, nachdem sie alles durch die Bürgerkriege verloren hatten:

Es lebt in alle Ewigkeit
Des Proculejus Bruderſinn,
Ihn trägt der Ruhm zur fernſten Zeit
Mit nimmermüdem Fittich hin.

(Übers. von Bürger-Menge.)

Wem gibt Horaz dieſe ernſten Lehren aus dem Schatze ſeiner Lebensphiloſophie? Einem Schweſterenkel des berühmten Geſchichtſchreibers Salluſt desſelben Namens, dem Nachfolger des Mäcenas in der Stellung zum Hofe des Auguſtus. Wie Tacitus ihn uns geſchildert, muß er mit ſeinem Vorgänger große Ähnlichkeit beſeſſen haben. Auch er liebte den Luxus und den Komfort im Beſitze ungeheurer Reichtümer; Silberbergwerke gehörten ihm, worauf der Eingang der Horaziſchen Ode zielt:

Salluſt, du liebſt das Silber nicht,
Das in der Erde Tiefen ruht;
Denn nur von weiſer Hand gebraucht
Iſt das Metall ein köſtlich Gut.

(Überſ. von Scheffler.)

Sein Großoheim und Adoptivvater hatte über die Verſchlechterung der Sitten eingehende Betrachtungen in ſeinen Geſchichtswerken angeſtellt. In der Einleitung ſeines Catilina ſteht der ſtoiſche Satz: Reichtum und Schönheit vergeht, Tugend beſteht. In ſeinem Jugurtha verurteilt er die Schlechtigkeit derer, die, ſinnlichen Vergnügungen ergeben, ihr Leben in Schwelgerei und Nichtstun hinbringen. Beherzigte der Adoptivſohn dieſe Lehren? Wohl nicht. Horaz ſagt zwar, Salluſt ſei ein Feind des Geldes, wofern es nicht durch richtigen Gebrauch glänzt, aber er wählt manchmal die feine Form des ſittlichen Mahnens, daß er unter dem Scheine anerkennenden Lobes dem Adreſſaten einen Spiegel vorhält, nicht wie er iſt, ſondern, wie er — ſein ſollte. Und ſo iſt es hier. Denn wozu ſonſt der Preis der Uneigennützigkeit, die ſich Unſterblichkeit erwirbt? Wozu das abſchreckende Gleichnis von der Waſſerſucht? Wozu die energiſche Forderung der Selbſtbeherrſchung, die die ewige Krone des Lebens erwirbt? Demnach können wir ſein Gedicht nicht als ein Preislied auf die ſtoiſche Tugend des Angeredeten auffaſſen. Es iſt Horaziſche Art, dem angeredeten Freunde mit der feinen Ironie und dem gebildeten Tone eines Weltmannes, aber auch mit der eindringlichen Sprache eines gütigen Herzens dasjenige ans Herz zu legen, was der Freund zu wenig beachtet. Horaz iſt kein läſtiger Moralprediger und Tugendſchwätzer. Er weiß ſeine Paräneſen wirkſam zu geſtalten, ohne läſtig und zudringlich zu werden. Seine Mahnungen werden

den Freunden nie läſtig geweſen ſein, weil ſie nicht verletzten, weil er ſtets auch die guten Seiten des Freundes hervorzuheben befliſſen war, wie er hier es im Eingange dieſes Gedichtes tut, weil der Gemahnte fühlte, die Mahnung komme aus treuem Freundesherzen in der Form eines durch Poeſie und Philoſophie über das Gemeine gehobenen, gottbegnadeten Menſchen. Wir wiſſen es, Horazens Art erwägend, beſtimmt, daß dieſer Salluſt das Glück zu ſehr in Macht und Geld zu finden ſuchte, daß er ſeinen avidus spiritus zu wenig bändigen konnte. Wir freuen uns über den weiſen Sänger und die milde ernſte Sprache, mit der er den Freund und uns vernünftig zu machen ſucht.

II. 3. Aequam memento rebus in arduis Servare mentem

Lebensweisheit.

HUC VINA ET UNGUENTA ET NIMIUM BREVES
FLORES AMOENAE FERRE IUBE ROSAE

Nil admirari, prope res est una, Numici
Solaque, quae possit facere et servare beatum

lautet die Lebensregel, mit der die sechste Epistel des 1. Buches anhebt. Sie ist zurückzuführen auf die von Aristipp geforderte Unabhängigkeit des Geistes, der nie die Herrschaft über die Dinge verliert, ἔχει, οὐκ ἔχεται. „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren; wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, lerne den Schmerz." Nur so wirst du von gemütverzehrenden Qualen freibleiben, nur so erhältst du dir die stete Heiterkeit des Gemütes, die aequa mens, die ἀταραξία der Epikureer.

Bewahre Gleichmut dir in bösen Tagen,
Und wenn du sitzest in des Glückes Schoß,
So lerne es mit Mäßigung zu tragen,
O Dellius, denn Sterben ist dein Los.

Das moriture des Originals klingt viel kräftiger und deutlicher. Wir werden geboren als morituri; serius ocius, früher oder später kommt unser Todeslos aus der Urne, das uns auf Charons Kahn ins ewige Exil führt.

Bist reich du und von fürstlichem Geschlechte,
Liegst du als Bettler in der Sonne Schein,
So wirst du dennoch einst mit gleichem Rechte
Des unbarmherz'gen Orkus Opfer sein.

Darum ist rechte Weisheit die erste Bedingung zum glücklichen Leben, die uns mit irdischen Verhältnissen richtig umzugehen lehrt. Der Tod kommt, ob du dein Leben vertrauerst oder es dir heiter gestaltest. Sieh hier das grüne Schattendach, höre den murmelnden Bach! Sie laden zu frohem Genusse ein.

Wunderschön ist Gottes Erde,
Wert, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Gottes Gaben zu genießen ist nicht nur recht, sondern ein Gottesdienst. Wozu hat Gott die schöne Welt mit ihrer Herrlichkeit gemacht, wenn wir sie nicht dankbar genießen wollen? Darum laßt uns fröhlich sein, solange das Leben es verstattet.

Laßt uns die Becher bekränzen,
Laßt mit Gesängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Cypressen umwehn.

Flüchtig verrinnen die Jahre;
Schnell von der Wiege zur Bahre
Trägt uns der Fittich der Zeit.
Noch sind die Tage der Rosen,
Schmeichelnde Lüfte umkosen
Busen und Wangen uns heut',
Brüder, genießet die Zeit!

Das sind Lebensregeln, wie sie aus der Lektüre unseres Horazischen Liedes fließen.

Die Pappel dort, die Pinie, wozu breitet
Sie gastlich wohl ihr dichtes Blätterdach?
Ihr Schatten ruft dich; leise lockend gleitet
Durch grünen Rasen der geschwätz'ge Bach.
Dahin bestell dir Wein und duft'ge Rosen,
Bevor die kurze Rosenzeit verrinnt,
Solange Glück und Jugend dich umkosen,
Die Parze dir den Lebensfaden spinnt.
(Übers. von Edm. Bartsch.)

Warum richtet Horaz diese Paräneſe gerade an Dellius? Weil er ihrer mehr als andere bedurfte. Von einem berühmten Zeitgenossen und Dichterfreunde wird er desultor bellorum

civilium genannt. Er ging von Dolabella über zu Cassius, von Cassius zu Antonius, von Antonius zu Octavian, ein wankelmütiger, haltloser Mensch, dem auch Octavian nicht recht getraut haben mag. Nun, nachdem all sein unruhiges Streben nach Bedeutung und Reichtum fehlgeschlagen war, fühlte er, der im Glück sich vor Übermut nicht zu lassen wußte, sich unbefriedigt, mißmutig.

Zu allen Zeiten ist das Heer der Dellier groß gewesen, zu unserer Zeit größer als je, wo die Veränderungssucht und Unzufriedenheit die weiteste Verbreitung hat. Bedeutungsvoller als je sind also heute diese Lehren des Römers von Lebensfreude, Genügsamkeit und wahrem Glück. In der Zeit der praktischen Politik finde die praktische Philosophie im ästhetischen Gewande die gebührende Beachtung.

II. 4. Ne sit ancillae tibi amor pudori

Eine feine Braut.

CREDE NON ILLAM TIBI DE SCELESTA
PLEBE DILECTAM

Xanthias Phoceus nennt der Dichter einen Jüngling, der in den Fesseln seiner Sklavin schmachtet. Der kaustische Spott, den Horaz in diesem Liede mit zügellosem Übermut walten läßt, soll ihn kurieren. Er vergleicht ihn Achill, dem ungefügen, den die weiße Briseis bezauberte, mit Aias, dem Telamonier, den seine Gefangene gefangen nahm, mit Agamemnon, über den mitten in seinem Triumphe die erbeutete Kassandra triumphierte. So hohe Helden sanken vor der Macht der Liebe, und der blonde Phocier sollte Gewissensbisse empfinden über eine unwürdige Liebe? Am Ende macht seine blonde Phyllis ihn noch zum Schwiegersohn eines Königs. Sie sieht ganz darnach aus. Sie ist so treu, so gut, so uneigennützig und die Arme so stark und die Waden so drall! Sei nur auf mich nicht eifersüchtig, ich will sie dir nicht abspenstig machen! Denke doch an meine Jahre!

Ob die Spottlauge gewirkt?

II. 5. Nondum subacta ferre iugum valet

Geduld, alter Knabe!

TOLLE CUPIDINEM
IMMITIS UVAE . . .

Viele Gedichte dieſes Buches ſtammen aus der dritten Lebensdekade des Dichters. Dies Lied voll ſprudelnden Übermutes gehört zu den früheſten dieſer Zeit; tolle Laune friſchen Jugendmutes prickelt ihn, wenn er an die fruchtloſen Bemühungen ſeines Liebe girrenden Freundes denkt, deſſen Umarmungen das ſüße Mädchen, die plappernde Lalage flieht. Dieſe Laune kommt gleich am Anfange des Gedichtes in recht draſtiſcher Weiſe zum Ausdruck, wo er das Mädchen einem Kälbchen, den Anbeter einem Stiere vergleicht und dieſen Vergleich in naturaliſtiſcher Derbheit durchführt, die unſer äſthetiſches Gefühl verletzt. Aber Horaz war ein Kind ſeiner Zeit, die in ſchuldunbewußter Naivität Natürliches nicht für ſchimpflich nahm. Der Zweck iſt, den Freund, der ſich in ſeiner Leidenſchaft verirrt hat, zur Vernunft zu bringen, ihm zu zeigen, daß ſein Liebesmühen verfrüht iſt: ſie iſt ja noch das reine Kälbchen, das munter und harmlos auf Feld und Flur umherſcherzt. „Dem Anger, dem iſt ſie hold", — circa virentes est animus campos iuvencae. Bald badet ſie im kühlen Quell, bald ſpielt ſie mit den Geſpielen, ebenſolchen Kälbchen wie ſie, im feuchten Weidengebüſch. Alſo warte noch, alter Knabe. Die Traube iſt noch ſauer; aber der Herbſt, der alles in bunte Farben kleidet, wird ſie bald ſchwellen, daß ſie dir in purpurrotem Glanze prangt. Denn die Zeit eilt unaufhaltſam dahin und — Horaz fährt ſo bilderreich fort, wie er angefangen — legt ihr die Jahre zu, die

sie dir rücksichtslos nimmt, d. h. jedes Jahr bringt dich dem Tode, das Mädchen der vollen Reife näher. Dann wird auch ihr Herz die Liebe rühren. Suchen wird sie dich, — der Vergleich mit dem Kälbchen taucht wieder auf — mit kecker Stirn und wird noch ganz anders von dir geliebt werden als deine frühern Geliebten. Und doch waren diese wunderschön, glänzte doch der einen Alabasternacken wie der unbewölkte, in nächtlicher Meeresfläche sich spiegelnde Mond.

Ein eigener Reiz jugendlichen Empfindens weht durch diese Verse. Der Dichter ist ganz Freude, ganz Lust am Schönen; er schwelgt in Bildern der Schönheit nach den ersten Zeilen krasser Derbheit, mit denen er den Freund neckisch und kaustisch verarbeitet, damit er keine Torheit begehe. Der echte Horaz! Witzig, anmutig und freundschaftlich, nie verletzend, nie grob und boshaft, stets im Dienste seiner Freunde tätig, denen er, wo es not tut, ein kühlendes Sturzbad verabfolgt. Lepidus, salsus, festivus, facetus! Oder ist vielleicht der Freund, dessen frühzeitiges Liebesmühen der Dichter bespöttelt, Horaz selber?

Die Übersetzung von Bürger-Menge trifft den Ton des Originals recht artig; als Probe mögen einige Strophen folgen:

Das muntre Kälbchen liebt noch sich zu freun
Auf grünen Auen und im Bach zu kühlen
Die läst'ge Glut und wiederum zu spielen
Mit Kälbchen in dem feuchten Weidenhain.

O Freund, bezähme deine Lüsternheit:
Die Traub' ist unreif. Doch mit Purpurglühen
Wird bald die grünen Beeren überziehen
Des bunten Herbstes farbenreiche Zeit.

Dann folgt sie dir. Die Zeit fliegt schnell dahin,
Und jene wird der Jahre Zahl empfangen,
Die dir entgehn; dann wird sie selbst verlangen
Nach dem Gemahl mit furchtlos keckem Sinn.

II. 6. Septimi, Gades aditure mecum

Todesahnung.

ILLE TERRARUM MIHI PRAETER OMNES
ANGULUS RIDET

Den Genoſſen in allen Fährlichkeiten zu begleiten, wohin es ſei, iſt ſeit Pylades der herkömmliche Ausdruck unverbrüchlicher Freundestreue. (Kießling.) So will Horaz in der erſten Epode Mäcenas folgen über die Höhen der Alpen, durch die Wildnis des Kaukaſus oder bis zur fernſten Meeresbucht im Weſten. Wenn alſo Horaz zu Septimius ſagt:

Du folgteſt, Freund, mir bis zu Gades' Strand,
Und wo die trotzigen Cantabrer hauſen,
Du folgteſt hin mir zu der Syrte Sand,
Wo Mauretaniens Wogen donnernd brauſen,
(Überſ. nach Günther.)

ſo drückt das weiter nichts aus als die Überzeugung, in Septimius einen treuen Pylades gefunden zu haben, der mit ihm durch Not und Tod gehen würde, der ihn verſteht, deſſen Bruſt er ſeine geheimſten Gedanken gern anvertraut. Und was hat hier der Dichter ſeinem Freunde zu ſagen? Horaz hat den innigen Wunſch, in Tibur, der Stadt mit helleniſchen Erinnerungen in den Sabinerbergen, das er ſo oft und ſo ſchön beſungen hat, wo er nach ſo vielen Irrfahrten den Hafen der Ruhe gefunden hatte, ein hohes Alter erreichen zu können.

O wäre Tibur mir der Wallfahrt Ziel,
Die Griechenpflanzſtadt! Wäre dort beſchieden
Zum Lebensabend mir ein ſtill Aſyl,
Nach Kriegs- und See- und Wandermühen — Frieden!
(Überſ. nach Günther-Gebhardt.)

Aber vielleicht iſt ihm dieſer Wunſch verſagt, vielleicht ruft ihn die Parze bald aus ſeinem lieben Tibur ab. Eine vorübergehende Todesahnung, wie ſie auch den heiterſten Menſchen ergreift, hat ſich der Seele des Dichters bemächtigt, hervorgerufen vielleicht durch den fatalen Sturz des Unglücksbaumes. Da wird in ihm der Wunſch wach, dann wenigſtens im ſchönſten Fleckchen Erde zu ſterben, in Tarent:

Ein gleicher Erdenwinkel lacht
Nicht unterm Himmelszelt,
Und ſolcher Wollenherde Pracht
Gibt's nirgends in der Welt.

Sein Honig dem hymett'ſchen gleich,
Sein Öl ſo klar und rein,
Sein Aulontal an Trauben reich,
Süß wie Falernerwein.

Ein lauer Winter mild erquickt
Die Flur und weichet bald,
Und lange Frühlingswonnen ſchickt
Zeus über Feld und Wald.

(Überſ. von Leiſering.)

Dahin zieht es mich, ſagt Horaz, mit magiſcher Gewalt (postulat); dort ſollſt du, muß ich bald von hinnen ſcheiden, die ſchuldigen Freundestränen auf die warme Aſche des Sängers weinen.

II. 7. O saepe mecum tempus in ultimum Deducte

Ein Wiederſehen.

TECUM PHILIPPOS ET CELEREM FUGAM
SENSI

Durch die Seele unſeres Dichters, der nicht bloß der Leier zarte Saiten zu ſpannen, ſondern auch des Schwertes Schneide zu führen gewußt hatte, der in einer Epiſtel ſich rühmen durfte, den erſten Männern des Staates nicht bloß im Frieden, nein auch im Kriege gefallen zu haben, zogen viele Erinnerungen, ſchöne und traurige, wenn er an die Studienzeit in Athen und die Tage von Philippi zurückdachte. Damals war die akademiſche Jugend, wie immer ſchwärmeriſch, immer empfänglich für die Idee der Freiheit, den Adlern der Cäſarmörder gefolgt, Horaz war Oberſt einer Freiwilligenlegion geworden. Man denke ſich das Hochgefühl eines jungen Mannes in dem Alter unſerer Studenten, den ein Brutus ſeiner Freundſchaft würdigte, den ein Brutus an die Spitze eines Regimentes ſetzte! Dann war der Zuſammenbruch der Hoffnungen gefolgt, die jungen Freunde waren auseinandergeriſſen worden; es hatten ſie der Tod oder die mannigfachſten Wechſelfälle des Schickſals geſchieden. Und nun welch ein Wiederſehen! Einer aus dieſem Kreiſe voll ſprühenden Jugendmutes und feinſter Bildung, den er lange tot geglaubt, einer, der mit ihm für die Idee der Freiheit geſchwärmt, der mit ihm die Tage von Philippi durchgemacht, iſt wiedergekommen, iſt den Freunden wiedergeſchenkt worden.

O du, der oft zum Kampf auf Tod und Leben
In Brutus' Lager mir zur Seite ſtand:
Wer hat Italiens Himmel, hat dem Vaterland.
Im Friedenskleide dich zurückgegeben?

Pompejus, du mein erſter Jugendfreund,
Mit dem beim Wein ich oft die trägen Stunden
Beflügelte, wenn traulich wir vereint
Ins ölgeſalbte Haar den Kranz gewunden.
(Überſ. nach Günther.)

Ich ſah mit dir Philippis Schlachtgefilde
Und ſah der Flucht entſetzensvollen Tag,
Ein Flüchtling ſelber mit verlornem Schilde,
Als Männertrotz ſchmachvoll im Staub erlag.
(Überſ. von Proſchberger.

Mich, den Verzagten, führte durch die Menge
Der Feinde Majas Sohn in raſchem Flug,
Indeſſen dich ins wilde Schlachtgedränge
Zurück des Kriegs empörte Woge trug.
(Überſ. nach Günther.)

Mit feiner Empfindung bricht der Dichter ab, um die Erinnerung an das, was der Freund unterdeſſen erduldet hat, nicht wachzurufen: doch nun iſt alles überſtanden.

Drum gilt es jetzt den Dank Zeus abzuſtatten,
Zu löſen dich von des Gelübdes Bann;
Nun ruhe aus in meines Lorbeers Schatten
Beim Becherklang, du kampfesmüder Mann.
(Überſ. von Proſchberger.)

Fahrt dahin, all ihr ſchwarzen Erinnerungen, tauchet auf, ihr goldenen Bilder aus der ſchönen Studentenzeit! Heraus, ihr Fäſſer alten, beſten Weins! Salbenduft entſtröme und berauſche uns! Weg mit der philoſophiſchen Mäßigung! Freude, reiße alle Dämme durch! Myrtenkränze her!

Laßt uns ſo wie die Thracier tollen, lärmen,
Es iſt ſo ſüß, zu raſen und zu ſchwärmen,
Denn heute kehrte uns der Freund nach Haus.

Es iſt die Stimmung, die „die Tochter aus Elyſium“ hervorruft:

Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde.

Und in dieser Stimmung weiß der Humor des Dichters sich auch hinwegzusetzen über das schmachvolle Ende bei Philippi, und er, der kriegsunkundige, laut eigener Charakteristik seiner ganzen Natur nach unkriegerische Sänger, konnte dies um so leichter, als damals kriegsgewohnte Männertugend zu nichte wurde, als selbst die trotzigen Helden sich vor dem Sieger in den Staub warfen. Ὦ ἀρετή, λόγος ἄρ' ἦσθα! Die stolze virtus nichts als ein Wort! Auch konnte sich Horaz trösten mit den Worten des Archilochos, des Dieners des Ares und der Muse, der sein ἔντος ἀμώμητον, seine tadellose Wehr, οὐκ ἐθέλων, wider Willen auf der Flucht lassen mußte, ihr aber ein lustiges: ἐρρέτω, hol' dich der Geier! nachrief, ich kann mir ja einen andern Schild erstehen, trösten ferner mit dem Beispiel, das sein hohes Vorbild, der Sänger der lesbischen Kriegslieder Alkaios, ihm gegeben, der auf der Flucht seinen Schild wegwarf, trösten mit dem Beispiel Anakreons, des Sängers von Wein und Liebe, der seinen Schild von sich warf und davonlief ὥστε κόκκυξ, wie ein Kuckuck. Und als der große, jenen nacheifernde Dichter, als den er sich fühlte, muß auch er seinen Schild verloren haben, wiewohl er als Tribun überhaupt keinen hatte. Dieser Gesichtspunkt ist ein Grund mehr, Lessing durchaus recht zu geben, wenn er aus dem Ton des Gedichts und der Art guter Dichter schließt, daß des Dichters Worte nicht wörtlich zu nehmen sind und daß Horaz das Vertrauen des Brutus bei Philippi vollauf gerechtfertigt hat. „Was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andere Gestalt gibt; daß sich der Tapfere als einen Feigen und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Vorstellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht freizusprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippi am tapfersten gehalten hatten, vielleicht wußte er seine Taten auf keine feinere und klügere Art zu erwähnen als durch das Gegenteil. Ich sage: auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augustus, sehr schlecht angestanden hätte, so geradehin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um

etwas deſto Rühmlicheres darunter verſtehen zu laſſen.“ So Leſſing in ſeiner ſchönen Rettung!

Der Lorbeerbaum, in deſſen Schatten der Dichter ſeinen Freund einladet, hat wohl in ſeinem Hofe oder Garten wirklich geſtanden, iſt wohl aber auch — Horaz liebt ſolche Dilogieen — der Ruhmesbaum, den er ſich mittlerweile großgezogen hat, der dem Dichter den ihm vorenthaltenen Kriegslorbeer erſetzen muß.

Uns erquickt der friſche Ton warmer Freude, der von Anfang bis zu Ende in dieſem Liede durchklingt, einer Freude, die uns unſeren Sänger lieb und wert macht; es iſt die Freude, die einem Herzen entſtrömt, das Liebe hegt und Liebe trägt.

II. 8. Ulla si iuris tibi peierati Poena, Barine, nocuisset unquam

Liebesſchwüre.

RIDET HOC, INQUAM, VENUS IPSA

Wenn dir auch nur ein einzigmal
Geſchadet hätt' ein falſcher Eid,
Wenn nur ein Zahn ſich ſchwarz gefärbt,
Ein Nagel nur ſich dir verderbt,
So glaubt' ich an Gerechtigkeit.

Doch wenn du eben erſt dein Haupt
Beladen haſt mit falſchem Schwur,
So glänzt es ſchöner als zuvor,
Und ſchmachtend folgt der ganze Chor
Der Junggeſellen deiner Spur.

Dir frommt es, deiner Mutter Grab
Zu täuſchen und in ſtiller Nacht
Die wandelnden Geſtirne dort
Und des Olympos heil'gen Ort
Und aller ſel'gen Götter Macht.

Ja Venus lacht, ſie lacht dazu,
Die leichten Nymphen ſtimmen ein
Und Amor, der unausgeſetzt
Die heißen Liebespfeile wetzt
Auf einem blutbenetzten Stein.

Die Jugend wächſt für dich heran,
Stets kommen neue Sklaven nach,
Und wie die Alten auch dir drohn,
Doch hat noch keiner je geflohn
Der übermüt'gen Herrin Dach.

Der Mutter bangt um ihren Sohn
Es fürchtet dich der karge Greis,
Die junge Frau zergrämt sich schier,
Daß nicht der Gatte sich von ihr
Verlier' in deinem Zauberkreis.
(Übers. von Bürger.)

Horaz steht bewundernd vor dieser leichtfertigen Schönheit, deren Macht er uns durch die Wirkungen auf jung und alt, auf Sterbliche und Götter klar macht, und widmet dieses Lied ihrer Gewalt, vor der sich alles beugt, die alles zur Liebe zwingt. Es liegt etwas Dämonisches in diesem Einfluß, dem sich die stärksten, mächtigsten Geister nicht entziehen können. *Ἔρως ἀνίκατε μάχαν*! — Sophokles hat dieser unbesiegten Macht seinen begeisterten Hymnus in der Antigone geweiht:

Mächtiger Eros, dich zu besiegen
Ist zu gering der gewaltigste Gott;
Reichtum und Hoffart muß dir erliegen,
Scepter und Krone sind dir ein Spott.
An der Jungfrau Rosenmunde
Ruhst du gern in nächt'ger Stunde,
Schreitest siegreich über Meer und Flur.
Zu entfliehn darf keiner hoffen,
Und wem du das Herz getroffen,
Der verliert der Weisheit richt'ge Spur.
(Übers. von Gravenhorst.)

Es ist also nicht „Scherz und Zärtlichkeit", was dieses Lied atmet. Die große Macht der Schönheit hat das Herz des Dichters erfüllt, und er verdiente diesen Namen nicht, wenn er sie nicht empfunden, so mächtig empfunden hätte, wie wir es hier ausgedrückt sehen. Diese Schönheit ist etwas Göttliches, lebt und webt im Dienste der Gottheit; darum schadet ihr auch der Bruch der herkömmlichen Liebesschwüre nichts, von denen der Dichter in der dritten Strophe Proben gibt, sie steht, eine Priesterin, im Dienste Aphrodites. Cupido ist unausgesetzt tätig, die Wirkungen der Venus zu unterstützen; unausgesetzt zerreißen seine auf blutigem Wetzstein frisch geschliffenen Pfeile die Herzen. Wie Schmetterlinge dem Lichte zuflattern und sich an der Flamme ihre Flügel versengen, so scharen sich um sie immer neue Verehrer, um sich von der lodernden Glut heißer Liebesflamme verzehren zu

laſſen, und die alten Verehrer wollen, aber können nicht fort; ſie ſind willenloſe Sklaven in der Hand ihrer herzloſen Herrin. So wächſt ihr Troß, und wenn die ſtrahlende Schönheit ſich öffentlich zeigt, ſo folgt ihr ſchmachtenden Auges die ganze junge Männerwelt. Was hilft's, daß die Mütter ängſtlich ihre Söhne warnen, daß die ſparſamen Väter ob ihrer Verſchwendungsſucht zanken, daß die jungen Ehefrauen verzweifeln? Die aura, die von Barine ausſtrahlt, der Zauber ihrer Schönheit, ihr magiſcher Glanz hält alle in ihrem Bann verzaubert. So glänzt bei Vergil die aura auri durch die Zweige des Zauberbaumes, von dem Äneas den goldenen Zweig brechen ſoll, der ihm die Unterwelt erſchließt.

II. 9. Non semper imbres

Ermanne dich!

DESINE MOLLIUM
TANDEM QUERELLARUM

Der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit macht einen Horaz nie ſentimental und kopfhängeriſch; er wird bei dem Gedanken an das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, nie zum Hamlet. Er grübelt nicht über Sein und Nichtſein. Der Tod iſt ihm ein Gebot, das ohne Ausnahme gilt, — der Gedanke an ihn führt ihn zur Ausnutzung der Lebenszeit. Darum iſt ihm ſein Freund und Kollege Valgius Rufus unerträglich mit ſeinen Jammerelegieen ohne Ende, in denen er um den Verluſt eines geliebten jungen Freundes ſeufzt und klagt.

Du klagſt in immer neuen Trauertönen
Um deines vielgeliebten Myſtes Tod,
Du klagſt dem Abendſtern dein ſchmerzlich Sehnen
Und klagſt es noch dem frühen Morgenrot.
(Überſ. von Bürger.)

Der Vergleich mit Neſtor und Antilochos lag nahe. Neſtor erſtickte ſeine Tränen — und hatte mehr zu beklagen als du! Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts iſt beſtändig als der Tod. In der Natur und im Menſchenleben ſpielt das Non semper ſeine ſtete Rolle. Der Dichter iſt für die Trauerlieder ſeines Freundes um ſo weniger empfänglich, als aus dem Orient frohe Kunde nach Italien gedrungen war; in Armenien, am Euphrat war die Überlegenheit der römiſchen Macht anerkannt worden, die Grenzen gegen die Parther waren geſichert. Vergiß deine kleinen Leiden und feiere mit mir den Ruhm unſeres Reiches und unſeres Kaiſers Auguſtus.

Verſchließe dem weibiſchen Klagen die Bruſt;
Laß lieber die neuen Trophäen
Uns preiſen des ſiegreichen Kaiſers Auguſt,
Niphates' eisſtarrende Höhen

Und Mediens Strom, der, uns untertan,
Sich duckt in beſiegten Geſtaden,
Und das Land, wo in enger umſchriebner Bahn
Ihr Streitroß tummeln Sarmaten.

(Überſ. nach Günther.)

So wollen wir trauern um unſere Lieben, wollen aber auch die Toten ihre Toten begraben laſſen! Wir wollen denken an den Wechſel alles Irdiſchen und unſere Pflichten erfüllen, die uns das Leben täglich neu ſtellt. Die Klage, ſie weckt die Toten nicht auf. Das Leben fordert ſeine Rechte.

An dieſer geſunden Poeſie wird alle moderne Weltſchmerzpoeſie der Heine und Genoſſen zu Schanden.

II. 10. Rectius vives, Licini . . .

Auf goldener Mittelstraße.

AUREAM QUISQUIS MEDIOCRITATEM
DILIGIT

Der streitbare Sänger der „Lieder eines Erwachenden", Graf Strachwitz, hat unter einem Motto aus Passows Briefen: „Die aurea mediocritas des Horaz scheint mir ein Deckmantel für Memmen und Schufte" ein Gedicht geschrieben, dessen letzte Strophe jenes Urteil so ausführt:

Das ist die Pest des edlen Blutes,
Der Hemmschuh für das Rad der Zeit,
Das ist der Tod des freien Mutes
In Rat und Tat, in Fried' und Streit.
Du Mittelweg für Schuft und Memmen,
Du Schlupfloch jeder feigen Blöße,
Wann wird dich endlich niederschwemmen
Der Alpenstrom der Kraft und Größe?

Fürwahr, Großes, Hohes wird nur der erreichen, der mit jenem jungen Dichter sein Glaubensbekenntnis in die Worte faßt:

Und bricht sie entzwei, die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt,
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Männer wie Alexander der Große, Luther und Bismarck haben ihr Lebensschiff nicht vorsichtig (cautus) die goldene Mittelstraße entlang gesteuert, sie haben ihr Fahrzeug auf das hohe, wild aufgeregte Meer des Lebens kühn hinaussteuern müssen, wollten sie das, was ihr Herz mächtig bewegte, zur Erfüllung

bringen. Aber wehe, wenn der Menſch, durch ſeine Erfolge berauſcht, ſich vergißt, wenn er, vom Größenwahn gepackt, nichts ſich unmöglich glaubt! Je höher der Aufſtieg, deſto tiefer der Sturz. Hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall. Das Leben und Streben der Napoleoniden, namentlich das des erſten, iſt die beſte Illuſtration für dieſen Satz. Und iſt es in der Natur anders? Herrſcht nicht auch da das Geſetz des Mittelmaßes? Horaz gibt drei kennzeichnende Bilder daraus:

Der Rieſenpinien unerreichte Wipfel
Durchwühlt verheerender der Wetterſturm;
Mit lautrem Krachen ſtürzt der hohe Turm,
Des Blitzes Strahl ſchlägt in der Berge Gipfel.
(Überſ. von Günther.)

Das kann, das muß uns Menſchen eine Lehre ſein. Wenn alſo dich das Schickſal hoch über andere erhebt, ſtrebe nicht noch höher hinaus, ſei nicht übermütig; unter dem wechſelnden Mond hienieden hat nichts Beſtand, auf Regen folgt Sonnenſchein, auf Sonnenſchein Regen. Wenn ein Glückswind deine Segel mächtig ſchwellt, ziehe ſie weislich ein, damit, wenn der Wind umſpringt, das Schifflein nicht ſcheitert. Und umgekehrt, wenn dich Unglück verfolgt, laß dich nicht zu tief dadurch beugen, bleibe Herr deiner ſelbſt, halte dich aufrecht durch den Gedanken, daß in dem ewigen Wechſel alles Irdiſchen auch dir wieder andere Zeiten kommen werden.

Ein Herz, gerüſtet, männlich zu ertragen,
Hofft in der Not, doch ahnt es auch im Glück
Des Schickſals Wechſel. Zeus, der uns zurück
Die Stürme führt, er läßt's auch wieder tagen.

Iſt's trüb' auch jetzt, einſt kommen ſchönre Zeiten.
Nicht ewig kann ein Gott Apollo drohn
Mit zürnendem Geſchoß; den ſüßen Ton
Entlockt er einſt den lang verſtummten Saiten.
(Überſ. von Günther.)

So lehrt ein deutſcher Dichter:

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen
Und dann an Gott und eine beſſre Zukunft glauben,
Heißt leben, heißt dem Tod ſein Bittres rauben.

Das ist die aurea mediocritas des Horaz. So verstanden ist die goldene Mittelstraße nicht ein Deckmantel der Schufte und Memmen, nicht das Schlupfloch jeder feigen Blöße, sondern der Weg zur Weisheit. Der Pfadfinder auf diesem Wege ist nicht Horaz, sondern dieser Weg ist so alt, als die Menschen über das Leben und seine wahren Güter nachdenken. Der Satz τὸ μέτρον ἄριστον wurde bereits einem der sieben Weisen in den Mund gelegt, Aristipp befestigte ihn als Fundamentalsatz seiner eudämonistischen Philosophie, und der große Aristoteles legte die Tugend in die Mitte zweier Extreme: Οὕτω δὴ πᾶς ἐπιστήμων τὴν ὑπερβολὴν καὶ τὴν ἔλλειψιν φεύγει, τὸ δὲ μέσον ζητεῖ καὶ τοῦτ' αἱρεῖται . . . Μεσότης τις ἄρα ἐστὶν ἡ ἀρετή. Der Weise flieht die Extreme und sucht das mittlere Maß; denn die Tugend ist das Mittelmaß, die mediocritas. Man mache sich klar, welche Bedeutung dieser Begriff für das menschliche Leben hat. Wer der Lehre von der aurea mediocritas nicht huldigt, kann leicht scheitern, wie auch jener Licinius, dem Horaz dieses hohe Lied des Lebensglückes umsonst gesungen hat, zu Grunde gegangen ist, falls, wie man wohl richtig annimmt, der Angeredete der Schwager des Mäcenas ist. Dieser vergaß alle weise Mäßigung und endete als Verschwörer durch Henkershand. Vergebens war jener Zuruf gewesen:

Licinius, du wirst viel besser leben,
Willst weder in die hohe See zu kühn
Dein Schiff du steuern noch, um zu entfliehn
Der Stürme Wut, am tück'schen Strande kleben.
Wer immer sich erkor die goldne Mitte,
Entbehrt beneidete Paläste gern;
Zufrieden und geborgen ist er, fern
Vom Glanz des Hofs, vom Schmutz der Bettlerhütte.
(Übers. v. Günther.)

Horaz hat nichts gelehrt, was er nicht durch seinen Wandel vertreten hätte. So hat er sich denn auch diese goldene Philosophie voll und ganz zu eigen gemacht, sein Leben und seine Werke sind von dieser Lehre durchtränkt, und es ist bei der Bedeutung dieser Lebensregel nicht zu verwundern, wenn er immer wieder auf sie zurückkommt. Von Parallelen sei hier nur an das Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere rectum erinnert.

Börne hat die Dichter die Tröſter der Menſchheit genannt; ſie ſind es, wenn ihnen Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn ſie nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringen. Ein ſolcher Tröſter iſt Horaz, der Apoſtel echter Religioſität, Humanität und Tugend; ihn als ſolchen zu erkennen, zu lieben und zu verehren ſei das edle Beſtreben aller Gebildeten. Er hat nicht für die Gelehrten geſchrieben, die ihn ſo oft und ſo viel mißverſtanden und verketzert haben, er hat für ſein Volk, für die Menſchheit ſeine dichteriſchen Lehren geſchrieben, einer der edelſten Menſchenfreunde aller Zeiten. Dies Lied gibt davon ein laut redendes Zeugnis. Und ſo wollen wir ſtets beherzigen, was er lehrt:

Sei ſtark und feſt, beugt dich des Schickſals Schwere;
Nicht minder, wenn zu günſt'ge Winde wehn
Und ſtolzer ſich des Schiffes Segel blähn,
Zieh ſchnell ſie ein; — das iſt der Weisheit Lehre.

Pharus am Meere des Lebens!

II. 11. Quid bellicosus Cantaber et Scythes Hirpine Quinti, cogitet

Weg mit den Sorgen!

DUM LICET!

Gib mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Quid aeternis minorem consiliis animum fatigas? Du quälst dich ab mit den ewigen Rätseln, und dein armseliger Geist ist solchen Fragen doch nicht gewachsen; du quälst dich ab mit politischen Grübeleien und den Sorgen um das tägliche Brot, fragst: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Laß das nutzlose Grillenfangen! Kurz ist die Spanne des Lebens, der Schönheit Glanz und Lust ist bald vorüber hier unter dem wechselnden Mond. In unseren ergrauenden Haaren — Horaz war ungefähr vierzig Jahre alt, als er dieses Gedicht an Quinctius Hirpinus richtete — zeigen sich die ersten Boten der Vergänglichkeit. Morgen kommt ja erst das Morgen, doch das Heut' ist dein. Genießen wir's. Rosen, Wein, Wohlgerüche sollen uns laben. Also Wein her und Lyde soll kommen, uns mit Gesang und Zitherspiel zu erfreuen. Eilen soll sie und sich nicht lange frisieren.

Die alte Horaziſche Lebensweisheit: carpe diem. Das Leben iſt ſo kurz. Der verſteht das Leben nicht, der es vertrauert. Wozu denn die Blumen, wenn ſie nicht gepflückt werden, um uns zu ſchmücken? Wozu denn alle Schönheitspracht in der Welt?

Gott ſchuf zur Freude den Wein,
Gott ſchuf die Mädchen zur Liebe,
Pflanzte die ſeligen Triebe
Tief in den Buſen uns ein.

Ein Tor, wer dieſem Triebe nicht folgt.

Drum laßt uns die Becher bekränzen,
Laßt bei Geſängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn . . .

II. 12. Nolis longa ferae bella Numantiae

Eine süße Entschädigung.

ME DULCIS DOMINAE MUSA LICYMNIAE
CANTUS . . . VOLUIT DICERE

Daß die Bevorzugung und Verehrung unseres Dichters von seiten des Hofes nicht frei von selbstsüchtigen Hintergedanken gewesen ist, läßt sich leicht aus der menschlichen Natur und den Zeitverhältnissen schließen. Einen Mann von den Talenten und von der Vergangenheit eines Horaz sich als unbedingten Anhänger und Verherrlicher der neuen Zustände gefügig und abhängig zu machen, konnte für den neuen Herrscher nicht vorteilhaft genug sein. Allein in diesem Punkte blieb Horaz durchaus fest gegen alle Zumutungen, in welcher Form sie auch immer an ihn herantraten. Er hat einmal den Antrag, des Kaisers große Taten in einem Festliede zu besingen, damit abgelehnt, daß er sich mit einer Biene verglich, die nur mühsam Gedichte zusammenträgt; wir möchten ihn lieber darin mit einer Biene vergleichen, daß er den süßen Blütenstaub von den giftigen Bestandteilen der Blume wohl zu sondern wußte. Welchen Segen die neue Herrschaft dem römischen Reiche brachte, lernte er mehr und mehr einsehen; er verehrte die Person des Augustus, die dem zerrütteten Reiche Frieden, Wohlstand und Ansehen verschaffte, er liebte des Kaisers Günstling Mäcenas nicht bloß als seinen Wohltäter, sondern als seinen geistesverwandten Freund. Aber seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit ließ er sich nicht rauben. Nirgends hat er seinen Standpunkt entschiedener betont als in der an Mäcenas gerichteten siebenten Epistel des ersten Buches.

Nicht würd' ich meine unumschränkte Muße
Um alles Gold Arabiens vertauschen.
— —
Versuch es, ob ich, was du mir geschenkt,
Mit frohem Mut zurück dir geben könne!

Zur Illuſtration, wie man ein unpaſſendes Geſchenk zurückweiſt, führt er dann Telemach ein: Ithaka taugt nicht zur Pferdezucht, es mangelt uns

An weiten Eb'nen und an guter Weide;
Behalt, Atride, dein Geſchenk, du kannſt
Es beſſer nützen.

und fährt dann fort:

Einem kleinen Manne
Wie mir paßt nur, was klein iſt, an. Mir iſt
Das königliche Rom zu groß; dafür gefällt
Das leere Tibur mir, das ruhige Tarent.

Wenn Horaz ſo deutlich wurde, mußten die Zumutungen, die an die Freiheit ſeiner Perſon geſtellt wurden, ſehr läſtig geworden ſein. Schon oft hatte er egoiſtiſche Anträge unter Hinweis auf ſein beſchränktes Talent in liebenswürdigſter Weiſe zurückgewieſen, hier wieder. Die Großen des Reiches wollten ſich im Spiegel ſeiner Poeſie bewundern. Im vorliegenden Falle weiſt er die diesbezüglichen Wünſche ſeines Freundes Mäcenas zurück und bietet ihm als Erſatz ein liebliches Lied zum Preiſe der Schönheit ſeiner Gemahlin Terentia, die ſich unter dem poetiſchen Namen Licymnia, „die Liederreiche", verbirgt.

Fordre nimmer, o Mäcenas, daß mein ſanftes Saitenſpiel
Von Numantia verkünde, wie's nach langem Kampfe fiel;
Wie der harte Sohn Karthagos einſt Italiens Flur verderbt;
Wie vom Blute unſres Erbfeinds purpurn ſich das Meer gefärbt;
— —
Deine ſchriftgewandte Feder ſchildert beſſer Krieg und Schlacht,
Und wie Cäſar'trotz'ge Fürſten im Triumph nach Rom gebracht. —
Für Licymnia, die Herrin, tönet meiner Laute Klang,
Ihrer Augen Glut zu preiſen, ihrer Stimme ſüßen Sang,
Ihren Buſen, der in Treue Liebe weckt und Liebe hegt,
Ihren Fuß, den Arm, den vollen, der ſich anmutvoll bewegt.
(Überſ. v. Edm. Bartſch.)

Es muß die Zeit der erſten Liebe dieſes Paares geweſen ſein, a[illegible] die geliebte Gattin noch im vollen Reiz ihrer Schönheit prang[illegible] die unſeren Dichter in Entzücken verſetzte. Er preiſt ihren Geſan[illegible] ihre Augen, lucidum fulgentes, ihre Anmut im Reigentanze a[illegible] Feſte Dianens, ihr treues Herz, ihr Lockenhaar, dem Geliebt[illegible]

um alle Schätze der Welt nicht feil, und in der letzten Strophe ihre Liebesſeligkeit mit berückenden Verſen:

Wenn ſie deinen Flammenküſſen ihren Nacken gegenkehrt,
Manchmal aber ſchelmiſch ſpröde deinem heißen Sehnen wehrt
Und zu ſüßerem Genuſſe ſich die Küſſe rauben läßt,
Die ſie ſchließlich glutbezwungen ſelbſt dir auf die Lippen preßt.
(Überſ. nach Edm. Bartſch.)

Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben! — Statt bombaſtiſcher Schlachtenſchilderungen bot der Freund dem Freunde ein Lied, das deſſen Liebe in dem verführeriſchen Farbenglanze reizender Verſe der Ewigkeit übermittelte. Das iſt die Macht des Dichters.

II. 13. Ille et nefasto te posuit die

Der Unglücksbaum.

QUAM PAENE FURVAE REGNA PROSERPINAE
VIDIMUS

Der Dichter ist einer großen Gefahr entronnen: ein mächtiger Baum hätte ihn um ein weniges durch seinen Sturz erschlagen. Den Gefühlen, die ihn im Anschluß an dieses Ereignis bewegen, gibt er in diesem Gedichte poetischen Ausdruck. Der Schreck ist vorüber und hat der frohen Stimmung über die glückliche Errettung Platz gemacht. Der Humor macht sich Luft in übertreibenden Ausfällen gegen den Baum, das bewußtlose Objekt seines Schreckens, und den, der ihn gepflanzt, indem ihm bewußte Bosheit untergeschoben wird.

Wer dich gepflanzt, o Baum, der tat's fürwahr
Am Unglückstage; mit verruchten Händen
Zog er dich auf, den Enkeln zur Gefahr
Und um durch dich das ganze Dorf zu schänden.

Dem eignen Vater, wette ich, hat der
Den Hals gebrochen und mit Frevelmute
Bei Nacht des Zimmers Wände rings umher
Bespritzt mit seines Gastfreunds heil'gem Blute.

Mit Greuel jeder Art hat sich befaßt,
Wer dich, du Holz, gesetzt an diese Stätte,
Wo mir, dem eignen Herren, deine Last
Im Sturze schier das Haupt zerschmettert hätte.
(Übers. nach Edm. Bartsch.)

Dann schlägt das Lied ruhigere und ernstere Töne an, die die Macht des unvermuteten Todes bedeutsam hervorheben. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Man denkt doch zu wenig an

den Tod, der ſtündlich und von jeder Seite uns treffen kann! Man denkt, dem Tode fern zu ſein, wenn man vorſichtig alle Gefahren meidet, er lauert aber auf ſeine Beute, wo ſie ihn nicht vermutet.

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben;
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

(Schiller.)

Aber der Tod hat für den Dichter nichts Schreckliches. Wie Sokrates in ſeiner Verteidigungsrede malt Horaz ſich ſtolz das ſchöne Zuſammenſein mit den Sängern der Vorzeit im Elyſium aus, ſeinen Idealen, denen zu gleichen er ſein Leben lang bemüht geweſen iſt. Welche Luſt, den kampfesmutigen Liedern eines Alkaios, den ſchmelzenden Klängen einer Sappho zu lauſchen! Ja auch die Schrecken des Todes, die Ungetüme der Hölle überwindet die Macht des Geſanges. Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg?

So erhebt ſich in echt dichteriſcher Weiſe das Lied, von einem ſchrecklichen Spiel des Zufalls anhebend, von niedrigen Empfindungen ſich reinigend, durch ernſte Todesgedanken empor zum Sieg und Triumph über die brutale Gewalt der Endlichkeit durch die Macht des Geſanges.

Der Sänger triumphiert in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an, noch Tod.

II. 14. Eheu fugaces, Postume, Postume, Labuntur anni

Todesgedanken.

FRUSTRA

Weh! Flüchtig verrinnen die Jahre, schnell von der Wiege zur Bahre trägt uns der Fittich der Zeit. Da hilft keine Frömmigkeit. Trotz aller Gebete kommt das Alter und der Tod. Kein Opfer kauft von der Totenbahre los. Umsonst das Meiden aller Todesgefahren. Mag man dem blutigen Kriege, den brandenden Wogen des brüllenden Meeres fern bleiben, im Herbst vor dem feuchten Wetter sich in acht nehmen,

So viel der Erde Frucht genießen,
Die werden einst in Charons Kahn
Den schwarzen Strom befahren müssen,
Der König wie der arme Mann.

Scheiden mußt du von allem, was du liebst,

Du mußt verlassen ohne Säumen
Dein liebes Weib und Haus und Flur,
Dir bleibt von den gepflegten Bäumen
Die düstre Grabcypresse nur.

Nichts, woran dein Herz hängt, nimmst du mit, und — der sentimentale Germane stürzt nach der poetischen Reihe dieser Todesgedanken aus allen Himmeln — dein Erbe wird schwelgen in deinem mit hundert Schlössern gehüteten Wein, der köstlicher ist als der bei den Schmäusen der Priester, und das will etwas sagen, die haben eine feine Zunge. Dieser Schluß wirkt als Abtönung der grau in grau gemalten Öde wunderbar erfrischend und leuchtet

uns überraſchend entgegen, wie ein blendendes Abendrot nach einem regneriſch trüben Tage. Aus ihm guckt der Schalk, als der uns Horaz in ſeiner maßvollen Form ſo lieb geworden iſt, wieder heraus und verſcheucht die trübe Stimmung mit ſeinem weisheittriefenden Scherz. So gibt uns denn das Ende Aufſchluß über das, was Horaz mit dieſer Ode will: nichts weiter als wieder heiteren Lebensgenuß predigen, diesmal allerdings in ernſterer Form. Die Mahnung iſt dringender. Die Gewalt des Todes wird uns greifbarer vor die Augen geführt, düſter ſind die Farben, elegiſch der Ton. Am Anfang das erſchreckende „Wehe!", in der Mitte das donnernde „Vergebens!" Erſt der Schluß iſt heiterer mit ſeinem feinen Spott über die tafelfreudigen, weinleckeren römiſchen Prieſter, über die übertriebene Sparſamkeit, die ſich ſelbſt alles verſagt, um deſto mehr dem ſchlauen Erben zu hinterlaſſen, der Liebe heuchelt und auf den Tod des Toren lauert, der ihm eine fette Ernte hinterläßt. In Rom waren die Urbilder zu dieſem Konterfei in Maſſe vorhanden.

So begreift man auch dieſes Gedicht aus den Zeitverhältniſſen heraus. Es intereſſiert und ergreift uns und feſſelt uns äſthetiſch durch das allgemeine Menſchliche, das der Dichter uns künſtleriſch abgerundet vor die Seele zaubert.

II. 15. Iam pauca aratro iugera regiae Moles relinquent

Moderner Luxus.

NON ITA ROMULI
PRAESCRIPTUM

Unſer Gedicht quillt aus der Tiefe eines echt patriotiſchen Herzens, das mit aller Inbrunſt an den guten alten Sitten ſeines Vaterlandes feſthält. Horaz war von der Überzeugung durchdrungen, daß der Landbau eine kräftige Stütze altrömiſchen Lebens ſei. Deshalb bekümmerte ihn tief der Verfall alter guter Zucht und Sitte und regte ihn immer wieder an, ſeine mahnende Stimme erſchallen zu laſſen, — die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Sein Wunſch war, wie er das in dem offiziellen Gebete zur Jubelfeier des römiſchen Reiches im Jahre 17 v. Chr. ausſprach, die Sonne möge auf ihrer Bahn nie Größeres erblicken als die ewige Stadt Rom. Und nun mußte er ſehen, wie die ſoziale Not wuchs, wie Getreide von weit hergeholt werden mußte, um den Hunger zu ſtillen, während die wenigen Reichen im Beſitze unzählbarer Schätze ſchwelgten und ihre Felder immer mehr dem Anbau der Lebensmittel entzogen, um ſie zur Befriedigung ihrer Launen, Marotten, lüſternen Regungen zu mißbrauchen. Wo früher Ölbaumgärten dem Beſitzer nützliche Früchte getragen hatten, da machten ſich jetzt Auſternteiche breit, Veilchenbeete und Myrtenhaine, und die ganze copia narium, das ganze Heer wohlriechender Gewächſe hauchte balſamiſche Düfte aus, Platanengänge, Lorbeerhecken wehrten den Glutpfeilen der Sonne, aber das Volk darbte, Prachtbauten, waren die Villen der Reichen mit ihren fürſtlichen Säulengängen, die Pracht der öffentlichen Gebäude blieb

weit hinter jenen Herrenbauten zurück. Umkehr zu den alten Satzungen der Römerhelden tut bitter not! Alles für das Volk, nieder mit dem unfruchtbaren Egoismus!

Des Bürgers Gut sei klein, des Staates groß.

Achtung vor einem Dichter, der ein Lehrer seines Volkes war! „Ein Menschenkenner, sieht er mit scharfen Augen in das Getriebe um sich und verspottet mit glücklicher Satire das Hohle und Unwahre; ein Menschenfreund, tadelt er nicht um des Tadels willen, geißelt er nicht aus innerer Freude, läßt er sich den heiteren Blick und das Vertrauen auf die Menschheit nicht trüben; ein Realist, schildert er die Dinge, wie sie sind, ohne etwas zu idealisieren oder es zu verschweigen, aber nicht zum Zwecke, die Tatsache bloß zu registrieren, sondern sie zum festen Substrat für seine Reformpläne zu machen." (Rosenberg.)

Erheiternd wirkt in diesem ernsten Liede die Bezeichnung der in Unmasse produzierten Wohlgerüche als copia narium; die römischen Agrarier sind Produzenten für die Nase, nicht für den Magen. Leider kann an jene erst gedacht werden, wenn dieser Tyrann befriedigt ist.

II. 16. Otium divos rogat in patenti Prensus Aegeo

Die Ruhe des Herzens.

QUID BREVI FORTES IACULAMUR AEVO
MULTA

Ich zog in alle Lande aus'
Und frug: wo ruht der Frieden?
Ich fuhr durchs weite Erdenhaus
In Sommerglanz und Winterbraus
Und fand ihn nirgend hienieden.

Ich ritt ihm nach im Eisenkleid
Und wußte mein Roß zu spornen,
Mir gab nicht Freund, nicht Feind Bescheid,
Ach! überall nur Kampf und Leid
In Blumen und in Dornen.

Viel Wege führen ab und zu,
Doch niemand weiß ihr Ende;
Von lichten Kränzen träumest du
Und suchst umsonst des Herzens Ruh'
In Trug und Missewende.

Drum merke, ehrbegier'ger Mann,
Daß dir in deinen Tagen,
Was die viel reiche Sälde sann,
Kein Heer von Engeln geben kann,
Du mußt es in dir tragen.

Nur weisem Sinn, dem nimmer bangt,
Ist noch der Trost beschieden,
Der wie ein Stern am Himmel prangt
Und nichts auf Erden mehr verlangt
Als Gottes sel'gen Frieden.

Schöne Verse voll tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens. In Julius Wolffs Tannhäuser singt Wolfram sie dem ruhelosen Stürmer und Dränger, dem minnedurstigen Heinrich von Ofterdingen. Ja, wer diesen Herzensfrieden hätte! Aber da hasten und jagen die Menschen nach dem goldenen Kalb, nach hohen

Ehren. Überall Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Unzufriedenheit mit den beſcheidenen Verhältniſſen. Weitgehende Zukunftspläne werden geſchmiedet. Werden ſie in Erfüllung gehen? Das Leben iſt kurz. Eile tut not, haſtige Eile. Auf dem Hennebergſchen Bilde jagt ein Reiter der vor ihm herſchwebenden Fortuna nach, die ihm eine goldene Krone zeigt; hinter ihr in ewig nebelhafter Ferne liegt das Schloß, aus Luft gebaut. Voll Verlangen ſtreckt der mutige Reiter ſeine Hand nach dem Preiſe, den das lockende, in allen Reizen prangende Phantom ihm bietet; ſein Ritt geht über eine Frauengeſtalt, die ihm ein beſcheidenes Glück geboten; er hat ſie unter den Hufſchlag ſeines Pferdes geworfen. Schon nahe ſieht er die lockende Geſtalt, aber vor ihm gähnt der Abgrund, der ihn im nächſten Augenblick aufnehmen wird; dicht hinter ihm hält, auf ſchnaubendem Roß, der entſetzliche Tod, ocior cervis et agente nimbos ocior Euro, bereit, ſich ſeine Beute zu holen. Auch unſer Dichter war in den weiten, wogenden Ozean des Lebens hinausgeſchifft mit tauſend Maſten, auch ſein Lebensſchiff war auf wildbewegten Wellen unruhvoll hin und her geworfen worden; noch rechtzeitig aber hatte er ſich in den ſtillen Hafen gerettet, lange, ehe er Greis geworden. Wohl ihm, daß ihn das Geſchick ſo frühe in ſeine ſtrenge Schule nahm, daß er allen wertloſen Ballaſt abwerfen mußte, daß er an der Hand der epikureiſchen Philoſophie Zufriedenheit lernte und den Frieden des Herzens zeitig genug fand, ſo daß ihm die zweite Hälfte ſeines Lebens eine Zeit des Glückes wurde, des Glückes, das nur die Ruhe und der Friede des Herzens gewähren kann. Dieſe Palme, die er errungen, hält er ſeinem jungen Freunde Pompejus Grosphus als einzigen Preis vor, des Strebens der Edlen wert. Er ſieht ihn von irgendwelchen Sorgen geplagt, ſieht ihn vor innerer Unruhe nicht zum Genuß ſeines Reichtums kommen, ſieht ihn darunter leiden und kleidet nun, als erfahrener Seelenarzt, in die Form allgemeiner Gedanken ſeine Mahnung, den Herzensfrieden da zu ſuchen, wo er allein zu finden iſt, in der Zufriedenheit. Er geht aus von der Ruhe, um die der Schiffer im Sturm, das Land im Kriege fleht, kommt dann zu der wahren Ruhe, der Ruhe des Herzens, die nicht Juwelen, nicht Gold, nicht Purpur in der Menſchenbruſt erzeugen, die auch nicht in der Ferne holden Weiten gefunden wird.

Der einzige Weg zu ihr ist die Erkenntnis, daß alle äußeren Verhältnisse zu unserem Glücke belanglos sind. Den Herzensfrieden hat nur der, der zufrieden ist mit dem, was er hat, der „zu sorgen haßt", was die Zukunft bringen wird, der, wenn etwas Widerwärtiges zustößt, es mit „geduldigem Lächeln" hinnimmt, der da weiß, daß es ein vollkommenes Glück nicht gibt hienieden. Nihil est ab omni parte beatum. So war Achill Ruhm und Kraft beschieden, doch auch ein früher Tod, dem Tithonos Unsterblichkeit, aber alternd verkümmerte er; dir, mein Freund, ist reicher Besitz verliehen,

Mir gab das Schicksal nur ein kleines Landgut,
Von wenig Hufen nur die kleine Pachtung,
Doch einen Hauch vom Geiste der Hellenen
Und für des Pöbels Bosheit die Verachtung.
(Übers. von Proschberger.)

Und in meinem kleinen Sabinum habe ich mein otium gefunden.

Mit Recht hat man auf die vielfache Übereinstimmung der Lebensanschauungen unsers Dichters mit denen Schillers hingewiesen. Der Geist unseres Horazischen Gedichtes weht uns aus den Worten, mit denen dieser die „Gedanken beim Antritt des neuen Jahrhunderts" schließt, fühlbar entgegen:

In des Herzens stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!

Ebenso aus der Schlußstrophe der „Worte des Wahns":

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, — da sucht es der Tor, —
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

In kunstvoller Harmonie baut sich unsere Ode in fünf Teilen zu je zwei Strophen auf: erstens, alle sehnen sich nach Ruhe; zweitens, diese erreichst du nicht durch Besitz und Ehren, sondern durch Zufriedenheit; drittens, wie töricht alles unruhige Hasten! viertens, genieße drum dein, wenn auch unvollkommenes Glück; keiner hat alles; fünftens, du bist reich, ich bin arm, aber — ein Dichter!

II. 17. Cur me querelis exanimas tuis?

Treue Liebe bis zum Tode!

IBIMUS, IBIMUS
SUPREMUM
CARPERE ITER COMITES PARATI

Kastor und Pollux, Theseus und Pirithous, Orest und Pylades, Damon und Phintias, — zu diesen edlen Freundespaaren können Horaz und Mäcenas gesellt werden. Verehrung, Freundschaft, Liebe bis in den Tod kennzeichnen ihre Freundschaft als eine echte, musterhafte. Zwei wahre Freunde sollen sein *μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν*, eine Seele in zwei Körpern. So nennt denn auch Horaz seinen hochherzigen Freund die Hälfte seiner Seele. Freundschaft zu hegen und zu pflegen lehrte Epikur. Auch in diesem Punkte ist Horaz echter Epikureer.

Zweifel und Bitternisse quälten die Seele des Mäcenas. Er besaß nicht den Frieden des Herzens, das Glück der Zufriedenheit, das unserem Dichter eigen. Viel trug zu seinen verzweifelten Stimmungen sein körperlicher Zustand bei; er litt fortdauernd an Fieber — ein Zustand, der ihn unleidlich machte und in ihm trotz seiner vierzig Jahre häufig Todesgedanken wachrief. Und so zerrissen die Klagen der einen Seelenhälfte die andere. Dieses schöne Lied soll trösten, das Lied der unverbrüchlichen Freundschaftstreue: Ohne dich ist mir die Welt nichts wert, und ich werde, kann und will dich nicht überleben, ich schwöre es dir. Du bist mein Stolz, mein Glück; keine Macht, keine Gewalt vermag mich von dir zu reißen. So hat es die Gerechtigkeit des Schicksals beschlossen. Und ich werde vorläufig noch nicht sterben, also mußt auch du noch am Leben bleiben. Du vertraust der jetzt so beliebten Horoskopie? Nun wohl, uns leuchten harmonierende Sterne. Vertraue dem Segensgestirn des leuchtenden Juppiter, der dich von böser Krankheit genesen ließ, als mich Faunus vor dem Tode durch den Sturz eines Baumes mit schützender Hand bewahrte. Opfern wir den Göttern, die uns sichtbar beschützen, mit dankenden Gelübden.

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Was ſollen wir hier an Horaz mehr bewundern, die Liebenswürdigkeit, mit der er als Seelenarzt auftritt, oder die feine Schalkhaftigkeit, mit der er auf den Unſinn der Horoſkopie eingeht? Im Leben und im Tode waren Staatsmann und Dichter verbunden, — supremum carpere iter comites parati. — Nur um wenige Wochen überlebte Horaz ſeinen Freund und Gönner.

Was brichſt du mir das Herz mit deiner Klage?
Nicht ich und auch die Götter wollen nicht,
Daß du hingehſt vor meinem Todestage,
Du meines Lebens Zier und Zuverſicht!

Wenn dich, die eine Hälfte meines Lebens,
Die teurere, ein früher Tod entrückt,
Was will ich dann, die andre, noch vergebens?
Sie iſt ja doch zerriſſen und zerſtückt.

Wir müſſen beid' an einem Tage ſcheiden,
Ich ſchwöre dir's und halte meinen Eid;
Ich komm', ich komm', ich werde dich begleiten
Auf deinem letzten Gang, ich bin bereit!

Nicht der Chimäre grauſes Feuerſchnauben,
Nicht Gyas, der mit hundert Armen dräut,
Soll jemals meiner Treue dich berauben,
So will's die göttliche Gerechtigkeit.

Es ſei nun mein Geſtirn der Wage Zeichen,
Es mag der unheilſchwangere Skorpion,
Es mag der Steinbock, in Heſperiens Reichen
Der Meerbeherrſcher, mit Gefahren drohn.

Es wandeln unſre Sterne ſtets zuſammen:
Dich raubt dem tückiſchen Saturn die Macht
Des Juppitergeſtirns mit Blitzesflammen
Und lähmt den Flügelſchlag der Todesnacht;

In dem Theater hat dreimal geſpendet
Das Volk dir, dem Geneſ'nen, Jubelſchall, —
Und hätte Faunus ihn nicht abgewendet,
Zerſchmettert hätte mich des Baumes Fall.

Er iſt der Muſenſöhne treuer Hüter.
Nun zahle du den Göttern deine Schuld,
Bau ihnen Tempel, opfre deine Güter;
Mir wahrt ein winzig Lämmchen ihre Huld.

(Überſ. nach Bürger.)

II. 18. Non ebur neque aureum
Mea renidet in domo lacunar

Zufriedenheit.

QUID ULTRA TENDIS

Horaz läßt uns das moderne Atrium eines vornehmen Hauſes bewundern. Die Decke iſt kaſſettiert, zur Ausfüllung hat Gold und Elfenbein reiche Verwendung gefunden; das ſchwere Gebälk aus dem bläulichen Marmor des Hymettos wird getragen von Säulen aus gelbem Marmor, den Numidien hat liefern müſſen. Nach der ſeit der Erbſchaft des Attalus in Rom herrſchenden Mode bedecken koſtbare Teppiche den Fußboden, herrliche Kunſtwerke zieren das Gemach. Augenblendende Pracht überall, aber — vergänglich, wie alle Güter dieſer Welt. In ſolchem Luxus ſucht unſer Dichter nicht ſein Glück. Er fragt nicht viel nach Geld und Gut, er iſt zufrieden mit dem, was er hat, mit ſeinem redlichen Herzen und der gütigen Quellader ſeines Geiſtes, die willig und reichlich ihm ſüße Lieder hervorſprudelt, ſo daß alles ihn aufſucht, daß der ſtolze Reiche dem höheren Geiſtesreichtum des Armen ſeine Achtung bezeugt. Mehr bittet er nicht von den Göttern, mehr bittet er auch nicht von ſeinem mächtigen Freunde, der ihm, das weiß Horaz, gern willfahren würde. Er iſt zufrieden mit ſeinem Sabinergütchen, das jener ihm geſchenkt. Der Herr ſoll das Haus zieren und nicht das Haus den Herrn, bemerkt an einer Stelle ſeiner Lebensregeln der altrömiſche Praktiker. Schrecklich ſind die weiten Hallen eines Palaſtes, wenn Öde und Einſamkeit in ihnen den Bewohner umfangen. Und was hilft ſchließlich aller Reichtum, alle Pracht? — Memento mori! Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden! Viele

aber werden nicht klug; — ſie raffen und reißen in ihrer Habſucht immer mehr an ſich, um es bei dem ſteigenden Luxus allen andern voraustun zu können. Da läßt der eine zur Inkruſtierung der Palaſtwände Marmortafeln ſchneiden, eine Arbeit, die vielleicht ſein Leben überdauert. Ein anderer baut, der paradieſiſchen Küſte des neapolitaniſchen Golfes überdrüſſig, ſich einen Prachtbau in das Meer hinein. Und mit dieſer Sucht nach mehr paart ſich Hartherzigkeit und Habgier. Der arme Pächter wird verjagt, wenn er den Pachtzins nicht erlegen kann. Trauernd zieht die arme Familie, die Frau mit den Larenbildern, der Mann mit den zerlumpten Kleinen als einziger Habe auf dem Arm, von der Scholle, die ſie bisher kümmerlich ernährte. Recht ſelbſt und Geſetz muß der Habſucht des Mächtigen weichen. Aber der Tod wird dieſe ungleichen Loſe gleichen. Arm und reich, alles muß willig oder widerwillig in die Halle des Orkus einziehen, — in die Halle, unde negant redire quemquam.

Doch des Reichen ſichres Los
Bleibt des gier'gen Orkus Halle.
Strebſt du weiter ſtets? Für alle
Öffnet ſich der Erde Schoß.

Dort ſind Fürſt und Bettler gleich.
Ungerührt durch Goldesſchimmer
Führte den Prometheus nimmer
Charon aus dem Schattenreich.

Er hat Tantals Macht zerſtört
Und den Glanz der Pelopiden;
Er erlöſt den Lebensmüden,
Ob begehrt, ob nicht begehrt.

(Überſ. nach Günther.)

II. 19. Bacchum in remotis carmina rupibus Vidi docentem

Euhoe Bacche!

TU FLECTIS AMNES

Der Dichter sieht sich in ekstatischer Verzückung als einen neuen Bacchanten, einen begeisterten Anhänger des mächtigen Gottes, unter dessen besonderen Schutz sich auch schon frühere Dichter gestellt glaubten.

Ich sah den Bacchus, Enkel, hört's mit Staunen!
Vom Felsen hört' ich seine Lieder rauschen,
Ich sah die Nymphen seinen Tönen lauschen,
Ihm horchten mit gespitztem Ohr die Faunen.
Hei, Evoe! Wie mir die Sinne beben,
Von sel'gen Schauern fühl' ich mich durchdrungen;
Furchtbarer, der den Thyrsosstab geschwungen,
O schone, schone meiner, Gott der Reben!
(Übers. von Günther.)

Das ist die echte, griechische Bacchusstimmung. So schrieen trunken-angstvoll die Bacchen, wenn der nächtliche Cithäron zur Anbetung und Verherrlichung des Gottes rief, wenn die Mänaden und Thyiaden, Fackeln schwingend und Thyrsosstäbe, sich Schlangen durch die fliegenden Haare flochten, wenn sie mit ihren heiligen Stäben die Quellen des Weins, die Bäche der Milch, die Räume träufelnden Honigs erschlossen. Prachtvoll hat Schiller dieses Bild ausgeführt in den „Göttern Griechenlands".

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudenbringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran,

Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Bei Horaz wächſt die Geſtalt des großen Freudenbringers ins Gigantiſche, Majeſtätiſche hinaus, Begeiſterung, aber auch Furcht einflößend; denn es iſt nicht nur der Gott, den der Wahn nur zu Spiel und Tanz, nicht zum Kampfe für fähig hält, ſondern er wird in unſerem Gedichte, ſagt Plüß, gefeiert als „der Gott, welcher wilde Ströme und Meere und giftige Schlangen mühelos bezwingt, d. h. alle Leben zerſtörenden Naturkräfte beherrſcht; welcher die Giganten beſiegt, d. h. die finſteren Mächte, welche die lichte, friedliche Ordnung der Welt und des Lebens zerſtören wollten, vernichtet; welcher mit dem goldenen Horn geſchmückt den Kerberos in der Unterwelt zu ſeinen Füßen gelegt hat, d. h. als Gott der Lebenskraft ſogar dem Zuſtande nach dem leiblichen Tode ſeinen Schrecken genommen hat und ſeinen Anhängern und Eingeweihten ein glücklicheres Leben im Elyſium verbürgt".

II. 20. Non usitata nec tenui ferar Penna

Schwanengesang.

NON EGO
OBIBO

Drum lasset mir die eitlen Klaggesänge
An meinem Grab, das Ächzen und das Schrein;
Das leere, überflüssige Gepränge
Und aller Jammer müssen ferne sein!
(Übers. von Ed. Bürger.)

Der Dichter denkt sich gestorben; das Klagewesen mit seinem ganzen Pomp, wie es der römische Ritus verlangte, machte sich in seiner ganzen Leere und Äußerlichkeit breit. Mäcenas ruft dem liebsten Freunde das letzte Lebewohl nach (quem vocas, dilecte Maecenas). Da verkündet ihm der tote Freund:

Auf starken, nicht gemeinen Schwingen schwebe
In Zwiegestalt ich durch des Äthers All;
Erhaben über kleinen Neid erhebe
Ich mich empor und lass' der Erde Schwall.
(Übers. von Scheffler.)

Seine Verklärung beginnt: die Arme verwandeln sich in Fittiche, das Fleisch an seinen Schenkeln schrumpft zur rauhen, schuppigen Vogelhaut zusammen, er fühlt, wie er eine zweite Gestalt annimmt, wie er allmählich ein Schwan wird, der mit mächtigem Flügelschlag bald zu den Enden der Erde hineilen wird. Eine kühne Allegorie, die in humoristischer Form sagt: ich sehe, daß ich anfange, überall wegen meiner herrlichen Lieder gepriesen, in meinem Ruhme unsterblich zu werden:

Mich wird der Kolcher und der Daker kennen,
Dem vor des Marſers Schwert der Mut entſinkt,
Mich wird der fernſte der Gelonen nennen,
Mich, wer den Ebro, wer die Rhone trinkt.
(Überſ. nach Ed. Bürger.)

Invidia maior, über den Neid erhaben, ſchüttle ich der Erde Staub von den Füßen und werde „als idealer Sänger in der ganzen weiten Welt wirken und leben, ob ich gleich ſterbe. Darum begrabt meinen Leib ohne alle Totenklage, ohne Grabesſchmuck, denn mich begrabt ihr ja nicht".

Mit dieſer Ode voll ſelbſtbewußten Dichterſtolzes ſchließt der Dichter das zweite Buch und fordert durch ſie den Vergleich mit Ennius heraus, der in ähnlich ſtolzen Verſen — jeder gebildete Römer kannte ſie — geäußert hatte:

Weg mit dem Weinen und Klagen von meines Leibes Begräbnis,
Denn in der Menſchheit Mund lebe ich lange noch fort.
(Überſ. v. Scheffler.)

Drittes Buch.

Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.

III. 1. Odi profanum vulgus et arceo

Genügſamkeit.

DESIDERANTEM QUOD SATIS EST . . .

Mit vollem Recht nennt ſich der Dichter einen Prieſter der Muſen, wie es der alte Orpheus, Muſaios, Thamyris waren, die ihre ſittlich-ſchönen Lehren in ein poetiſch-muſikaliſches Gewand kleideten und die Herzen bildeten, indem ſie in ihnen die Idee des Schönen entzündeten. Horaz ſingt aber nur einer auserwählten Schar, der jungen, noch unverdorbenen Generation, nicht dem durch Weichlichkeit, Üppigkeit, Bürgerſtreit und Sünde aller Art verlotterten Geſchlecht. Dieſes ſchließt er ſtreng aus von ſeinen Myſterien, die wie die eleuſiniſchen die Herzen mit neuen, reineren Bildern erfüllen ſollen. Mit andachtsvollem Schweigen ſollen ſeine dichteriſchen Lebenslehren aufgenommen werden. Favete linguis! ruft der Muſenprieſter in der erſten Strophe den Jungfrauen und Jünglingen zu; Lieder, wie ſie bisher noch nie vernommen ſind, will er ſingen. So weiſt die Eingangsſtrophe nicht auf ein Einzellied hin, ſondern wird zum Eingang für einen Cyklus von Liedern, die als ein zuſammengehöriges Ganzes empfunden werden ſollen. Dieſes fordert ſowohl die Gleichartigkeit des Versmaßes, wie die Einheit der Stimmung, die Beziehungen und die Gleichheit des Ziels, nämlich der ſittlichen Wiedergeburt des römiſchen Volkes. Die erſten ſechs Oden dieſes Buches, jede ein ſelbſtändiges Gedicht, predigen nacheinander diejenigen Tugenden, durch die Rom groß

und mächtig geworden ist: Genügsamkeit, Mannhaftigkeit, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Selbstverleugnung, Gottesfurcht. Alle sechs Oden kommen darin überein, daß sie in den verschiedensten Brechungen einer und derselben Empfindung Ausdruck geben: es muß notwendig eine sittliche Besserung in der Rückkehr zu der Väter Sitte eintreten, soll anders die Römerwelt bestehen; sowie einer Hoffnung: es wird wieder besser werden, da jetzt ein neues Geschlecht unter des göttlichen Augustus Schirm heranwächst. So sucht der Dichter dem neuen Regiment die Wege zu bereiten, auf daß es seinen Einzug halte in die empfänglichen Gemüter der Jugend und von hier aus Wurzel fasse in dem verwüsteten Boden, über welchen drei Generationen hindurch die Stürme der Revolution hinweggebraust: wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. (Kießling.) Sind diese sechs Gedichte nicht von vornherein zusammen gedacht, zusammen empfunden und zusammen komponiert, was sehr wahrscheinlich ist, so sind sie doch vom Dichter bei der Herausgabe zusammengesucht und zusammengestellt. Um den Odencyklus als einen geistig und ästhetisch zusammengehörigen zu bezeichnen, ist die Eingangsstrophe der ersten und die Schlußstrophe der letzten Römerode hinzugetreten.

Wer diesen Cyklus mit seinen farbenreichen Bildern des Lebens und Strebens in sich aufgenommen hat, der ist eingedrungen in das Ringen und Wirken des Römergeistes beim Übergange von der Republik zur Monarchie, der hat den Geist dieser merk- und denkwürdigen Epoche der Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht weniger treu und wahrhaft begriffen, als wenn er die Geschichtsbücher und die steinernen Monumente durchforscht hat. Diese Römeroden, sagt ebenso treffend wie geistvoll Theodor Plüß, sind eine Reihe tragischer Chorlieder, welche eine der bedeutungsvollen Handlungen auf der Weltbühne begleiten. Sie gehören zusammen, wie die Chorlieder einer und derselben Tragödie zusammengehören: derselbe Chor singt sie, dieselbe Handlung in ihren verschiedenen Akten ruft sie hervor, dieselbe Grundstimmung des Stückes gibt ihnen Form und Ton. Wie die Chorlieder des tragischen Dramas den Kampf des Helden wider Welt und Schicksal begleiten und die Empfindungen der Mitfurcht und des Mitverlangens, der Mitfreude und des Mitleides wechselnd zum schönen Ausdruck

bringen, so begleiten die Römeroden jenen Kampf des römischen Volkes, worin es nach den Bürgerkriegen und den Zeiten der Aufklärung und der übermäßigen Kultur, unter dem Fluch alter Geschlechtsschuld, um ein neues, befriedigendes Dasein kämpft.

Die erste dieser Oden beginnt mit einer herrlichen Schilderung der göttlichen Allmacht: Gefürchtet gebieten die Könige über der Untertanen Scharen, doch über die Könige selbst gebietet der höchste Gott. Alles steht unter seiner gesetzmäßigen, allmächtigen Regierung; vor ihm gibt es keine Ausnahme, vor ihm ist alles gleich. Hienieden in der Welt des Scheins und der Lüge, da überhebt sich zwar der eine gebrechliche Sterbliche über den andern, da sind des Lebens Güter, Ehre, Talent und Charakter ungleich unter der Menschen flücht'gem Geschlecht verteilt, da trennt eine weite Kluft den Hohen und den Niedrigen. Dem einen sind Gaben, die goldnen, beschert, der andre muß graben tief unter der Erd'. Aber dem Höchsten ist alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber hoch und reich. Ein Wink der Augenbrauen des Gigantensiegers, und die Großen vergehen vor dem Glanze seiner Herrlichkeit.

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.

(Schiller.)

Wer aber seinen Reichtum, seine Machtstellung gar durch Frevel erworben hat, der kommt nicht zum Genusse der sündhaft erworbenen Güter, den quälen Gewissensbisse, der fühlt das Damoklesschwert über seinem Haupte schweben, der sieht die Gespenster der Gewissenspein über seine Mauern klettern, wird wie das Wild in scheuer Angst aus seinem Schlupfwinkel aufgeschreckt und kann den Schreckensbildern nicht entfliehen; mitten in all seiner Herrlichkeit ist er unglücklicher als der allerärmste Mann, der sein Haupt auf das gute Ruhekissen seines ruhigen Gewissens zu friedlichem Schlummer hinlegen kann. Denn nur der ist wahrhaft glücklich, den seine Genügsamkeit und Zufriedenheit unabhängig von den Launen des Schicksals machen. Ist es doch selbstverständlich, daß, wer viel besitzt und wessen Herz an dem Besitze äußerer Güter hängt, um

ſeine Güter ſich abquält in ewiger, ſorgender Angſt, die ſich an ſeine Ferſen heftet, wohin er ihr auch entfliehen will. Steigt er zu Schiffe, ſiehe, ſo iſt ſie bei ihm, ſpringt er auf ein jagendes Roß, hinter ihm ſitzen die Geſpenſter der blaſſen Sorge auf. Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl. Darum, willſt du wahres Glück erlangen, verzichte auf das Sinnenglück; willſt du einer von den wenigen Glücklichen auf der Welt unermeſſnem Rücken ſein, lobe es dir, niedrig zu ſtehen, dich verbergend in deiner Schwäche:

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.

So löſen die großen Dichter den Streit des Lebens. Hier ſtehen Schiller und Horaz und reichen ſich verſtändnisvoll die Hand. Das Schöne und Wahre iſt nicht draußen in Marmorhallen, im Purpurgewand, im Genuſſe der gaumenkitzelnden Raritäten, — da ſucht es der Tor! In der idylliſchen Ruhe deines trauten Heims, da lebe dir ſelbſt, da genieße du Seelenfrieden. Das Glück iſt nur in dir, du bringſt es ewig hervor.

III. 2. Angustam amice pauperiem pati

Mannhaftigkeit.

VIRTUS . . .

Mir ekelt vor dem jetzigen Säkulum, wenn ich von den jungen Römern der Samniter-, Pyrrhus- und Punierkriege lese. Damals lernte die Jugend, sobald sie kriegsfähig geworden, unter Mühen praktisch den Lagerdienst; sie fand ihre Lust an schönen Waffen und kriegstüchtigen Rossen, nicht bei Weibern und Gelagen. Solchen Männern, die eine solche Jugend hinter sich hatten, war also die Arbeit nichts Ungewohntes, kein Feld zu rauh oder zu steil, kein gewappneter Feind ein Gegenstand des Schreckens, — die Manneskraft hatte alles sich untertänig gemacht! Bürger stritten mit Bürgern um den Preis der Mannhaftigkeit. Und jetzt? Seitdem das Geld Ehre, Ansehen und Macht gibt, ist der Mannessinn allmählich stumpf geworden. Üppigkeit, Egoismus, Aufgeblasenheit ist in die Jugend gedrungen, Feiglinge haben den Bundesgenossen geraubt, was jene Helden den besiegten Feinden übrig gelassen hatten. Männer sind zu Weibern geworden, Weiber stellen ihre Keuschheit zum Verkauf, Länder und Meere werden nach Leckerbissen durchsucht. Hat die Jugend ihr väterliches Vermögen verprasst, so vermag sie die gewohnten Genüsse nicht mehr zu entbehren und sucht die Mittel zur Befriedigung der Sinnenlust, wo und wie sie dieselben finden kann. So Sallust in der markigen Einleitung zu seiner meisterhaften Darstellung der catilinarischen Verschwörung. Aus ähnlichen Empfindungen heraus hat Horaz diese Ode gedichtet, nachdem sie sich ihm zu poetischen Bildern gestaltet hatten. Der verdorbenen Jugend mit ihrem Hasten und Jagen nach Geld zum Zwecke des Genusses, diesem Streben, das Körper und Geist des Mannes vergiftet und verweichlicht, hält er das durch den Hauch der Dichtkunst verklärte, aus der Bewunderung einer großen Vergangenheit geflossene Bild eines echten

Manneslebens vor. Ein Römer ſoll genügſam ſein, ſoll — ſo ſchließt dieſe Ode ſich eng an die erſte an — die knappe Armut freudig zu dulden lernen in der Jugend, ſich ſtählen durch harten Kriegsdienſt, in Not und Gefahren eines Kriegerlebens unter freiem Himmel zum Helden erwachſen, der die Feinde zu Paaren treibt. Die Erſcheinung eines ſolchen Heldenjünglings wird plaſtiſch greifbar durch die Wirkung, die ſie auf die feindlichen Mütter und Bräute macht, die auf den Mauern ſtehen und für ihre Söhne und Verlobten zittern, ahnend ihr baldiges Schickſal, das ſie in die Gewalt des jungen Leuen gibt. Und fällt der Held in der Schlacht, ſo ſtirbt er den Ehrentod und erntet Ruhm, wo der Feigling Verachtung erntet, ohne etwas zu gewinnen, denn der Tod verfolgt und packt auch ihn.

Aus einem Heldenjüngling ſo zum echten Mann geworden, kennt er nicht das niedere Trachten und Buhlen nach der Gunſt des gemeinen Haufens, nach der popularis aura, beweglich wie die Luft, die ihre Ehren nicht nach Verdienſt, ſondern nach Laune verteilt; um dieſe Gunſt zu erkaufen, müßte er eben ſeiner Mannheit ſich entkleiden, müßte er dem ſüßen Pöbel ſchmeicheln, vor den Großen kriechen, müßte — animi sub vulpe latentes nennt der Dichter an einer andern Stelle ſolche Kreaturen — ein Fuchs werden. Erfährt der charaktervolle Mann auch eine Zurückweiſung bei der Wahl, ſo entehrt (sordida) dieſe ihn nicht; ſchmutzig iſt es, ein Amt mit unſauberen Mitteln zu erlangen. Und alles Schmutzige iſt ſeiner Tugend fern (nescia). Seine Mannhaftigkeit verleiht ihm Unſterblichkeit:

> Daß ſolch ein Held des Todes Raub nicht werde,
> Schließt Tugend ihm den Himmel auf, bricht Bahn,
> Wo keiner ging, verſchmäht des Pöbels Wahn
> Und ſchwingt empor ſich aus dem Dunſt der Erde.
>
> (Überſ. nach Günther.)

Das iſt nicht bildlich nur, nicht ſymboliſch geſagt, nein, der Dichter denkt an die Helden, von denen uns die Lieder melden, die zu der Götter Glanz und Ruhm erhoben ſind, an einen Herkules, Theſeus, Kaſtor und Pollux, einen Äneas, Romulus, Cäſar und Auguſtus. Schiller hat es in „Das Ideal und das Leben“ ſymboliſch ſo ausgedrückt:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid' des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydren und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt, —
Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Aber nicht Tapferkeit und Selbſtbewußtſein machen ſchon die Mannhaftigkeit aus, es müſſen mit ihnen die Treue gegen Götter und Menſchen, die Ehrfurcht vor allem Heiligen verbunden ſein. Die dem Menſchen ins Herz geſchriebenen Geſetze ſollen ihm die Wege des Lebens weiſen, er ſoll ſie nicht in verbrecheriſcher Vermeſſenheit ertöten, ſie nicht ſophiſtiſch wegphiloſophieren. Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten; was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Der Böſe wird Böſes ernten, wird der Strafe, wenn ſie eine Zeitlang auch zu zaudern ſcheint (pede claudo), nicht entgehen. Drum Pfui über den Sünder, keine Gemeinſchaft mit ihm!

Wahrhaft herzerhebend iſt die Lektüre dieſer Ode mit ihrem Idealbilde eines Mannes von echtem Schrot und Korn: Anſpruchsloſigkeit und Abhärtung, Heldenmut und Todesverachtung, innere Unabhängigkeit und ideales Streben, endlich Ehrfurcht vor dem Heiligen: dieſe Worte umfaſſen alles, was dem römiſchen Manne wahren Wert verleiht, was ihn befähigt, ein feſter Pfeiler des Staatsgebäudes zu werden. Auch dem deutſchen Jüngling ſeien ſie ins Album und ins Herz geſchrieben! (Meichelt.)

III. 3. Iustum et tenacem propositi virum

Gerechtigkeit.

SED BELLICOSIS FATA QUIRITIBUS
HAC LEGE DICO

Die in voriger Ode gerühmte Tugend verleiht dem Mann wahre Größe. Aber der Mann soll nicht nur für sich allein groß sein, er soll es auch als ein Glied des Ganzen, des Gemeinwesens sein. Deshalb muß, soll das Zusammenleben der Menschen, soll das Staatswesen gedeihen, der Mannhaftigkeit die Gerechtigkeit sich zugesellen, die nicht nach links, nicht nach rechts blickt. Denn es kann die Mannhaftigkeit unter Umständen schädlich wirken, wenn sie nämlich der Gerechtigkeit bar ist und nicht für das Gemeinwohl, sondern für Sonderinteressen ficht. Ea elatio animi, quae cernitur in periculis et laboribus, si iustitia vacat pugnatque non pro salute communi sed pro suis commodis, in vitio est, sagt Cicero. Horaz hatte das Tun und Treiben vieler gewaltiger Männer gesehen, die propositi tenaces, aber nicht iusti waren, die nicht gefragt hatten: „Was ist recht?" sondern: „Was nützt mir und meinem Ehrgeiz? Was trägt mir Gewinn und Macht ein?" und die dadurch den römischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten. So gibt denn auch Cicero, gleich erfahren in der Philosophie wie im Staatswesen, in dem Wettstreit der Pflichten der Gerechtigkeit die Palme, weil ohne diese erste der praktischen Tugenden die Existenz der menschlichen Gesellschaft undenkbar ist. Wenn also die Mannhaftigkeit, um zu segensreicher Tätigkeit geführt zu werden, der Gerechtigkeit bedarf, so bedarf umgekehrt die Gerechtigkeit zu ihrer Betätigung der Charakterfestigkeit, die mit unentwegter Kraft, mit unerschütterlicher Ruhe

wie ein rocher de bronce im tobenden Meere daſteht. Einen ſolchen Mann, man denke an Sokrates, an Coriolan,

Macht nicht des Pöbels blinde Wut erzittern,

ein ſolcher Mann, man denke an Tell,

Erbebet nimmer vor Tyrannenwut.

(Überſ. v. Leiſering.)

Selbſt wenn das Weltall krachend bricht, ſtirbt er, doch er banget nicht.

Ein ſolcher Mann iſt Auguſtus. Ihm geht das allgemeine Wohl über ſein eignes und über die Berückſichtigung der Sonderintereſſen. Er vereint die Parteien zu ſegensvoller Wirkſamkeit durch das Band der Gerechtigkeit und die Mittel, die die Charakterfeſtigkeit an die Hand gibt. Entzweie und gebiete, welch trauriges Wort! Wir wollen unſere Helden gut und einfältig, ſie ſollen Freunde der Wahrheit ſein, ohne Tücke, das gehört zum innerſten Weſen der Gerechtigkeit (viros fortes et magnanimos eosdem bonos et simplices, veritatis amicos minimeque fallaces esse volumus, quae sunt ex media laude iustitiae). Der Himmel iſt ihr Lohn. Die gerechten, charakterfeſten Helden erſten Ranges ſind zu den Göttern erhoben worden, ſo Pollux und Herkules, ſo Bacchus, und ſo wird auch Auguſtus, der Erneuerer der Monarchie, der das Scepter mit feſter Hand und gerechtem Sinne führt, den der Name ſchon über das Irdiſche erhob (*πάντα τὰ ἐντιμότατα καὶ τὰ ἱερώτατα αὔγουστα προσαγορεύεται*; der Name Auguſtus bezeichnet das Ehrenreichſte, das Heiligſte), verklärten Leibes im olympiſchen Saal Nektar ſchlürfen, den Trank der Unſterblichkeit. Und nachdem wir einmal Zutritt zum Olymp bekommen haben, verweilen wir in dem Rate der Götter. Dabei entrückt uns der Dichter den menſchlichen Formen von Raum und Zeit. Von der Apotheoſe des jüngſten Römerhelden führt er uns über Jahrhunderte hinweg zurück zu der Götterverſammlung, in der Romulus-Quirinus, der erſte Feſtiger und Gründer des Römertums, der typiſch geworden für das ſpätere Heldentum ſeines Volkes, wegen ſeiner Charakterfeſtigkeit in die Zahl der ſeligen Götter aufgenommen wurde. Horaz läßt die Feindin des Troertums, die Götterkönigin, ſprechen. Lautloſe Stille begleitet ihre gewaltigen Worte:

Der Krieg, den unser Zwist so lang gedehnet,
Ist aus, ich habe meinen zorn'gen Sinn
Mit Mars und seinem Enkel ausgesöhnet,
Den ihm gebar die Troerpriesterin.
Ich will es dulden, daß er in die helle
Behausung trete, daß bei unserm Mahl
Er Nektar schlürfe und sich beigselle
Zu unsrer Götter ewig sel'ger Zahl.

(Übers. v. Bürger.)

Aber eine Bedingung! Der Zusammenhang mit dem Troertum sei aufgehoben! Troja bleibe vernichtet, die Stadt der Ungerechtigkeit und Charakterlosigkeit! Nimmer werde sie erneuert! Alle trojanischen Velleitäten seien aus dem Römertum verbannt! Ist es denn ein Stolz, ist es denn eines Römers wert, von diesem meineidigen Geschlecht den Ursprung abzuleiten? Keine Rede von dem Wiederaufbau Trojas, von der Verlegung des Reichssitzes nach dem Osten! Rom ist in Italien oder es ist nirgend. Ein Laomedon, ein Paris soll nimmer im römischen Volke aufleben. Solange Rom seiner Mission getreu bleibt, solange Charakterfestigkeit im Bunde mit Gerechtigkeit Römertugend heißt, so daß zwischen seinem neugeborenen Heldentum und dem meineidigen, lastervollen Trojanertum eine breite, tiefe Kluft bestehen bleibt, so lange soll es mächtig sein und alle Völker sich zu Füßen sehen.

Wozu dieser Nachdruck, der auf den dauernden Untergang Trojas gelegt wird? Der Biograph Cäsars berichtet uns von seinen Plänen eines Wiederaufbaues Trojas und der Verlegung der Residenz dorthin, um mit den Traditionen der Republik zu brechen. Auch Antonius hatte daran gedacht. Er hatte schon die Reiche der Kleopatra erweitert zurückgegeben und wollte aus Armenien und Syrien für seine Bastarde Dependenzstaaten machen, sich selbst das eigentliche römische Ostreich vorbehalten und Ilion zu dessen Hauptstadt machen. Eine derartige Auslieferung der römischen Weltherrschaft an den Orient verhinderte der Sieger von Actium, der vir iustus et propositi tenax. (Mommsen.) Nun aber mochte trotzdem der und jener diese Absicht bei Octavian mutmaßen. Hatte er nicht Vergil veranlaßt, ihn und seine Herrschaft in der Äneis zu besingen? Mit Vorliebe fingen die bei Hofe verkehrenden Familien an, ihre trojanische Abkunft geltend

zu machen in Nachäffung der fürstlichen Familie. Der Schimmer, der den Enkel des Anchises und der Venus umfloß, sollte auch auf die Familien, die in der Sonne der neuen Hofgunst leuchten wollten, überfließen. So erhebt denn unser Dichter seine Stimme gegen das Schwelgen in den trojanischen Erinnerungen, wie es in Mode gekommen war. Auch Vergil, der sonst beliebte Vermittler und Unterstützer dieser Bestrebungen, spricht durch die Götterkönigin das Verlangen aus,

> Daß man den Namen der Lateiner ehre.
> Laß sie nicht Troer oder Teukrer heißen
> Noch andre Sprach' und andre Kleidung weisen,
> Nur Latium! Dann laß Albas Fürsten kommen,
> Dann pflanze Rom Italiens Tugend fort.
> Doch wie schon Troja selbst hinweggenommen,
> So sei sein Name fern von jedem Ort.

Auch bekämpft die große in eben diesem Jahre verfaßte Rede des Camillus in mythhistorischer Verhüllung die Erwägung, ob nicht für das neue Weltreich, vorwiegend doch griechischer Zunge, ein neuer, im Osten gelegener Mittelpunkt geboten sei. (Wilamowitz.) Wie Horaz dem Kaiser nie eine eximierte Stellung außerhalb des Zusammenhanges der Entwicklung der römischen Geschichte zugesteht, wie er in ihm immer nur den ersten Diener des göttlichen Willens und Geschickes sieht, den leuchtenden Zielpunkt in der großen Reihe der Römerhelden, so auch hier. Troja soll nicht wieder aufleben. Wie könnte denn das meineidige, ungerechte Troertum das Römertum adeln? Wurde doch Mark Anton, der famosus hospes, dem Römertum abtrünnig, als er, verführt von der mulier peregrina, der Ausländerin, betört durch die Reize dieser gefährlichen adultera, der Habsucht, Sittenverderbnis und Treulosigkeit anheimfiel. Von dem dunkeln Hintergrunde dieser orientalischen Laster heben sich hell ab die Genügsamkeit, Gerechtigkeit und Charakterfestigkeit, die, ebenso wie sie Rom groß gemacht haben, auch in dem neuen Reich des Augustus die Tugenden des Römertums bilden sollen. Horaz will als echter Römer und Patriot, daß Augustus die alten bewährten Traditionen des Römerheldentums aufnehme und festhalte, nicht Gewalt und Unrecht in seiner Machtsphäre walten lasse, brechend mit der alten, guten Zeit. Die

trojaniſchen Liebäugeleien, mit denen man am Hofe ſpielte, der ganze Troerſpuk: dafür konnte ein Horaz keine Sympathieen hegen. So hat er ſeinen politiſchen Überzeugungen, ſeinen patriotiſchen Gefühlen dichteriſchen Ausdruck verliehen. Mit welcher Kraft, mit welcher Kunſt! Entrückt den beengenden und beängſtigenden Feſſeln von Raum und Zeit, frei von dem Zwange der Gegenwart und ihrer Verhältniſſe, ſchwebt er im Reiche der Idee, im göttlichen Olymp, belehrt, warnt, erhebt und ergötzt in Bildern und Gleichniſſen, ein echter Dichter, ein Lehrer ſeines Volkes. Die realen Verhältniſſe zu verklären, ſie ihrer endlichen Hülle zu entkleiden, die Idee des Schönen und Guten herauszuſchälen, den ſprödeſten Stoff poetiſch zu formen, — wem iſt es beſſer gelungen als dem Meiſter, der dies Gedicht erfunden und geſtaltet? Und nachdem er begeiſtert und unerſchrocken, ein gerechter, charakterfeſter Dichter, für die Würde und das Wohl ſeines Volkes eingetreten, da nimmt er wieder beſcheiden ſeinen Platz unter den Dichtern leichterer Weiſen; da entſchuldigt er ſich ob ſeiner Kühnheit, ſeines poetiſchen Schwunges, der ihn fortgeriſſen, da bittet er um Vergebung dafür, daß er ſo hohe Stoffe durch ſein geringes Talent erniedrige. Aber die letzte Strophe iſt nicht nur aus ſeinem anſpruchsloſen, liebenswürdigen Sinne gefloſſen, der ſich in allen ſeinen Liedern ſo freundlich bekundet, ſie iſt auch gedichtet im Hinblick auf den Zorn der Machthaber, deren nichtigen und gefährlichen Ideen er mit dieſem Liede nicht gedient hatte. Nur ein ſo liebenswürdiger, kluger Sinn durfte die Wahrheit ungeſtraft vertreten. So nützte er, ſo hatte er Erfolge, die dem trotzigen, rückſichtsloſen Stoiker verſagt blieben. Und wie recht hatte Horaz mit ſeiner Warnung! Wie ſchnell trat nach der Verlegung des Kaiſerſitzes nach Byzanz und der damit verbundenen Zerreißung des römiſchen Reiches der Untergang ein!

III. 4. Descende caelo

Besonnenheit.

VIS CONSILII EXPERS MOLE RUIT SUA
VIM TEMPERATAM DI QUOQUE PROVEHUNT
IN MAIUS

Die teilweise recht gut erhaltenen Reliefs des Pergamener-Altars, auf deren Besitz Deutschland stolz sein kann und die jetzt dank des tatkräftigen Eingreifens unseres kunstliebenden Kaisers im neuen Pergamummuseum in Berlin endlich eine ihres hohen Wertes würdige Unterkunft gefunden haben, zeigen uns die Götter des Lichts, die alle rohen Kräfte hassen, im Kampfe mit den Titanen, den Repräsentanten wüster Maßlosigkeit, bei deren sinnlosem Walten sich kein Gebild gestalten kann. Die großartigen Reliefs dieses Weltwunders, sei es, daß der Dichter sie aus eigner Anschauung oder nur aus Beschreibung gekannt hat, haben ihm wohl vorgeschwebt, als er die Verse niederschrieb:

Ha! Welch ein Schrecken war's, sie kam zu stürmen,
Die trotz'ge Jünglingsschar, des Himmels Thron
Und mit gewalt'gen Armen aufzutürmen
Auf des Olympus Haupt den Pelion.

Nichts aber konnte Mimas' Kraft erreichen
Und des Porphyrion drohende Gestalt,
Und Rhötus und Enceladus, der Eichen
Entwurzelt, und Typhoeus' Allgewalt,

Da Pallas mit der Ägis grausem Tone
Entgegenstand und hohen Mutes voll
Hier Gott Vulkan, hier Juno, die Matrone,
Und Pataras und Delos' Fürst, Apoll.

(Übers. nach Bürger.)

Diesem, dem Ferntreffer, dem Lichtgotte des Augustus, wird dann noch eine besonders schöne Strophe gewidmet, die ihn unseren Sinnen ganz besonders einprägen soll:

Es ruht des Gottes ſchwirrende Sehne nicht,
Bis all die Frevler fällte das Strafgericht;
Dann labet er die Glieder, wo friſch und hell
Zum Bade lädt Kaſtaliens reiner Quell.

(Überſ. v. Meichelt.)

Warum dieſe Götter und Rieſenkämpfe gerade an jenem Altar? Warum ihre Erwähnung, ihre poetiſche Ausmalung in dieſem großartigen Gedichte? Die Alten, die in mythiſchen Bildern zu lehren liebten, erblickten in dem Auflehnen der Titanen und Giganten gegen die Olympiſchen das Streiten der brutalen Gewalt und wüſten Stärke gegen die Kräfte der Weisheit und des Verſtandes. Aber Kraft ohne Weisheit wird zu Schanden vor maßvoller Kraft und milder Weisheit. Darum liebten es kluge Herrſcher, an öffentlichen Denkmälern dieſe Kämpfe und Siege der olympiſchen Götter durch Künſtlerhand anzubringen; und gern folgte der Künſtler dieſer Aufforderung; bot doch dieſes kraftvolle Ringen dem plaſtiſchen Künſtler die herrlichſte Gelegenheit, die Fülle und Gewandtheit ſeiner Kunſt zu betätigen. In unſerer Römerode bedeutet dieſe Titanomachie den Kampf der maßloſen Beſtrebungen der Cäſarmörder, der empörten Gewalten der Revolution und des Bürgerkrieges im Bunde mit orientaliſcher Sittenverderbnis gegen die maßvolle Kraft des ſtarken Einigers und Wiederherſtellers von Ordnung, Zucht und Sitte, des erhabenen Auguſtus. Jene Gewalten gingen — das war eine Notwendigkeit — zu Grunde; denn

Kraft ohne Weisheit muß ſich ſelbſt erdrücken.
Wer aber weiſe mäßigt ſeine Kraft,
Den wird der Götter Segen reich beglücken.
Verflucht die Kraft, die nur das Böſe ſchafft!

(Überſ. v. Ed. Bürger.)

Eine gleiche Notwendigkeit war es, daß Auguſtus obſiegte mit ſeiner Einſicht und Milde (lene consilium), mit ſeiner durch Selbſtbeherrſchung gezügelten und durchgeiſtigten Kraft. Dieſe Fürſtentugenden ſind eine Gabe der holden Muſen, d. h. eine Errungenſchaft tiefer Bildung und edler Freude an literariſchem Genuſſe. Darum tritt Apollo ſo in den Vordergrund, der Gott des Lichtes, der Gott der neuen Ordnung, der ſeit kurzem auf

dem Palatin thront in einem neuen Tempel mit der Statue des Apollo Citharödus, des Muſiſchen, von der Hand keines geringeren Künſtlers als Skopas. Es iſt alſo der Gott der Kultur und des Friedens, der nun über Rom herrſcht. Der Muſendienſt, der ſich an die Verehrung Apollos anſchließt, ſoll Weisheit, Maß und Kraft in harmoniſcher Miſchung und Bildung verbreiten. Darum ruft der begeiſterte und entzückte Dichter die Muſe Kalliope vom Himmel herunter zu einem langen Liede, zu einem epiſch-lyriſchen Geſange, begleitet von der ſanften Muſik der apolliniſchen Leier. Und um den entfeſſelten Buſen des Dichters ſpielt der holde Wahnſinn (amabilis insania) und entrückt ihn in muſiſche Märchengefilde.

Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab;
Und wie die ſchwangre Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm feſten Wohnſitz.
(Shakeſpeare.)

Die muſiſche Welt iſt des Dichters Heim, und er triumphiert in allen Gefahren, von den Muſen als Lehrer milder Weisheit geliebt und geſchätzt. Horaz denkt an die Zeit, wo er noch als Kind im wilden Waldrevier Apuliens weilte, und ſchwelgt in der Erinnerung an die ſchönen Landſchaftsbilder ſeiner Heimat mit ihren ragenden Felſen, waldreichen Schluchten und fruchtbaren Fluren, die ſich ſeiner Phantaſie dauernd eingeprägt. In dieſen wilden Wäldern hatte er als Kind geſpielt, und nichts hatte ihm ein Leid angetan, denn die Muſen hatten über ihm gewacht, Tauben hatten ihn mit einer Hülle von jungem Laub zugedeckt, ſo daß er ſicher vor den Biſſen der Schlangen und dem Zahne wilder Tiere ſchlummerte, wie man Ähnliches in ähnlichen Bildern von Steſichoros und Pindar ſich erzählte. So hatte ihn der Schutz der Muſen geleitet, wo er auch weilte, in Tibur, Bajä oder Präneſte; ihre ſchützende Hand hatte ihn ſelbſt auf der Flucht aus der verlorenen Schlacht und auf den raſenden Meereswogen ſicher geleitet, vor dem Tod durch den Unglücksbaum bewahrt — überall waren die Muſen waltend und ſchirmend um ihn geweſen. So ſind ſie waltend und ſchirmend um jeden, der ſie verehrt, der, ihnen ergeben, maßvolle Kraft und

milde Weisheit liebt, so um Augustus, der sein Wirken in ihren Dienst gestellt hat, der nach Unterdrückung der feindlichen Mächte sich dem Musendienst in demütiger Unterordnung unter die Göttermacht widmet, der seinen im Kampfe ermüdeten Geist durch die neuen Lieder seiner Dichter erquickt, der nach seiner Rückkehr aus blutigen Kriegen sich an dem friedlichen Liede Vergils von den Segnungen der Arbeit in Feld und Flur erfreut. Und indem Horaz den Musendienst des Augustus in schwungvollen Versen feiert, geht er Hand in Hand mit ihm in dem Wirken für Kultur und Gesittung, der Sänger mit dem Herrscher auf der Menschheit Höhen wandelnd.

Schon früher ist darauf hingewiesen, daß Horaz nicht an eine plan- und ordnungslose Vielgötterei glaubt, daß ihm Juppiter allein der Herr ist, der Himmel und Erde in der Fülle göttlicher Kraft mit starker Hand regiert, daß die übrigen Götter Horaz nur dichterische Personifikationen sind, die des allmächtigen Gottes Wirken nach einer bestimmten Richtung hin anschaulich machen. Auch in unserer Ode hebt Horaz diesen seinen Glauben mit besonderem Nachdruck hervor, sagt vom höchsten Gott:

Er, dessen Allmacht über das feste Land,
Über das Meer, die Städte, die Unterwelt,
Der Götter und der Menschen Scharen
Herrschet allein mit gerechtem Scepter.

(Übers. v. Scheffler.)

Die Musen repräsentieren in unserer Ode die ordnungschaffende, bildungfördernde Kraft des höchsten Gottes. Ihr Walten schildert unsere Ode in zwei Teilen. Zuerst wird ihr positives Wirken gesungen, wird gezeigt, wie sie ihre Jünger schützend umschweben und sicher geleiten. Dann wird negativ gezeigt, daß alles unmusische, d. h. rohgewaltsame, maßlose Treiben und Wesen zu Grunde geht, daß die sinnlos wütenden Mächte der Finsternis rettungslos der Verdammnis verfallen. Das Leitmotiv dieser in pindarischem Geiste gedichteten schwungvollen Ode, das immer wieder durchklingt, ist die kraftvolle Sentenz des Musenpriesters:

Vis consilii expers mole ruit sua.

III. 5. Caelo tonantem credidimus Iovem regnare

Selbstverleugnung.

HOC CAVERAT MENS PROVIDA REGULI

Wie der Musenpriester in der dritten dieser Römeroden Gerechtigkeit und Charakterfestigkeit dem neuen Geschlechte lehrte an einem kontrastierenden Spiegelbilde, das in der Götter urältestem Rat die hohe Himmelskönigin dem Römertum warnend vor Augen stellte, wie dort das Bild des großen Romulus als nacheifernswertes Ideal dem heranwachsenden Geschlechte vorgezaubert wurde in einer Zeit allgemeiner Charakterlosigkeit, so prägt er in diesem Gedichte eine Heldengestalt aus der großen Epoche der Punierkriege der jungen Generation tief in die Seele. Ruhen doch auf ihr die zukünftigen Geschicke der Nation. Sie muß sich aufraffen zu neuer Heldengröße nach dem Muster der alten. An dem Bilde des Regulus, das er mit aller Sorgfalt eines nach bewußten Zwecken arbeitenden Künstlers bis ins kleinste Detail ausgearbeitet hat, sollen sich die jugendlichen Herzen erwärmen und mit Abscheu sich abwenden von jedem unpatriotischen Verhalten, wie es — kaum glaublich! — in den Partherkriegen sich als möglich gezeigt hat. Wahrlich, es war an der Zeit, einen Appell an die patriotische Entrüstung zu wagen, als sich die Jugend dem Legionsdienste zu entziehen anfing, als zehntausend Römer, untreu der altrömischen Parole: „Sieg oder Tod!" sich bei Carrhä von den Parthern gefangen nehmen ließen, nur um ihr Leben zu retten, ihr Römertum preisgaben, um als Barbaren die Schande dem Tode vorzuziehen. Aus jedem Worte der herrlichen Ode tönen uns edle Entrüstung und patriotischer Eifer eines Dichters entgegen, der begeistert ist für die Geschichte und die Mission seines Volkes.

Noch donnert Juppiter, der Römergott, im Himmel; als sein Stellvertreter auf Erden bereitet Augustus Sühnekriege gegen die Feinde des römischen Namens im fernen Norden und Westen vor.

Rom steht in voller Macht, und doch haben Römer in schimpflicher Gefangenschaft sich mit Barbaren gemischt, römische Sitte und römisches Wesen vergessen. Auf welchen Präzedenzfall kann sich so schmachvolles Unterfangen berufen? Sollen wir so eid- und pflichtvergessene Römer aus ihrer selbstgewählten Gefangenschaft erlösen? Sollen wir sie wohl gar loskaufen unter Schmach und Buße? Nimmermehr! Was tat der gefangene Regulus? Lassen wir die Erinnerung an seine Selbstverleugnung in unseren Herzen lebendig werden: er sollte, aus der Gefangenschaft nach Rom geschickt, für einen Austausch der Gefangenen wirken, er durfte, wenn er dies durchgesetzt, zu Hause bleiben, im Vaterlande, bei der teuern Gattin, den süßen Kindern. Was hinderte ihn? Magnitudo animi et fortitudo, antwortet Cicero, seine Geistesgröße, sein Patriotismus. Was tat er also? Er kam in den Senat und stimmte nicht für, sondern gegen die Lösung seiner selbst und seiner Mitgefangenen. Und wie er das getan, das kann kein Geschichtschreiber, kein Redner lebendiger in Worte kleiden, als es der Dichter dieses Römerliedes getan hat. Immiserabilis captiva pubes! Mit diesem Ausruf wirft Regulus jede nachgiebige Schlaffheit, jedes unpatriotische Mitleid mit einem Schlage zu Boden! Er schildert den Eindruck, den er im Feindeslande gewonnen: Römische Waffen als Siegestrophäen an punischen Tempeln, römischen Kriegern ohne Schwertstreich vom Leibe gerissen, Römerhände auf dem Rücken zusammengeschnürt, tiefste Friedensruhe in Karthago trotz der Kriegszeiten, als ob es keinen Feind mehr gäbe! Krieger, die diese Schmach geduldet, werden nie wieder zu neuer Mannhaftigkeit erwachen. Sie lösen, heißt das Geld des Staates wegwerfen. Der Mut, einmal entschwunden, zieht nie wieder in die feigen Seelen ein.

Ja, wenn der Hirsch, der sich dem Garn entwunden,
Sich keck wird gegen seine Feinde wehren,
Dann wird zum andernmale mutig schlagen
Den Punier der, der feig sich ihm ergeben,
Der an den Armen Riemen hat getragen
Und vor dem Tode fühlte Angst und Beben.
Nicht wissend, wie das Leben zu verdienen,
Dankt er's der Schlacht nicht, lieber feigem Frieden.
O Schande! O Karthago, die Ruinen
Italiens haben deinen Ruhm entschieden!

So ſteht der trauernde Held plaſtiſch vor uns: düſter, verbittert, größer als ſein Schickſal. Unerſchütterlich hält er an dem, was er als Sühne für notwendig erkannt hat, feſt, ein egregius exsul, ein trefflicher Verbannter, unerſchütterlich auch in dem letzten und ſchwierigſten Kampfe, dem Kampfe mit der Liebe zu Weib und Kind. Als er dann mit „einem vordem noch niemals gegebenen Rate“ dem Senate den für Römer einzig möglichen Weg gewieſen hat, da atmet er auf, da erheitert ſich ſeine düſtre Miene, und mit dem Frieden des Bewußtſeins erfüllter Pflicht ſchreitet er durch die ehrfurchtsvoll Platz machenden Freunde hindurch, um, getreu ſeinem Worte, in die Ketten zurückzukehren, um die Schmach des römiſchen Namens abzuwaſchen durch ſein Blut. So ruhig und friedlich wandelt er dahin, als ob er nach Erfüllung ſtaatsbürgerlicher Pflichten zu ſüßer Erholung auf einem lieblich gelegenen Landgute fortginge.

So handelt ein Römer, wie er ſein ſoll!

Die Verhandlungen, die Vorſchläge zur Löſung der römiſchen Gefangenen im Partherland hatten die Seele des Dichters erregt und dies Gedicht von echtem römiſchen Patriotismus veranlaßt; das Gefühl der Empörung, das die erſten Strophen durchſtrömt, kam zur Ruhe bei der Darſtellung des Helden, der ein Beiſpiel gegeben für alle Zeiten dafür, daß ein echter Römer lieber ſtirbt, als daß er um ſeines Lebens willen durch Vertrag mit dem unbeſiegten Feinde die Ehre der römiſchen Nation verletzt. Mit dem verſöhnenden Bilde des Mannes, dem im freudigen Bewußtſein erfüllter Pflicht das ſchwerſte Schickſal als eine leichte Laſt erſcheint, ſchließt dieſes großartige Denkmal ſchönſter patriotiſcher Geſinnung. So gehet denn hin, ihr deutſchen Jünglinge, und tuet desgleichen! Denn

Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

III. 6. Delicta maiorum immeritus lues

Gottesfurcht.

DIS TE MINOREM QUOD GERIS, IMPERAS:
HINC OMNE PRINCIPIUM, HUC REFER EXITUM

Das ist das Tragische, daß späte Geschlechter noch für die Sünden der vergangenen büßen müssen. Diese Auffassung hat schon die mosaische Urkunde bezeugt, wenn sie den starken, eifrigen Gott die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied der Nachkommenschaft heimsuchen läßt; sie ist vertraut der griechischen Tragödie. So haben wir von Euripides den schönen Vers:

Τὰ τῶν τεκόντων σφάλματ' εἰς τοὺς ἐκγόνους
θεοὶ τρέπουσιν.

Die Sünde vererbt sich wie die Tüchtigkeit, jene vermöge ihrer größeren Macht in höherem Grade. An den Sünden der Eltern ist die junge Generation unschuldig, allein sie soll dahin streben, das gut zu machen, was die Eltern verschuldet, soll nicht durch Gleichgültigkeit und Fortschreiten auf dem lasterhaften Wege die Strafe verdienen und das Übel fortpflanzen. In ihrer Hand liegt die Zukunft des Staates. Daher wendet sich der Dichter an sie. Tuet Buße! Stellt den Kultus der Religion wieder her, beuget euch demütig unter die göttliche Allmacht, — und es wird besser werden.

Die Übel, die das schwergeprüfte Italien in letzter Zeit getroffen haben, sind eine gerechte Strafe der Götter für die Gottlosigkeit. Zweimal haben sie stolzen Römerheeren eine Niederlage bereitet durch elende Barbaren; Parther, Dacier, Äthiopier, verächtliche Horden, wagen es, Rom Vernichtung zu drohen, und

beinahe wäre es ihnen gelungen, ihre Drohungen an dem durch Bürgerzwist geschwächten Weltreiche zu erfüllen.

Schmach und Schande, daß die Enkel derer,

Die einst gefärbt das Meer mit Punierblut,
Die Pyrrhus und Antiochus den Großen
Zermalmt und Hannibals ergrimmten Mut,

(Übers. von Ed. Bürger.)

sich vor dacischen Bogenschützen und äthiopischen Ruderknechten fürchten müssen. Aber das alles ist nur eine unausbleibliche Folge der Religionslosigkeit, das ganze Römervolk ist demoralisiert, das eheliche und häusliche Leben ist vergiftet, die Jugenderziehung verseucht.

Und diese Quelle war's, woraus das Wehe
Aufs Volk und Vaterland in Strömen kam.

(Übers. von Ed. Bürger.)

Und nun entwirft der Dichter ein Bild römischer Zuchtlosigkeit jener Tage, so unverhüllt, so abschreckend, wie es nur ein Meister der Beobachtung und des Konterfeis zu entwerfen im stande ist. Das Böse darf nicht durch versteckte Andeutungen verschleiert, nicht durch lockende Schilderungen interessant gemacht werden; man muß es in seiner Wirklichkeit, in seiner abstoßenden Gestalt bloßstellen, um es ins Herz zu treffen. Der Realismus hat in der Kunst seine volle Berechtigung. „Jene Schilderungen," sagt Emil Rosenberg, „sind grell — und sie sollten es sein. Jung-Rom sollte vor seinem Spiegelbilde erschrecken und umkehren. Denn sonst — das fühlte der Dichter selbst — ging Rom seinem Untergange entgegen, und die stolze Herrschaft ging über auf jene rauhen, aber sittlichen Söhne des Nordens, welche das damalige Rom so gern idealisierte." Betrachten wir diese Gemälde à la Hogarth: Schon als Kinder werden die Mädchen durch eine berechnete Erziehung abgerichtet auf die Künste der Koketterie, auf üppige Tänze; die Phantasie erhitzt sich durch entnervende Bilder schon im Übergangsalter vom Kinde zur Jungfrau (acerba virgo!) Eine Heirat nach der Mode wird geschlossen, ohne Liebe, konventionell; jeder der Gatten geht den eignen Freuden nach, die Frau treibt Ehebruch für Geld mit voller Billigung, ja auf Geheiß ihres Mannes. Denn tout est bien qui sert à faire bouillir le pot. Wir sehen sie alle vor uns, diese cochons et compagnie, den entnervten

Schurken von Gemahl, die ausgeputzte Dame des Hauses, der jedes Gefühl von Moral lange erstorben ist, die edlen Gäste des Diners, heraufgekommene Trödler und Schiffsführer fremden Blutes, die dem Gastgeber seine Unkosten und seine Schande reichlich bezahlen müssen. Bilder aus der Pariser Gesellschaft unserer Tage! Und solchen Verbindungen soll die Generation entsprießen, die das sinkende Reich durch die Kraft ihrer Tugend halten soll! Eine verzweifelte Lage! Wie anders damals die Jugend, die einem Pyrrhus die größte Hochachtung abnötigte, die einen Antiochus, einen Hannibal zu Boden zwang! Das war die Jugend, die in Sitteneinfalt in den italischen Gebirgen heranwuchs und nach verrichteten Heldentaten in ihre bescheidene Armut zurückkehrte, dem kargen Boden die Nahrung abrang in kindlichem Gehorsam gegen die Eltern:

Die Krieger waren jugendstark,
Entstammt gesundem Bauernmark,
Die harte Arbeit man gelehrt,
Und wie der Sohn die Mutter ehrt.

Denn nach des Tages Müh' und Schweiß
Trug spät er noch auf ihr Geheiß,
Wenn längst dem Stier man gönnte Rast,
Gehaunen Holzes schwere Last.

(Übers. v. Meichelt.)

Und wie der Dichter die gute alte Zeit der Ahnen schildert, überkommt ihn ein Grauen vor dem Volke seiner eignen Zeit. Mit schrillem Mißklang springen die Saiten seiner auf das Lob des Vaterlandes gestimmten Leier, jäh bricht er ab, denn wozu bessern wollen, wo doch die Stimme wie die eines Predigers in der Wüste verhallt! Keine Hoffnung! Jeder Tag nagt an dem vergifteten Marke der Generationen. Unaufhaltsam geht es abwärts. Zornige Verzweiflung über das ganze Elend ungesühnter Schuld führt dem Dichter die Feder bei der Schlußstrophe dieser Ode, die zugleich die Schlußstrophe des ganzen Römerodencyklus ist. Die Entsittlichung von vier Generationen zusammenfassend, grollt er:

Wie hat doch alles durch die Zeit verloren
An Wert! Schon unsre Väter wurden schlecht;
Wir sind noch schlimmer; und von uns geboren
Entsproßt ein noch entarteter Geschlecht.

(Übers. v. Ed. Bürger.)

Mit dieſem Odencyklus und ſeinen erhabenen Lehren von Sinnenglück und Seelenfrieden, von Jünglingsehre im Leben und Sterben für das Vaterland, von Mannesehre und heldenfeſter Entſagung, von Gerechtigkeit und Charakterfeſtigkeit, von Betätigung maßvoller Kraft und Selbſtüberwindung, von edlem Patriotismus, von Gottesfurcht und Keuſchheit hat Horaz ſich in der Tat den hohen Namen eines Muſenprieſters verdient und die höchſte aller Miſſionen erfüllt: ein Lehrer der Jugend zu ſein, nicht nur der Jugend ſeines Volkes, der er zunächſt dieſe Weihelieder beſtimmt hat, nein, der Jugend nachkommender Geſchlechter überall da, wo es gilt, die heiligſten Güter der Nation und der ganzen Menſchheit hoch zu halten und ihren Wert einzuſchärfen mit den erhabenen Klängen der Poeſie, die ſich ihrer Aufgabe bewußt iſt, die Menſchheit aus dem Staube der Gemeinheit zu erheben in das Reich der Ideale, ſie zu ermahnen, zu belehren, zu begeiſtern, daß ſie ihrer Würde nicht vergeſſe, daß ſie den Kampf des Lebens kämpfe mit hohem Mut und opferfreudigem Sinn. Gerade in dieſen Oden zeigt ſich unſers Dichters Größe. Durch ſie hat ſich Horaz einen würdigen Platz unter den edelſten Geiſtern aller Zeiten erworben, ein Liebling der Muſen, deren Heiligtum er treu gehütet hat, kein Mietling, ſondern ein würdiger Prieſter, ein Apoſtel edler Humanität, ein Menſch mit freundlichem Gemüt, dem nichts, was Menſchenherzen bewegt und erhebt, fremd geweſen iſt, ein treuer Sohn ſeines Vaterlandes. Geſchichte und Vernunft verlangen, daß wir unſern Geiſt den Dingen unterordnen; ſie ſind irdiſcher Art, aber die Poeſie, die die Abbilder der Dinge unſerm Wunſche gemäß erſcheinen läßt, iſt etwas Göttliches. Das erkannten die edlen Geiſter des Altertums und verehrten in den Dichtern Heilige. Ehre und Liebe dieſen Vermittlern des Göttlichen! Schaffen wir ihnen ein Denkmal, dauernder als Erz, in unſern Herzen!

III. 7. Quid fles, Asterie

Treue um Treue.

ADHUC INTEGER

In dem voraufgegangenen Römerodencyklus haben wir gesehen, wie Horaz die höchsten Güter der Menschheit als Dichter zu lehren vermag. Nun ist über die großartigen Gemälde der Vorhang gefallen, andere, leichtere Bilder, Scenen des Liebeslebens in Leid und Lust stellt uns der Dichter zum Anschauen und Bewundern aus. Nicht immer kann man Tragödien genießen, das Gemüt will sich auch an den lieblichen Bildern der Freude erlaben. So wenden wir uns denn diesem freundlichen Liede von Liebe und Treue und teilnehmender Freundschaft zu. Tröstend, ermutigend, warnend spricht der Dichter zu einem schönen Mädchen mit dem holden Namen Asterie, zu deutsch Sternenmaid. Tränen trüben die klaren Augen, Tränen um den Geliebten, den das Toben brausender Winterstürme wider Willen in der Ferne festhält. Er weilt in dem Hause einer Frau, die ihn mit allen Mitteln zu gewinnen trachtet; sie läßt ihm Geschichten erzählen, die ihn sündigen lehren sollen. Und er kann nicht von hinnen, denn die Stürme rasen auf dem Meere und verwehren die Schiffahrt. Wie eine Phädra, eine Hippolyte, eine Anteia verfolgt die Buhlerin den keuschen Jüngling und droht ihm Verderben, wie eines jener treulosen Weiber, die zur Verleumdung griffen, als sich verschmähte Liebe in Haß wandelte. Aber er steht fest in der Versuchung wie ein Fels im Meer und verzehrt sich in Sehnsucht nach seinem Sterne. Aber noch von anderer Seite drohen dem Liebespaare Gefahren. Auch Asterie wird bestürmt. Sei auf deiner Hut! warnt der treue Eckart. Dein Nachbar, der süße Lieder vor deinem Fenster

ſingt, iſt ein eleganter Courmacher, der einem Mädchen wohl gefährlich werden kann, ein flotter Reiter, ein kühner Schwimmer. Nimm dich in acht! Sei auf der Hut! Treue um Treue! Denke an den Geliebten in der Ferne, der ſich in ſchlafloſen Nächten nach dir bangt, den dir der Frühling wiederbringen wird, mit Schätzen reich beladen. Der Gedanke an ihn ſtärke dich in jeder Verſuchung.

Wir ſehen alſo folgende Gruppe vor uns: ein Liebespaar, durch des Schickſals Ungunſt lange getrennt, beide Liebende in Sehnſucht ſich verzehrend. Auf jeder Seite eine böſe Macht, die das Herzensbündnis in eigennütziger Abſicht zu zerreißen ſtrebt, zwiſchen ihnen der befreundete Dichter, bemüht, die Liebenden zu tröſten und zu ſtützen. Wie leicht kommt die Liebe jugendlicher Herzen in Gefahr, wenn lange Trennung zwiſchen ihnen liegt und verführeriſche Kräfte ungeſtört ſpielen! Da iſt ein erfahrener, treuer Freund ein Retter in der Not, der alles hinwegräumt, was ſich zwiſchen den jungen Herzen auftürmt, um das Glück der Liebe zu ſtören.

Dem Dichter ſelbſt hat das Glück treuer Liebe bis zum Tode nicht gelächelt, aber auch in der treuen Wacht über der Freunde Glück liegt Seligkeit.

Eine Fülle von Wohllaut liegt in dieſem Liede, das ganz beſonders ſtimmungsvoll genannt zu werden verdient.

III. 8. Martiis caelebs quid agam Kalendis

Eine Gedächtnisfeier.

HIC DIES ANNO REDEUNTE FESTUS

Wie freute sich der sorgenfreie Dichter, wenn er einmal Mäcenas, dem sorgenbelasteten Staatsmann, einige sorgenfreie Stunden bereiten konnte! Wie freute er sich, wenn er den ihm über alles teueren Freund einmal bei sich haben konnte ohne lästige Zuschauer, ohne den Zwang der Etikette, ohne Prunk und Pracht, so recht gemütlich bei einem Becher Wein und traulichen Gesprächen! Heute blüht ihm eine solche Freude. Sein hoher Gönner tritt, der Einladung folgend, ein und betrachtet das wunderliche Beginnen des kleinen, runden Musen- und Bacchuspriesters, wie er geschäftig um den mit Rasen bedeckten Altar sich zu schaffen macht, wie er die Weihrauchpfanne schwingt und Blumen streut. Und das alles heute, am ersten März? Am Ehrentag der Geburtsgöttin? Das ist doch kein Fest für einsame Hageſtolze? — Horaz lächelt seinen hohen Gast pfiffig an: Du furchtbar gescheiter Mann, der du die ganze Schulweisheit beider Sprachen intus hast, was mit mir heute los ist, weißt du doch nicht. Gerade darum, weil ganz besonders an einem solchen Familienfesttage dem Junggesellen öde zu Mute ist, habe ich mir den liebsten Freund eingeladen. Und wie die Männer an diesem Tage ihre bessern Hälften beschenken, so habe ich dich, meine bessere Hälfte, meinen alter ego, zu mir gebeten, um dich — und bei diesen Worten überreicht ihm Horaz unser köstliches Gedichtlein — mit einem Geschenke, wie du es liebst, zu überraschen. Auch haben wir eine iusta causa bibendi. Ist doch gerade ein Jahr verstrichen seit dem vermaledeiten Baumsturz.

Heraus denn mit dem wohlverpichten Kork aus dem Halſe dieſes Kruges, der ſich in Rauch ſatt getrunken hat ſeit dem Konſulat des Tullus! Hundert Becher ſollſt du leeren auf das Wohl deines geretteten Freundes! Die Lampen ſollen bis zum hellen Morgen wachen; wir wollen uns einmal unſer ſelbſt erfreuen ohne den lärmenden Unfug großer Feſte! Aber ſei mir auch recht fröhlich, laß all die unnötigen Sorgen der hohen Politik daheim. Deine diplomatiſche Tätigkeit iſt von den beſten Erfolgen begleitet: der Dacier beſiegt, der Parther in Zwietracht, der Cantabrer, der alte Schadenſtifter, unterjocht, der Scythe auf der Flucht. So ſei denn heute einmal ſorglos heiter, genieße deine unabhängige Stellung,

Vertreib den Ernſt und nimm mit frohem Sinn
Die flücht'ge Gunſt des Augenblickes hin.

Wir kennen ſchon Horaz als Meiſter in der Kunſt, ſeinen einfachen Gaben durch perſönliche Beziehung in ſeiner Weiſe einen gewiſſen Wert zu verleihen. So datiert er hier Mäcenas gegenüber den Krug aus dem Konſulatsjahr des Tullus, d. h. aus dem Jahre, in dem er das Sabinergütchen von ſeinem hohen Gönner geſchenkt erhielt. Der Wein in dieſem Kruge iſt alſo der erſte Jahrgang, den Horaz eigenhändig eingekeltert hat auf ſeinem kleinen Eigentum, das er dem verdankt, dem er den Wein kredenzt.

Der feierliche Ton der Ode, in den manches Scherzwort hineinklingt, die luſtige Veranlaſſung des Feſtes, die Beſtimmung des Gedichtes, das gemütliche tête-à-tête, die Liebe und Sorge um den geliebten Freund, die überall hervorbricht, alles dieſes verleiht dieſem Liede einen Zauber, der herzerfreuend und gemüterwärmend wirkt.

III. 9. Donec gratus eram tibi

Ein Schmoll- und Versöhnungsduett.

QUID, SI PRISCA REDIT VENUS

Die Königin der Oden! Süßer als Ambrosia und Nektar nach Scaliger, der lieber Dichter solcher Oden als König von ganz Aragonien sein wollte. In kunstvoller Form eine Fülle des Liebeslebens! Da ist nichts Gemachtes, nichts Erdachtes. Das ist der liebende Horaz, das ist die Herzenskönigin, diese untreue, ausgescholtene, verketzerte, verhöhnte und — so heiß geliebte Lydia, Lydia multi nominis, die ihm so viel Leid bereitet, die ihn seliger gemacht, als der Perserkönig es je gewesen. Mag er Grund zu seiner flammenden Eifersucht gehabt haben, — jetzt beherrscht ihn nur ein Gedanke: zurück zu ihr! Versöhnung! Aber wie das anfangen? Sie bitten, wieder gut zu sein? Unmöglich! Aber ihr sagen, daß die Zeit ihrer Liebe schön war, das durfte er, ohne sich viel zu vergeben; so hebt er denn an:

Als ich, noch geliebt von dir,
Zärtlich an mein Herz dich drückte,
Tauscht' ich, der allein Beglückte,
Persiens Krone nicht dafür.

(Übers. v. Günther.)

Diese warmen Worte der Sehnsucht nach Versöhnung machen Eindruck. Auch Lydia ist einer Versöhnung geneigt; aber schlau genug, ihm keinen Schritt weiter entgegenzukommen als er ihr, erwidert sie deshalb auch nur: ja, es war recht schön:

Als an mir dein Herz nur hing,
Die blonde Chloë mir mußt' weichen,
Wähnt' ich, mir sich zu vergleichen,
Sei Roms Ilia zu gering.

(Übers. nach Günther.)

Nun versucht er es mit der Eifersucht:

Jetzt hält Chloë mich umstrickt,
Lieblich singt sie, spielt die Zither,
Nimmer ist der Tod mir bitter,
Weiß ich sie durch ihn beglückt.

(Übers. nach Günther.)

Sie aber durchschaut die Spiegelfechterei mitsamt ihrem Zweck und zahlt ihm mit der gleichen Münze, nur reichlicher:

Calais entflammt mein Herz,
Liebe glüht aus ſeinem Blicke;
Gern, ſchont ihn des Todes Tücke,
Leid' ich zwiefach Todesſchmerz!

(Überſ. nach Günther.)

Die ſchnippiſche Abweiſung hat ihren Zweck erfüllt. Es bleibt ihm nichts übrig, als die ſo lange mit Mühe zurückgehaltene Bitte, wieder gut zu ſein, auszuſprechen; zögernd und ſchüchtern tut er es:

Wie, wenn alter Liebe Glück
Nun vereinte, die ſich fliehen?
Wenn ich Chloë ließe ziehen,
Du Verſtoßne kämſt zurück?

(Überſ. v. Günther-Menge.)

Voll und innig, wenn auch mit übermütig neckiſchem Hiebe, ſagt ſie zu:

Wild wie Wellen ſcheinſt du mir,
Leicht wie Kork; dem Glanz der Sterne
Gleichet jener. — Doch wie gerne
Leb' ich, ſterb' ich nur mit dir!

(Überſ. von Scheffler.)

Der Hauptreiz dieſer Ode iſt die dramatiſche Anlage in der Form eines Duetts und die einfache und dabei kunſtvolle Gliederung in drei Strophenpaaren, auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezüglich, von denen die zweite ſtets der erſten in Gedanken und ſprachlicher Form entſpricht, doch zugleich im Ausdruck ſie überbietet.

Wie ſchade, daß den Ton dieſes köſtlichen Wechſelliedes keine der unendlich vielen Überſetzungen auch nur annähernd wiederzugeben vermag!

Hoch intereſſant iſt die Sammlung von dreißig teils deutſchen, teils fremdſprachlichen Bearbeitungen unſerer Horaziſchen Perle in Immelmanns »Donec gratus eram tibi«. Die älteſte deutſche ſtammt aus d. J. 1618. Unter den fremdſprachlichen finden ſich Überſetzungen von Molière, Rouſſeau, Bulwer und eine in merkwürdigem Altgriechiſch gehaltene von einem rätſelhaften Benitos. Das hübſche Schriftchen, ſagt Häußner, iſt ein intereſſanter Beitrag für die Geſchichte nicht nur der Überſetzungskunſt, ſondern auch des äſthetiſchen Geſchmackes.

III. 10. Extremum Tanain si biberes, Lyce

Ständchen.

INGRATAM VENERI PONE SUPERBIAM

Grimmige Kälte; sternklare Nacht; ein wütender Nordwind durchtobt die menschenleeren Straßen Roms, durchheult die Säulenhallen der prächtigen Paläste, daß die Bäume der Innenhöfe ächzen und stöhnen. Vor der verschlossenen Tür eines solchen Prachtbaues steht der Dichter, singt starrend vor Frost seiner Angebeteten ein Werbelied und begehrt Einlaß. Sie aber, eine verheiratete Dame, ist unerbittlich. Alle Mittel werden aufgeboten: zuerst versucht es der amoroso mit dem Mitleid:

Wenn du wohntest in des Donstroms abgelegensten Gefilden
Als die Gattin eines Scythen, eines eifersücht'gen, wilden,
Und ich läg' an deiner Schwelle, Lyce, starr von Schnee und Eis:
Jammern würde meine Not dich, gäbst mich nicht dem Wetter preis.

Hörst du, wie die Türen knarren, von des Sturmes Faust gerüttelt?
Wie der Park, die Windsbraut grüßend, die entlaubten Wipfel schüttelt?
Hörst du, wie der Schnee, der ringsum Erd' und Baum und Strauch beschwert,
Bei dem wolkenlosen Himmel sich in lauter Eis verkehrt?

(Übers. v. Edm. Bartsch.)

Als keine Spur von Mitleid sich in ihr regt, versucht er es mit Hohn: „Was zierst du dich? Du eine Tyrrhenerin und keusch? Das ist ja Unsinn! Auch geht dir dein Gatte mit dem besten Beispiel voran. Vielleicht tut es dir einmal leid, mich so abgewiesen zu haben. Allzu scharf macht schartig." Auch das wirkt nicht. Da droht der Arme: „Nun, dann laß ab von mir (parcas), reize mich nicht länger durch deine Koketterieen, du grausame Schöne,

ich habe es ſatt, an deinem Triumphwagen zu ziehen. (Proſchberger.) Bald werde ich nicht mehr vor deiner Tür ſchmachten,

> Denn ich werde hier, o Lyce, ganz gewiß, du wirſt es ſehn,
> Nicht in Schnee und Kälte harrend, ewig vor der Türe ſtehn.
>
> (Überſ. v. Edm. Bartſch.)

Und Lyce? Jetzt iſt ſie noch taub ſolchem Liebeswerben, rächt ſich für die Untreue ihres Gatten nur dadurch, daß ſie ſich mit einem Hofſtaat von Anbetern umgibt und mit dieſen kokettiert, ohne einem ihre beſondere Gunſt zuzuwenden, ſo daß es nicht wundernehmen darf, wenn Horaz, hierdurch gereizt, ſeiner verbitterten Stimmung in obigem nicht gerade zarten Ständchen Luft macht. Doch es ſollte anders werden. Aus IV. 13 ſehen wir, daß Horaz ſein Ziel erreicht hat.

III. 11. Mercuri, nam te docilis magistro Movit Amphion.

Ein kaltes Herz.

AUDIAT LYDE SCELUS ATQUE NOTAS
VIRGINUM POENAS

Horaz ist verliebt, sehr verliebt in eine frische, wilde, kleine Dirne, die wie ein junges, unbändiges Füllen herumspringt und vor jeder Berührung ausreißt, die nichts von Liebe wissen will, die so hart und grausam ist wie — ja, wie die Danaiden, so übertreibt Horaz in seinem Scherze: diese gewannen es über sich, ihre treuen Gatten kalten Blutes abzuschlachten; so würdest auch du, Lyde, scherzt der Dichter, kalten Blutes mich töten, ja, du tötest mich schon mit deiner Hartherzigkeit, ich muß ja, wenn du mich nicht erhörst, vor Liebe umkommen. Aber nimm dich in acht, nimm dir ein Beispiel an jenen unnatürlichen Weibern, ich werde dir singen, wie es ihnen ging. Und nun schlägt der Dichter in seiner schalkhaften Art einen pathetischen Ton an, als ob es gelte, das Höchste, das Beste und Schönste in einem feierlichen Hymnus zu besingen: Du Meisterin im Gesange, wohlan, du Laute, die du, früher nur eine verachtete Schildkrötenschale, jetzt Menschen und Göttern eine Freundin bist, singe der grausamen Lyde ein Lied. Du hast Tiger und Wälder bezaubert, stürzende Waldbäche gehemmt, mit deinen Schmeicheltönen selbst den Cerberus gebändigt, du wirst auch meine Lyde bändigen. Meine? Sie ist es noch nicht, wird's aber werden, wenn sie hört, welch trostlose Strafe die Danaiden für ihre fluchwürdige Grausamkeit getroffen hat, sie wird der einen von den vielen nachahmen, „einer für ewige Zeiten rühmenswerten Jungfrau", die ganz ihrem Geliebten gehörte, die in treuer Liebe ihr Leben hingab, um das seinige zu retten.

Das Gedicht ist viel getadelt worden, aber nur weil man der komischen Ader unseres Dichters zu wenig Rechnung getragen hat.

III. 12. Miserarum est

Armes Mädchen!

TIBI QUALUM CYTHEREAE PUER ALES AUFERT

Eine Spielerei! Um zu beweiſen, daß er in allen metriſchen Sätteln gerecht iſt, hat Horaz für dieſes kleine Scherzgedicht die ioniſchen Weiſen des Anakreon gewählt und will in Anlehnung an das Gedicht ἔμε δείλαν, ἔμε παισᾶν κακοτάτων πεδέχοισαν ſeines verehrten Ideals Alkaios es einmal mit ein paar Dutzend dieſer ſeltſamen Takte probieren: 4×10 hat er zuſammengebunden zu einem einzigen logiſchen und muſikaliſchen Satze. Man leſe ſie ohne Pauſe, allegro, Raſchwalzertakt, mit einem kräftigen Atemzuge, und die beabſichtigte komiſche Wirkung der ergötzlich-kläglichen Weiſe wird nicht ausbleiben.

Dieſe neckiſch-ſchelmiſche Form birgt einen neckiſch-ſchelmiſchen Inhalt: ein Wandbild in Pompeji zeigt uns einen Eros, wie er der Leda den Wollkorb wegträgt. So ſtiehlt auch in unſerm Liedlein der geflügelte Sohn der Venus der verliebten Neobule den Wollkorb. Sie ſoll arbeiten, aber ihre Ruh' iſt hin, ihr Herz iſt ſchwer, ſie findet ſie nimmer und nimmermehr; all ihr Sinnen wird beherrſcht von Hebrus; ſeit ſie ihn geſehen, ihn, der aus Lipara, der Glanzſtadt, ſtammt, iſt ſie für alles andere wie geblendet, ſieht ſie ihn allein, wohin ſie auch blickt; wie im wachen Traum ſchwebt ſein Bild ihr vor, taucht aus tiefſtem Dunkel heller nur empor, bald wie ſeine ölgeſalbten Schultern auftauchen im Schwimmbad des Tiber, bald wie er mit feſtem Schenkeldruck auf wildem Roſſe dahinjagt, ſie ſieht ihn, die ſtrotzenden Muskeln geſpannt, im männlichen Wettkampfe auf dem Marsfeld, ſieht ihn dem Hirſch nachjagen in den Wäldern, den wilden Eber abfangen.

Gern möchte ſie hin zu ihm, gern möchte ſie bei Spiel und Wein den Freuden der Liebe nachgehen, aber ein ſtrenger Oheim hält ſie — gottlob! — etwas kurz. Armes Mädchen! ſpottet in gutmütigem Scherze Horaz.

Benutzt iſt ein Motiv der Sappho:

Ach, ſüße Mutter,
Ich kann nicht weben;
Vor Sehnſucht nach ihm
Meine Pulſe erbeben.

Der Gedanke an ihn
Verſcheucht mir die Ruh',
O grauſame Venus,
Wie mächtig biſt du!

III. 13. O fons Bandusiae

Quellenweihe.

FIES NOBILIUM TU QUOQUE FONTIUM

Ein kleines Gedicht, aber übergoſſen mit der ganzen Anmut des Dichters, verfaßt am 12. Oktober, am Vortage des Quellenfeſtes, der fontanalia. Eduard Bürgers ſchöne Nachbildung der Horaziſchen Ode in Form eines Sonetts mit einigen Änderungen (zumeiſt nach Menge) lautet:

O Born Banduſias, wie Kriſtall ſo helle,
Du ſüßen Weins und duft'ger Blumen wert,
Für morgen iſt ein Böcklein dir beſchert;
Mit rotem Blut ſoll's färben deine Welle:

Umſonſt zu Brunſt und Kampf ihm Hörnchen ſchwellen,
Dem luſt'gen Sprößling aus der Ziegenherd'! —
Des Hundsſterns Hitze läßt dich unverſehrt;
Die Lämmer nahen deiner Flut, der hellen;

Die Stiere kommen, Kühlung zu erreichen,
Wenn von dem ſchweren Pfluge ſie ermatten.
Auch du wirſt nun berühmt ſein, denn beſingen

Soll dich mein Lied, ſamt jenen hohen Eichen,
Die deine Felſengrotte überſchatten,
Woher geſchwätzig deine Waſſer ſpringen.

Banduſia nennt der Dichter die kriſtallreine Quelle, die geſchwätzig ſchnell aus einer mit Eichen beſtandenen Grotte hervormurmelt. Er ſteht zu ihr in einem religiöſen Verhältnis, er verehrt und liebt ſie, dankbar für die Kühle und die Labung, die ſie ſeinem Vieh und ihm, dem Herrn, ſpendet; dafür ſoll ihr ein ?

Böckchen geopfert werden, das er mit Intereſſe beſchreibt; es iſt ihm nicht zu teuer für die geliebte, ihm heilige Quelle. Seiner Verehrung und Dankbarkeit will er durch dies anmutige Lied Ausdruck geben, das ihr Unſterblichkeit leihen ſoll und geliehen hat. Dieſe naive Freude an der Quellenſchönheit ohne Beimiſchung eines Gefühls von Sentimentalität iſt echt antik.

Um den Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Dichtung hervorzuheben, ſtellt Hermann Meier neben das Horaziſche folgendes Gedicht Höltys:

Wie Banduſiens Quell, rauſche der Enkelin
Deine Liſpel, o Bach; tanze der Horchenden
Silberblickend vorüber;
Grünt, ihr Erlen des Ufers, ihr!

Dein Gemurmel, das leis über die Kieſel hüpft,
Euer zitterndes Laub, duftende Freundinnen,
Gießt ein lindes Erbeben
Durch die Saiten der Seele mir.

Hier, auf ſchwellendem Moos, horch' ich der Nachtigall,
Die hier liebender klagt, horche dem Schilfgeräuſch
Und dem Plätſchern des Aales,
Der im Schatten der Erle ſchwebt.

Und ein magiſcher Hain ſäuſelt um mich empor,
Eine Hütte darin winkt mir, mit Wein umrankt,
Und ein freundliches Mädchen
Hüpft durch Blumen und lächelt mir.

Von des ſinkenden Tags Golde gerötet, ſäumt
Hinter Roſen ſie her, eilet und küßt mich ſanft;
Fleucht und lächelt und birgt ſich
Wieder hinter dem Roſenbuſch.

Weil, ich fliege dir nach! Warum entfloheſt du?
Plötzlich liſpelt der Strauch; Himmel! ſie bebt hervor,
Und es ſchüttet der Strauch ihr
Einen Regen von Blüten nach.

Höltys Gedicht iſt nicht der Ausdruck andächtiger Verehrung für die Wohltaten, die die Quelle bietet; im Vordergrunde ſteht ſeine Perſon, er reflektiert über den Eindruck, den das leiſe Gemurmel der Quelle und das Zittern des Laubes ihrer Freundinnen, der Erlen des Ufers, auf ihn macht, fühlt, daß ein lindes Erbeben

durch die Saiten seiner Seele zieht, und auf diese Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Horaz verhält sich künstlerisch objektiv, Hölty subjektiv, sein Liebesleben in der Natur ist ein sentimentales Idyll. Hermann Meier stellt noch daneben Goethe-Werthers (Erstes Buch, am 12. Mai) Brunnenschilderung, eine sentimentale Elegie, recht charakteristisch für die Empfindungsweise des modernen Menschen: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die ringsumher den Platz bedecken, die Kühle des Ortes, das hat alles" — so was Herzerfreuendes, würde der antike Dichter sagen, — „so was Anzügliches, Schauerliches", (Nixen, Melusine, Kühleborn, Undine!) sagt der sentimentale Dichter. Man unterscheidet deutlich beim Vergleich und Genuß dieser drei Dichtungen das allgemeine menschliche Interesse, das Interesse des antiken und das des modernen Menschen und gewinnt durch Vergleichung dieser drei Gedichte die wichtigen, der Ästhetik angehörigen Begriffe der naiven und der sentimentalen, sowie als Unterabteilung der letzteren, der elegischen und der idyllischen Naturauffassung. Eine interessante Parallele bietet auch der Vergleich des Horazischen Liedes mit Goethes „Fischer", um den Unterschied zwischen naiver und sentimentaler Empfindung begreifen zu lassen. Trotzdem hat Schiller recht, wenn er in seinem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung Horaz als den Dichter eines kultivierten und verdorbenen Weltalters, der die ruhige Glückseligkeit seines Tibur preist, den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennt und ihn in derselben für ein noch nicht übertroffenes Muster erklärt. Auffallend ist es, daß Schiller an dieser Stelle den empfindsamen Tibull vergißt, der mehr als alle andern römischen Dichter des Gegensatzes zwischen Natur und Kunst sich bewußt ist und die Freuden eines zurückgezogenen, ungestörten Naturgenusses gepriesen hat mit einer Innigkeit und Wahrheit, wie kein anderer vor ihm, und doch ist von einem „Mitfühlen", einem Versenken in die Naturstimmung keine Rede;

plaſtiſche Gebilde treten uns vor Augen, nicht maleriſche wie bei den Modernen; die ſinnlichen Genüſſe, die das Leben in einer reich geſegneten ländlichen Gegend bietet, werden vorzugsweiſe verherrlicht. Von dem divitias alius fulvo sibi congerat auro bis zu Lenaus „drüben geht die Sonne ſcheiden“ welch ein Schritt!

Als Rückert bei ſeinem Aufenthalt in Italien der Banduſia ſeinen Beſuch abſtattete, gab er ſeinem Erſtaunen über die „dürftige Quelle hinten im Sabinerland“ in folgenden Verſen Ausdruck:

Im Horatius eine Stelle
Las ich, wo viel ſchöner ſtand
Alles, als ich hier es fand!

Wir, die wir unſern Horaz beſſer kennen, ſind darüber nicht erſtaunt: wir wiſſen, wie der Dichter auch in der Behandlung eines geringen Stoffes eine Welt von Schönheit in uns aufgehen laſſen kann. Und wie er ſie uns gibt, ſo fühlt er ſie. Da iſt nichts Erkünſteltes, nichts Gemachtes. Sein Herz iſt voll von ſeinem Sabinum; gerade die ſchmuckloſe Einfachheit ſeines kleinen Landſitzes liebt er, aus dem Getöſe und dem giftigen Brodem der Großſtadt rettet er ſich gern in ſein idylliſches Dorado voll ländlicher Stille, wo alles und jedes, ſelbſt das Kleinſte für ihn Bedeutung hat. Er ſtudiert die Reize ſeines Sabinums wie ein Verliebter die Reize ſeiner Geliebten, für die andere nicht zu ſchwärmen verſtehen, entdeckt, ein wahrer Künſtler im Genuſſe der einfachen Wonnen ſeines Landaufenthaltes, immer Neues, was ihn entzückt. Und wir lieben ihn darum.

III. 14. Herculis ritu modo dictus

Heil dir im Siegerkranz!

HIC DIES VERE MIHI FESTUS

Welch ein Jubel in der Reichshauptstadt, als der deutsche Kaiser in dem glorreichen Jahre 1871 seinen Einzug hielt! Mit welcher Sorge hatte man den geliebten Herrscher scheiden sehen! Der Lorbeer, der in dem gewaltigen Kriege zu gewinnen war, konnte viel Blut kosten, große Opfer heischen. Das stolze Heer erweckte Vertrauen, der gefährliche Feind, der überschätzte, Besorgnis. Und als nun alles so herrlich, so über alle Erwartungen glücklich geendet hatte, da zog die treue Gattin diesem „einzigen Gemahl" jubelnd entgegen, da empfingen ihn festlich geschmückte Scharen von Kindern und Jungfrauen. Alles grüßte, jauchzte, segnete diesen Tag. Und dann, nachdem der festliche Teil der Feier beendet war, machte sich die Freude auch in recht ausgelassener Weise Luft, bei festlichen Gelagen, bei Sang und Wein. Ähnlich lagen die Verhältnisse, die unseren Dichter zu diesem freudigen Einzugsliede anregten. Mehrere Jahre war der geliebte Herrscher fern im schönen Spanien gewesen, nicht zu Lust und Scherz, sondern um das Reich zu sichern gegen den immer wieder rebellierenden Feind im äußersten Nordwesten. Tückische Krankheit hatte ihn niedergeworfen; die bange Sorge um sein Leben hatte jede freudige Regung niedergedrückt. Und nun war er wieder da und hielt seinen Einzug in die jubelnde Stadt.

O Rom, dein Kaiser kehrt im Siegesglanz,
Von Spaniens Küsten dir zurückgegeben,
Der, wie wir fürchteten, den Lorbeerkranz
Gleich Herkules erkauft mit seinem Leben!
(Übers. nach Günther.)

So beschäftigt denn den Dichter erst die offizielle Feier, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten wiederholt; ihre besondere Weihe erhielt sie dadurch, daß die Gemahlin des Kaisers ihm feierlich entgegenzog; ihr schlossen sich die Mütter an, um ihre geretteten Söhne zu begrüßen. Zu diesem Festzuge gehörten auch Chöre von Jungfrauen und reiferen Knaben, keusch und rein an Leib und Seele. Welche Hoffnungen erweckt, welche stolzen patriotischen Gefühle nährt solch ein Tag!

Und nachdem der öffentliche Teil der großen Feier sein Ende erreicht hatte, ging es bei festlichen Gelagen lustig, oft mehr als lustig zu. Wer hätte der Freude an solch einem Tage wehren wollen? Einen alten Krug herbei, ruft Horaz, aus des Aufruhrs Tagen, als die Sklavenbanden Italien, namentlich das Weinland Campanien ausplünderten! Der Zecher Spartacus wird wohl noch manchen unentdeckt gelassen haben. Auch die schöne Neära soll mit ihrer Zither kommen. Ziert sie sich und macht viele Umstände, na, dann eine andere. Nur keinen Lärm deshalb. Wir sind bereits in gesetzten Lebensjahren. Ja früher, so anno 23 unserer Jugendblüte, hätten wir uns das nicht gefallen lassen.

So gliedert sich das Erinnerungslied nach einer Eingangsstrophe in zwei Hälften, die die Feier des Festes nach seiner offiziellen und nach seiner intimen Seite hin skizzieren.

Als treuer Sohn seines Vaterlandes begleitet der Dichter mit seinem Sange des Lebens wechselvolles Spiel. Den freudigen Gefühlen seines Herzens hat er bei dieser Gelegenheit ungekünstelten und ungeschminkten Ausdruck verliehen und damit in schöner Form zugleich verewigt, was die Besten seiner Zeit gedacht und gefühlt.

III. 15. Uxor pauperis Ibyci

An eine alte Kokette.

NON, SI QUID PHOLOEN SATIS
ET TE, CHLORI, DECET

Die Purpurblüte der Rosen, das Spiel der rehschlanken Tochter, die wie Sterne schimmernden Jungfrauen — das sind poetische Lichtblicke in diesem unschönen Bilde von der Mutter, einer alten Buhlerin, die unter den jungen Mädchen jedes Anstandsgefühles bar herumkokettiert. Zu Hause größte Dürftigkeit, der Webstuhl verlassen, Mutter und Tochter in üppiger Leichtfertigkeit wetteifernd. Üppigkeit im Alter, sagt der Verfasser der Pflichtenlehre, ist das allergarstigste. Kommt dazu noch Unmäßigkeit der Begierden hinzu, so ist das Übel zweifach: das Alter schändet sich und macht die zügellose Jugend schamloser (Luxuria vero cum omni aetati turpis tum senectuti foedissima est. Sin autem etiam libidinum intemperantia accessit, duplex malum est, quod et ipsa senectus dedecus concipit et facit adulescentium impudentiorem intemperantiam. Cic. de off. I. 123.) Der sittliche Ernst des Dichters versöhnt uns mit dem unschönen Bilde.

Ähnliche Skizzen hat Neidhart von Reuental in der mittelhochdeutschen Zeit mit viel Behagen entworfen.

III. 16. Inclusam Danaen turris ahenea.

Macht des Goldes.

CRESCENTEM SEQUITUR CURA PECUNIAM

Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles! Qui caret nummis, was hilft's, daß er fromm ist? Ja, das Gold regiert die Welt. Hat man nicht auch Gold daneben, kann man nicht recht glücklich sein — und wie all die zahllosen Lieder lauten, die die Herrschaft des goldenen Metalls mit Lust oder Unlust anerkennen. Nur wenigen ist das Gold Chimäre.

Diese Allmacht des Goldes wird in großem Stile im ersten Teile unseres Gedichts besungen. Schon in dem Mythus von der Danae erscheint dem Dichter diese Allmacht deutlich ausgeprägt, gegen die nicht Schloß, nicht Riegel, nicht menschliche, nicht tierische Wächter etwas vermögen. Der frommen, alten Zeit lag diese rationalistische Deutung fern; vielmehr ist es der Himmelsgott Zeus, dessen Lichtstrahl durch das finstere Gewölbe zu der Gefangenen dringt. Aber seit den Zeiten der Stoiker war es Mode geworden, die Mythen der Vorzeit allegorisch zu nehmen. Einer solchen Auslegung des goldenen Regens begegnen wir schon in einem allerdings vielleicht unechten Euripidesfragment, und so folgt jedenfalls Horaz in der Behandlung des Danaemärchens nur den malitiösen, aber nahe liegenden Insinuationen zahlreicher Vorgänger. Der goldene Regen, der durch das Gewölbe dringt, was kann er anders bedeuten als die Kraft des blinkenden Metalls, dessen Glanz die Wächter und selbst die Jungfrau blendet? Ja, das Gold nimmt gar gern seinen Weg mitten durch die Reihen der Trabanten und durchbricht Felsenmauern mit noch gewaltigerer Kraft als der flammende Blitzstrahl. Groß ist die Macht dieses gleißenden Metalls, aber wie oft verderblich, unheilvoll! Sage und Geschichte beweisen es. Man denke an den Fall des Amphiaraus, herbeigeführt durch seine Gemahlin Eriphyle, die für ein goldenes

Halsband zur Verräterin an ihrem Gatten wurde und darum durch die Hand ihres Sohnes fiel; man denke an Philipp von Macedonien und das Orakel

Ἀργυρέαις λόγχαισι μάχου καὶ πάντα κρατήσεις
Kämpfe mit silbernen Lanzen, so wirst du alles besiegen,

und die goldbeladenen Esel, die über die höchsten Festungsmauern stiegen. Aus der zeitgenössischen Geschichte weist der Dichter auf einen berüchtigten Flottenführer des jüngeren Pompejus hin. Ja, das Gold regiert die Welt! Aber mit der Vermehrung dieses Giftpilzes stellt sich die Unruhe des Herzens ein und der Hunger nach Macht und Ehre. — Dies der allgemeine Teil; von hier ab Anwendung der ausgeführten Gedanken auf des Dichters eigene Verhältnisse: Ich habe, sagt er, ein Grauen davor, meinen Scheitel allen weithin sichtbar zu erheben. So bist auch du gesonnen, mein hoher Gönner Mäcenas, hast die Würde eines Senators bescheiden ausgeschlagen. Je mehr man sich von den irdischen Gütern lossagt, fährt er dann fort mit reizender Verwendung stoischer Lehren, desto reicheren Segen wird man von der Götter Huld erhalten; dieser Segen ist die Zufriedenheit. Mit sichtbarer Liebe malt nun Horaz sein kleines Sorgenfrei, was es ihm versagt und was es bietet. Die Hauptsache ist: die Not, die des Lebens Blüten abstreift, — sie kennt er nicht. Sein Freund würde mehr geben, wenn er wollte. Er stellt dies Verlangen nicht. Bezähme deine Begierde nach mehr, schränke dich ein! Der Bedürfnisslose entbehrt nichts, nur er lebt glücklich, weil zufrieden. Ein schönes Glaubensbekenntnis gegenüber dem die Zeit beherrschenden Materialismus.

Der Dichter blickt kundigen Auges in die Vergangenheit, schaut um sich in die Gegenwart und findet König Mammon überall knechtisch verehrt, sein Gold gibt Ehre und Ansehen. Auch Glück? Nimmermehr! Denn wer in jenen Gütern sein Glück sucht, wird nie beseligende Ruhe finden: hat der Mensch eine beneidete Stufe erreicht, so reizt ihn bald eine höhere, ihr wird er zustreben mit Hintansetzung alles dessen, was ihm heilig und teuer sein sollte, zu ihr wird er sich empordrängen, — bis er stürzt. Mit energischem Pinsel hat uns G. Rochegrosse dieses Drängen und Ringen der Menschheit in seinem ergreifenden Gemälde la course

au bonheur vor Augen gestellt: Eine bunte Menge jedweden Alters, jedweder Lebensstellung, Männer, Mädchen, Greise, Arbeiter, Herren in Frack und weißer Binde, alte Weiber, Damen in den vornehmsten Toiletten sehen wir in wildem Durcheinander dem sonnenbeschienenen Gipfel eines Berges zustürmen. Schon von fern strecken alle ihre Arme nach dem dort geglaubten Glücke aus. Die meisten werden schon auf dem Wege dorthin beiseite gestoßen, zu Boden geworfen, sinken ermüdet von dem heißen Ringen ohnmächtig nieder, werden zertreten, und über sie weg rast weiter die wilde Jagd nach dem Glück. Die wenigen, die oben ankommen, greifen mit krampfhaft ausgespannten Händen in ein — Nichts, um dann, von den Nachdrängenden gestoßen, in die bodenlose Tiefe zu stürzen. Ein ergreifendes Bild! Es spricht dieselbe kräftige Sprache wie unser Gedicht: bezähme den Trieb nach den Gütern der Erde, sei zufrieden mit dem, was du hast, und du wirst dich glücklich fühlen. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Der Dichter spricht in dieser Ode mehr als sonst von seiner Person, seinem Entsagen, seinem Verhältnis zu Mäcenas, der auch zu entsagen wußte, der, zwar nur Ritter, trotzdem mehr zu bedeuten hatte als ein paar Dutzend Senatoren zusammengenommen. Den Anstoß dazu haben wohl Stimmen aus dem Publikum gegeben, die dem Verhältnis des Dichters zu dem Staatsmanne ihre eigenen unlauteren Gedanken unterlegten. Sie bildeten sich ein, daß Horaz seine Freundschaft mit dem reichen und vielvermögenden Staatsmanne in unwürdiger Weise ausnütze. Diese Insinuationen regten ihn an zu einem poetischen Bilde von der Macht des Goldes im Leben und im Reiche des Dichters; dort ist das Metall allmächtig, an den Grenzen des Dichterreiches findet es die Grenzen seiner Macht, hier wird es zur Chimäre. So erhebt sich des Dichters Schöpfung, durch das Leben angeregt, über Zeit und Raum, bis sie in den Regionen schweben bleibt, zu denen die Menschenkinder fernerer Zeiten, nach Wahrheit und Schönheit dürstend, bewundernd emporschauen.

III. 17. Aeli vetusto nobilis ab Lamo

Anmeldung.

CRAS GENIUM MERO
CURABIS

Wer ist der alte Lamos?

Dennoch fuhren wir so sechs volle Nächte und Tage,
Bis wir am siebenten Tag nach Lästrygonia kamen,
Lamos' ragender Stadt mit den fern gelegenen Toren,
Wo den Hirten der Hirt, indem er die Herde herumtreibt,
Rufend begrüßt und der andre ihn hört, indem er sie ausjagt.

(Homer übers. v. W. Jordan.)

Nach der römischen Version ist er ein Riesenkönig, ein Menschenfresser, dessen Sitz die Gegend um Formiä gewesen ist, wo der Liris dem Meere zuschleicht. Ja, wer von so gutem Adel ist, daß er solch einen Ahnen den Urheber seines Geschlechtes nennen kann, der darf schon pochen auf seine Abstammung. Und der späte Enkel saß noch im Lande seiner Väter; eine Villa dort, ein Formianum, nannte er sein eigen, nicht reich an Geld und Gut, aber ein Musenfreund, eine anima candida. In dieses alte Ahnenschloß will Horaz zu einer Feier einziehen, um süße Stunden dem Genius der edlen Familie der Lamier im allgemeinen und ihrem jüngsten Sproß insbesondere zu weihen, den der Freundschaft innige Bande mit unserem Dichter verknüpften. Aber die alte Villa mit ihren Ahnensälen konnte recht ungemütlich sein, wenn Sturm und Regen draußen tobten, und die alte Krähe, die Wetterprophetin, weissagt nichts Gutes. Darum schickt der Dichter ein poetisches Billet voraus und meldet sich an zum Geburtstage, damit der edle Freund, der bei dem bösen Wetter sich keines Besuchs vermutete, für behagliche Wärme, einen Krug alten Weines und einen saftigen Braten

ſorge. Die Feier wird im engſten Kreiſe gewünſcht, aber nach alter, guter Sitte wird das ganze Haus bis zum letzten Diener teilnehmen.

Ein anſpruchsloſes Liedchen, voll neckiſcher Laune, das durchaus im Zuſammenhang mit I. 26 der Sammlung gewürdigt werden muß, dem es nach Umfang, Metrum, Ton und Anlage verwandt iſt, ein ſcherzhaftes Geburtstagsgeſchenk mit ſeiner drolligen Verleihung des neuausgeſonnenen Stammbaums.

Der du vom alten Könige Lamus ſtammſt, —
Denn weil laut ſichrer Chronik die Lamia
Von alters her bis zu der Enkel
Spätem Geſchlechte nach ihm benamſt ſind,

So ſtammſt auch du vom Blute des Ahnherrn ab,
Der, wie man ſagt, als mächtiger Fürſt geherrſcht
In Formiäs Burg und, wo der Liris
Leiſe verſumpft an dem Strand Maricas: —

Täuſcht nicht der alten Krähe Prophetenruf,
Toſt morgen ſchon mit Regen und Sturm der Oſt
Und ſpült viel Seetang ans Geſtade,
Deckt dir den Boden des Hains mit Blättern.

Darum beizeiten ſorge für trocknes Holz;
Denn morgen labſt du froh deinen Genius
Mit Wein und mit zweimonataltem
Ferkel und feierſt mit deinen Leuten.

(Überſ. v. Menge.)

III. 18. Faune nympharum fugientum amator

Erntefeſt.

CUM TIBI NONAE REDEUNT DECEMBRES

Der Herbſt iſt da, die Ernte iſt geborgen, des Landmanns Jahresarbeit iſt getan: er feiert, das treue Vieh, das mit ihm gearbeitet, feiert mit. Tiefe Ruhe, ſtiller Friede waltet über den Fluren. Noch ſpielt warmer Sonnenſchein über den Feldern, noch ſättigt ſich die Herde auf der Weide. Aber ſchon ſtreut der Wald ſein Laub dem Gotte der ländlichen Flur zu Ehren, dem Repräſentanten der Vegetationskraft, dem Nymphenjäger, denn er ſcheidet, um mit der neuen Vegetation im Frühlinge wiederzukehren. Wie man ſeine Wiederkehr am dreizehnten Februar, ſo feierte man ſein Scheiden am fünften Dezember nach den klimatiſchen Verhältniſſen des Südens. Der Dichter fühlt das gnädige Walten des Faunus, er weiß, daß der Gott gern bei ihm weilt und ihn beſonders beſchützt und ſeine Herden ſegnet, feiert daher ſein Scheiden mit einem Dankesfeſt und bittet ihn, vor ſeinem Abſchiede noch einmal ſeine Fluren ſegnend zu durchwandeln. Ihm dampft der Altar von Düften, ihm iſt ein Bock als Opfer gefallen, ihm fließt der Weihetrank, an dem ſich heute alles gütlich tut, der Liebe nicht vergeſſend. Der Friede erſtreckt ſich ſogar auf die wilden Tiere; unter dem Einfluß des Herdengottes haben ſie ihre Räubernatur abgelegt. Ein luſtiger Tanz der Bauern beſchließt das Feſt.

Ein antikes Herbſt- und Erntedanklied; es liegt in ihm etwas von der Seele des Altertums verborgen. Milder Friede, Lebensfreude, andächtige Stimmung verbreiten ſich aus dieſen Zeilen über das Gemüt des hingebungsvollen Leſers.

III. 19. Quantum distet ab Jnacho Codrus

Wildes Zechen.

INSANIRE IUVAT

Das Gedicht iſt in toller Zecherlaune verfaßt unter dem mächtigen Einfluſſe des Bacchus, aus weinberauſchtem Kopfe herausgeſprudelt. Unter den ſogenannten anakreontiſchen Liedern haben wir einige ähnlicher Stimmung.

Ἄφες με, τοὺς θεούς σοι,	O laßt mich, bei den Göttern,
πιεῖν, πιεῖν ἀμυστί·	Nur ganze Becher trinken,
θέλω, θέλω μανῆναι.	Jetzt will ich raſen, raſen.
Ἐμαίνετ' Ἀλκμαίων τε	Es raſte ja Alkmäon,
χὠ λευκόπους Ὀρέστης,	Mit nacktem Fuß Oreſtes,
τὰς μητέρας κτανόντες·	Die Mörder ihrer Mütter.
ἐγὼ δὲ μηδένα κτάς,	Ich mordete zwar niemand,
πιὼν δ' ἐρυθρὸν οἶνον	Doch roten Wein jetzt ſchlürfend
θέλω, θέλω μανῆναι.	Will raſen ich, will raſen.
Ἐμαίνεθ' Ἡρακλῆς πρίν	Auch Herkules, er raſte
δεινὴν κλονῶν φαρέτρην	Und ſchwang den wucht'gen Köcher
καὶ τόξον Ἰφίτειον.	Des Jphitos, den Bogen.
Ἐμαίνετο πρὶν Αἴας	Auch Aias hat geraſet
μετ' ἀσπίδος κραδαίνων	Und ſchüttelte des Hektor
τὴν Ἕκτορος μάχαιραν.	Gewalt'gen Schild, ſein Schlachtſchwert.
Ἐγὼ δ' ἔχων κύπελλον	Ich aber mit dem Becher
καὶ στέμμα τοῦτο χαίταις,	Und dieſen Kranz im Haare
οὐ τόξον, οὐ μάχαιραν	Hab' Bogen nicht, noch Meſſer, —
θέλω, θέλω μανῆναι.	Doch will ich raſen, raſen.

Θέλω, θέλω μανῆναι! Das iſt der tolle Luſtruf eines berauſchten Zechers.

Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Insanire iuvat! Fort mit dem langweiligen Kram, dem gelehrten Gespräch,

> Wie lange Kodrus nach dem Inachos
> Sich kühn fürs Vaterland dem Tode weihte,
> Wieviel entsprossen sind von Aiakos,
> Und wer gekämpft in Trojas heil'gem Streite.
>
> (Übers. v. Günther.)

Viel wichtiger ist die Frage, wie teuer ein Krug Chierwein ist, wer den Wein temperiert, in wessen Heim wir jubeln, und wie lange es noch dauern wird, bis ich endlich die sibirische Kälte los werde. Hallo! Lustig! Schenke, vorerst schnell drei Becher reinen Weines! Wem bring' ich wohl den ersten Becher? Den ersten aufs Wohl des heutigen Tages, den zweiten auf eine vergnügte Nacht, den dritten auf unsere Gastgeber, auf das Wohl seiner Hochwürden Murena. Nun die richtige Mischung! Dreimal drei ist neun, dreimal drei ist die Zahl der Musen. Wer Streit nicht liebt, gieß Wasser bei, nehme nur drei Teile Wein, drei ist die Zahl der Grazien. Ich aber bin ein begeisterter Musenpriester und bin für dreimal drei. Musik! Musik! Flöten, Saitenspiel, Schalmeien! Mehr Rosen! Nicht knausern! Hört der Nachbar Lykus den Skandal? Soll ihn hören, soll sich ärgern, daß er berste vor Neid, der alte Isegrim. Hören soll's auch die schöne Nachbarin. Was will der Alte denn mit der? Du, Telephus, schön wie der Abendstern, hast Glück in der Liebe, ich muß mich schier zu Tode schmachten.

Die ausgelassene Stimmung eines, der „des Gottes voll" geworden ist, mit seiner ganzen Rücksichtslosigkeit, seinen Gedankensprüngen ist ganz vorzüglich getroffen. Von dem Odi profanum vulgus bis zum Insanire iuvat, welch ein Sprung! Horaz tummelt sein Musenroß in allen Gangarten.

III. 20. Non vides, quanto moveas periclo, Pyrrhe, Gaetulae catulos leaenae

Ein Löwenkampf

GRANDE CERTAMEN

Die Beziehungen dieſes Gedichtes auf einen Hergang aus der römiſchen Geſellſchaft, worauf das fertur hinweiſt, ſind ſo intimer Natur, daß wir es nie ganz verſtehen werden. Zwei Nebenbuhler, ein weiblicher, ſymboliſch Leaena, „Löwin" genannt und mit einer ſolchen verglichen, und ein männlicher, *Πυρρός*, der Rotblonde, ſtreiten um einen ſchönen Preis, den Beſitz eines Jünglings, namens Nearch (*νέος ἀρχός*), ſchon jung ein Gebieter durch die Macht der Schönheit. Sein Bild ſtellt uns die ſchöne letzte Strophe plaſtiſch vor Augen:

Und linde Kühlung fächelt er dem Haupte,
Von duft'gen Locken reich umwallt,
Dem Jüngling gleich, den Zeus vom Ida raubte,
Und Nireus' reizender Geſtalt.

(Überſ. nach Günther.)

Dieſer Jüngling iſt der Leäna von Pyrrhos geraubt worden in ihrer Abweſenheit. Doch ſie naht wütend, brüllend, wie das Tier, deſſen Namen ſie führt, dem man ſein Junges geraubt. Pyrrhos rüſtet ſeine Pfeile zur Verteidigung ſeines Raubes; — wird er den Kampf beſtehen gegen die Angriffe eines ſo gereizten Weibes, das an Zahn, Nagel und Zunge recht wirkſame Waffen hat? Dieſer Kampf muß äußerſt beluſtigend für die Zuſchauer geweſen ſein: das wütende, keifende Weib, der verblüffte Räuber, ſolch eines Kampfes höchſt ungewohnt, — dazu die großartige

Gleichgültigkeit des eitlen und herzlosen Schönen, dem die Geschichte höchst langweilig ist. Der Ausdruck, daß er die Siegespalme unter den nackten Fuß gelegt, ist die Bezeichnung der souveränsten Rücksichtslosigkeit. Dieser Kontrast zwischen der Leidenschaftlichkeit der beiden Verliebten und der Gleichgültigkeit des geliebten Knaben, um den sich die beiden reißen, bildet die Pointe des Gedichtes.

So fesselt uns das Gedicht mit der komischen Kampfscene, in dem die geschilderten Personen in ihrer lebensvollen Wahrheit plastisch, greifbar hervortreten, durch die verschleierten Verhältnisse, deren Ausmalung der angeregten Phantasie des Lesers überlassen wird; die Freunde des Dichters, orientiert über die hier nur angedeuteten Intimitäten, werden dieser kleinen pikanten Schöpfung jedenfalls noch weit größeren Geschmack abgewonnen haben.

III. 21. O nata mecum consule Manlio

Der Freudenkrug.

DESCENDE

Justinus Kerner hat auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes ein tiefempfundenes, von Robert Schumann musikalisch interpretiertes Lied gedichtet. Auch Horaz hat einen Weinkrug besungen, aber nicht wie jener in trüber Sentimentalität, sondern in naiver Lebensfreude, in Erwartung all des Schönen, das in ihm der Genuß des edlen, alten Weines erzeugen soll. Es ist das Lied eines freudigen Zechers, der in die Poesie des Weines eingedrungen ist, der durch den Weingenuß begeistert, nicht trunken wird, aber auch eines frommen Zechers, der der wirkungsreichen Gottheit des Weines seinen ehrfurchtsvollen Dank ausspricht. So ist denn dieses Trinklied zugleich ein religiöses. (Weißenfels.) So nur faßt man es richtig auf und lernt so zugleich die sympotische Poesie des Horaz im Lichte der weltfreudigen Religion des Altertums erblicken.

Horaz steht andachtsvoll vor dem mächtigen, bemoosten Weinkruge, der genau so alt ist wie er selbst — die Note auf der Marke besagt es — und ladet freundlich winkend ihn ein, sich herab zu bemühen von dem Standorte, wo er so lange geträumt.

Herabsteigen soll er an einem guten Tage, und solch ein guter Tag — Heil ihm! — ist erschienen, denn Messala Corvinus, ein feiner, vornehmer und gelehrter Herr, läßt dem Hause des Horaz die große Ehre seines Besuches widerfahren. Er ist, trotzdem er von Gelehrsamkeit trieft, kein solcher Unmensch, einen alten Massiker nicht gebührend schätzen zu können. Und nun preist der Dichter in voller Begeisterung das Lob des Weines und seiner

Macht als echter Bacchusjünger. Der Wein übt auch auf harte und verschlossene Geister eine lösende Wirkung aus, daß sie zugänglicher werden, daß sie Einfälle bekommen, geheime, sonst sorgfältig versteckte Sorgen und Pläne mit Hilfe des schelmischen Sorgenlösers beichten; neue Hoffnung belebt den Betrübten, dem Gedrückten schwillt der Kamm, er renommiert, er kriegt Courage; „zornige Königskronen, die Kriegsfurie" imponieren ihm nicht mehr. Dem spendenden Kruge sollen assistieren die großen Freudenspender Bacchus und Venus, aber auch die holden Grazien, denn alles Rohe und Gemeine — dieser edlen Auffassung vom Trinken begegnen wir in allen Horazischen Gedichten — soll unserem Feste ferne sein.

Das ist der Monolog, den der durch den angemeldeten Besuch des Dichterfreundes Messala freudig erregte Dichter an den alten Weinkrug richtet, der vor ihm Leben gewinnt, mit dem er wie mit einem alten Freunde plaudert. Horaz stand dem Kreise des Messala, der mit Mäcenas auf dem Gebiete der Literatur rivalisierte, ferner; um so mehr gibt er sich alle Mühe, dem seltenen, ehrenvollen Besuche etwas Gutes zu bieten, und — leichten Kaufs soll er nicht davon kommen, der gelehrte Herr! Mußte doch selbst der harte, alte Cato an die Macht des Weines glauben! Oft ist diese Macht besungen worden! Hören wir den köstlichen dicken Ritter, Sir John, sein Lebenselixir preisen: Der Wein erleuchtet das Antlitz, welches wie ein Wachtfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft, und dann stellen sich alle die Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen, welches, durch dieses Gefolge groß und aufgeschwellt, jegliche Tat des Mutes verrichtet.

Der Dichter nennt den Krug fromm. Warum? Pius ist der Gerechte, der jedem das Seine zukommen läßt, und so wird auch der Weinkrug jedem das zukommen lassen, was er verdient, wessen er würdig ist. Was birgt solch ein Krug nicht alles in sich! Scherz und Laune, verrückte Liebe, Zank und Streit und lieblichen Schlummer, — alle diese Geister werden beschworen, sowie der Hals geöffnet wird. Der edle Massiker wird Scherz und Lust, Ekel und Unlust verteilen je nach dem Charakter des Trinkenden.

So ſingt Mirza Schaffy:

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — ſüße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Tor, vom Rauſch bemeiſtert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelszungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen,
Und von Schönheit ſind wir trunken!

III. 22. Montium custos nemorumque virgo

Votivtafel.

TUA PINUS ESTO

Wie ungerecht ist der Vorwurf der Gottlosigkeit, der unserem Dichter von oberflächlichen Lesern gemacht worden ist! Gottlosigkeit ist Impietät, und wer ist pietätsvoller als Horaz? Pietät erfüllt sein Herz und die aus ihm strömenden Lieder gegen seinen Vater, gegen seinen Herrscher, gegen seine Freunde, gegen das Vaterland und gegen die Götter. Der fromme Römerglaube, der streng nach dem Grundsatze verfuhr: „Gebet Gott, was Gottes ist," verleugnet sich nirgends in seinen lyrischen Dichtungen. Andächtige Unterordnung unter die Allmacht des höchsten Gottes ist der vornehmste Punkt seines Glaubensbekenntnisses. Göttlich ist dem antiken Menschen die ganze Natur, die ganze Welt, nicht bloß in dem Sinne, daß göttliches Walten in ihr lebt und webt. Die treibende, göttliche Kraft der Natur verkörpert sich ihm zu göttlichen Gestalten in schöner Menschenbildung. „Alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur."

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

(Schiller.)

Bäume, die man schützen wollte gegen frevelhaften Unfug, erhielten eine Votivtafel, die sie den göttlichen Mächten zueignete und unter ihren Schutz stellte; solch ein Baum war heilig. Die Wächterin der Berge und jungfräuliche Bewohnerin der Wälder, die mächtige Göttin, die den Eintritt der jungen Weltbürger ins

Leben ſchützt, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde mächtig iſt, wie ihre Dreigeſtalt andeutet, — Diana ſoll die Waldflur des Dichters ſchützen; darum weiht er ihr die Pinie, die das Dach ſeiner Villa überragt, und fügt nach guter, alter Sitte, wie es der Ritus vorſchrieb, um das Intereſſe der Göttin zu feſſeln, ein Gelübde hinzu, das ihn binden ſoll, jährlich die Wurzeln dieſes Baumes mit dem Blute eines Friſchlings zu netzen. Dieſer zweiſtrophige Weiheſpruch iſt beſtimmt worden als Aufſchrift für die Tafel, die am Baume befeſtigt wurde. So verfeinerte der fromme Dichter das proſaiſche haec pinus sacra esto Dianae zu einem poetiſchen Denkmale antiker Gottesverehrung. Und

Was der Gott ihn gelehrt, was ihm durchs Leben geholfen,
Hängt er, dankbar und fromm, dort an dem Heiligtum auf.

III. 23. Caelo supinas si tuleris manus

Wohlgefälliges Opfer.

IMMUNIS ARAM SI TETIGIT MANUS

Zu den freundlichsten Seiten des antiken Lebens gehört der Kultus der Haus- und Familiengötter, der Laren und Penaten, deren Bilder an dem Herde standen, das Glück der Familie repräsentierend. „Alles, was die Familie Teures, Heimatliches und an schönen und lieben Erinnerungen besaß, was sie in Freud und Leid bewegte, sowohl die wichtigeren Momente des Tages als die des Jahres, Geburtstage, Hochzeiten, Sterbefälle, Abreise und Wiederkehr des Hausvaters usw., alles pflegte man diesen Göttern ans Herz zu legen, mit ihnen zu beraten, zu ihnen dafür zu beten und bei dem Gebete fromme Gaben darzubringen." (Preller.) Dafür beschützten und segneten die Laren das Hauswesen, Reben, Saaten, Herden. Die Pflicht, für das Larenopfer zu sorgen, hatte die Hausfrau. Hier ist es eine Bäuerin, ihr Name „Sparerin" deutet an, daß sie nur wenig hat und mit diesem wenigen haushalten muß, selbst bei ihren Opfern. In ihrer Einfalt macht sie sich Sorgen, ob ihre kleinen Gaben auch genügen möchten, ob sie Gnade finden könnten vor den Augen der Götter. Hatte sie doch die Opfer der Reichen gesehen, die verschwenderischen Opfermahlzeiten der Priesterschaften, denen die dem Opfertode geweihten Herden in den Eichenwäldern auf den schneeigen Höhen des Algidus oder auf den kräuterreichen Triften von Alba kaum ausreichten. Diese Bedenken verscheucht unser Dichter: nicht auf das Was, sondern auf das Wie kommt es beim Opfer an. Nicht die Großartigkeit des Opfers gewinnt die Gnade der Götter,

ſondern der Sinn des Opfernden. Denn die Spenden ſollen nur Symbole der Herzensſtimmung und wahrer, aufrichtiger Frömmigkeit ſein. Dem Dichter, der ſtets das Maßhalten predigt, iſt nichts verhaßter als Verſchwendung ſelbſt beim Opfer, daher wirft er einen mißbilligenden Seitenblick auf die großartigen Opfer der Oberprieſter mit den berüchtigten cenae pontificales, den Oberprieſterſchmäuſen. Darum lehrt er den heiligen Gebrauch des Larenopfers alſo: Bekränze die Bilder mit Rosmarin und Myrte beim Neumond, erhebe betend deine Hände, ſtelle deine kleinen Spenden hin. Du haſt mit deiner Gabe, wenn ſie aus frommem Herzen kommt, iſt es auch nur Salz und Gerſtenſchrot, mehr gegeben, ein wohlgefälligeres Opfer dargebracht als der Geldprotz, der ſich die Gunſt der Schutzgötter ohne wahre Frömmigkeit auch durch das größte Opfertier nicht erkauft.

Aus unſerem Gedichte ſpricht etwas wie die Vorahnung einer geiſtigeren Frömmigkeit. In ſeiner rührenden Einfachheit und Wahrheit erinnert es, ſagt Nauck, an die zwei Scherflein der armen Witwe, die damit mehr in den Gotteskaſten gelegt hat denn alle, die eingelegt haben.

III. 24. Intactis opulentior Thesauris Arabum

Rüge und Rat.

QUID LEGES SINE MORIBUS
VANAE PROFICIUNT

Ein patriotiſcher Sänger Deutſchlands, Emanuel Geibel, ſchließt ſein Lied zur Friedensfeier (1871) mit den mahnenden Worten:

Zieh ein zu allen Toren,
Du ſtarker, deutſcher Geiſt,
Der, aus dem Licht geboren,
Den Pfad ins Licht uns weiſt,
Und gründ in unſrer Mitte,
Wahrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tauſendjährig Reich!

Auf Freiheit, Zucht und Sitte gegründet, kann das Staatsgebäude aushalten wie auf einen Fels gebaut, die Mächte der Finſternis zerſchellen daran. Wo aber, wie in Rom zu unſeres Dichters Zeit, das Gold der Menſchen Sinn geknechtet hat, ſo daß alles für Geld feil iſt, wo Zucht und Sitte dem ſchnöden Erze haben weichen müſſen, wo Tür und Tor, durch Gold erkauft, allen Laſtern offen ſtehen, da muß das Staatsweſen zu Grunde gehen. Das ſah Horaz und mit ihm und ſchon vor ihm mancher einſichtsvolle Patriot, ſo auch Salluſt. Als nach der Unterwerfung Karthagos, heißt es in ſeiner intereſſanten Einleitung zur catilinariſchen Verſchwörung, alle Meere und Länder den Römern offen ſtanden, fing die mächtige Fortuna an, ihre Tücke zu üben und alles durcheinander zu werfen: die Römer, die früher Mühen,

Gefahren, Anstrengungen und Wagnisse gern auf sich genommen hatten, verfielen nun dem Müßiggang; der Reichtum wurde zur Ursache großen Elends. Erst wuchs die Geld-, dann die Machtgier; sie wurden zum Grundstoff alles Übels. Man fing an, die Armut für Schande zu halten (paupertas probro haberi coepit). Gegen diesen sozialen Übelstand macht Horaz in diesem Gedichte Front und versucht das römische Volk aus seinem Sündenleben aufzurütteln:

Unheilvoll ist der Mammon, der in Rom seinen gleißenden Thron aufgeschlagen, er ist der Urquell alles Übels. Die Gier nach Gold beherrscht den Sinn der Römer, erstickt alle guten Triebe. Um Geld wagt der Mann alles, verkauft die Frau ihre Ehre. „Mehr, immer mehr!" ist die Losung. Und wenn der Mammon auch maßlos wächst, immer noch fehlt irgend eine Kleinigkeit:

Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Und was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an seiner Seele? Wenn er mehr besitzt, als die Schatzhäuser Arabiens und Indiens bergen, daß er seine Paläste sogar weit in die Meere hinausbauen kann? Mit markigen Donnerworten, die die üppigen Reichen aus ihrer geträumten Sicherheit aufrütteln sollen, ruft Horaz ihnen zu: Nichts hilft's! Mit all eurem Reichtum werdet ihr nicht glücklich, denn ihr macht dadurch euer Herz nicht von Angst, euer Haupt nicht von den Schlingen des Todes frei; des Schicksals Spruch steht unverrückbar fest. Wollt ihr wahrhaft glücklich werden, wollt ihr, daß euer Haus, daß euer Staat in der alten Herrlichkeit dastehe, so müßt ihr euch ändern, Römer, müßt von der schnöden Geldgier geheilt werden. Deshalb wendet sich der Dichter an die Stätte, von der aus am ehesten die Heilung erfolgen kann, drängt den Herrscher, der ebenso denkt, der bereits angefangen hatte in diesem Sinne zu wirken, zu noch kräftigeren, durchgreifenderen Maßregeln, zur Ausrottung des Grundstoffs aller Übel. Schwache Maßnahmen helfen nichts; Anerkennung zwar für seine bessernde Gesetzgebung wird er zunächst nicht finden, erst die Nachwelt — so ist ja der Menschen Art — wird ihn segnen.

Denn wir — o Schande! — haſſen, voll von Neid,
Die Tugend der noch lebenden und loben
Voll Sehnſucht ſolche, die der Welt enthoben!
(Überſ. nach Ed. Bürger-Menge.)

Die zu Zucht und Sitte hinführenden Geſetze werden ſogar auf Widerſtand ſtoßen, und dennoch müſſen ſie durchgeführt werden. Aber ſelbſt mit den beſten Geſetzen allein iſt noch nicht geholfen:

Was können eitle Satzungen uns nützen,
Wenn gute Sitten ſie nicht unterſtützen?
(Überſ. von Edm. Bürger.)

Bei den Germanen vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Geſetze, ſagt Tacitus; und wie dieſer ſeinem entarteten Volke die Sittenreinheit und Keuſchheit unſerer Ahnen als Spiegel vor die Seele hält, ſo tut dasſelbe hier mehr als hundert Jahre vorher Horaz mit dem Bilde, das er von dem Leben der Scythen entwirft. Schwärmte man in dieſer Zeit doch von der Sittenreinheit und dem Edelmut der Völker, die man bis dahin als Barbaren verachtet hatte, die, auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung, noch im Beſitze der Vorzüge zu ſein ſchienen, die dem eigenen Volke abhanden gekommen waren. An dieſen Naturvölkern hebt Horaz gerade die beiden Tugenden hervor, deren Mangel bei ſeinem Volke im Verlauf des Gedichtes ſo lebhaft beklagt wird, die den Gegenſatz bilden zur Habſucht und zur Schwelgerei des Römertums. Bei jenen Völkern gibt es keinen Beſitz, kein Geld, dort herrſcht keine Üppigkeit, keine Unſittlichkeit.

Die Dichter ſollen die Lehrer der Menſchheit ſein, nicht in Moralpredigten wie die Stoiker, indem ſie nachweiſen, daß das Sittliche auch das Nützliche iſt, ſondern indem ſie das Gute als das Schöne empfinden und darſtellen. Horaz ſchaut ahnenden Geiſtes das Verderben ſeines Volkes, er ſieht die Herrſchaft des Goldes weit und breit, ſieht, wie die Parze die ſtählernen Nägel einſchlägt, — da ſtellt ſich ihm weit in der Ferne ein Volk dar, das kennt die Macht des Goldes nicht, da ſieht er Keuſchheit und Sitte walten. So ſoll es, muß es auch im römiſchen Staate werden. Dreierlei tut dazu not: eine ſtraffe Regierungsgewalt, ſittliche Umkehr, ſtrenge Jugenderziehung. Mit der erſten Forderung iſt Horaz ſicher, an höchſter Stelle eine ſympathiſche Saite

zu berühren, trug ſich doch Auguſtus ſchon lange mit dem Gedanken, der Sittenloſigkeit durch Geſetze zu ſteuern. Aber nicht halb dürfen dieſe Geſetze ſein, energiſch müſſen ſie in das Laſterleben der Römer eingreifen und energiſch müſſen ſie durchgeführt werden trotz alles Murrens und Widerſtrebens der verſumpften Maſſen. Aber auch die beſten Geſetze helfen nichts, wo nicht auch der redliche Wille iſt, ſie zu befolgen. Dieſer Wille kann aber nur da Wurzel ſchlagen, wo nicht die maßloſe Geldgier herrſcht und zu allem Schlechten treibt. Alſo fort mit dem Mammon, dieſem Urquell alles Verderbens, er ſei dem Juppiter geweiht, oder noch beſſer, er werde verſenkt im Meere, wo es am tiefſten iſt. Kann man aber hoffen, daß ein in Geldgier verſunkenes Geſchlecht ſich ändert? Kaum! Alſo muß man die Hebel da anſetzen, wo man ſich Erfolg verſprechen kann: an die Jugend. Ihr Sinn muß auf andere, höhere Güter gerichtet werden, muß das gleißende Gold verachten lernen; das heranwachſende Geſchlecht muß wieder in harter Zucht geſtählt werden.

So erhebt ſich das Gedicht, von realen Zuſtänden ausgehend, zu einer Apologie des Idealismus in ſeiner ewigen Berechtigung gegenüber dem ſchnöden Materialismus, und der Dichter wird zu einem Kämpfer für die ewigen Güter der Menſchheit.

III. 25. Quo me, Bacche, rapis

Verzückung.

NIHIL PARVUM AUT HUMILI MODO
NIL MORTALE

Eine neue Zeit des Friedens, der Ordnung, der Kultur war angebrochen, Octavian durch die Verleihung des Titels Augustus hinausgehoben über die menschliche Existenz, die durch die Bürgerkriege gestörte Weltordnung war wieder ins gleiche gerückt, Juppiter herrschte wieder über Himmel und Erde, der Kaiser unter ihm als der zweite in der Welt. Da erfüllt übermächtige Freude das Herz des Dichters, er fühlt sich entzückt, entrückt aus Raum und Zeit. Die Segnungen unter des Kaisers Regiment begeistern seine Sinne, befruchten seine Phantasie, er fühlt den Taumel der Verzückung, wie sie der Bacchuskult hervorrief. Und so fühlt er den Drang und die Lust, durch die Phantasie entrückt, in bacchischen Gefilden, in Wäldern und Grotten mit den Bacchen zu schwärmen, zu jubeln, ein großes, begeisterungsvolles Lied, „das außerordentliche Ereignis" auf des Kaisers neue Erhöhung zu dichten.

Wir können so weit kommen, eine derartige bacchische Stimmung uns klar zu machen; nachfühlen, mitempfinden werden wir diese Verse nie. Dieser ekstatische Zug im religiösen Leben hat ja auch sonst seine Analogieen, doch uns liegen sie zu fern. Wir empfinden aber in diesem in Rhythmus, sowie in Auf- und Ausbau aufs kunstvollste gegliederten Dithyrambus die Freude des Dichters über die neue anbrechende Segenszeit und fühlen uns ästhetisch befriedigt durch den ideal-phantastischen Ausdruck, den er dieser gehobenen Stimmung gegeben hat.

Wohin, o Bacchus, deines Geiſtes voll
Entführſt du mich? In welchen Felſenſchlünden
Irr' ich bezaubert? Welchen Grotten ſoll
Den ew'gen Ruhm des Kaiſers ich verkünden?
In welchem Hain heb' ich zum Sternenchor,
Zum Rat des Donnergottes ihn empor?

Feierlich ſoll auf erhabenen Schwingen
Tönen ein neuer Geſang;
Großes und Herrliches will ich beſingen,
Was noch kein andrer beſang.

Wie die Bacchantin auf felſigem Pfade
Staunend den Schneeglanz erblickt,
Thraciens Berge und Hebrus' Geſtade
Schaut und vor Freude erſchrickt:

Alſo entzückt mich das Rauſchen der Bäume,
Quellen und einſamer Hain,
Wo ich durch nimmer betretene Räume
Wandle beſeligt allein.

O du, den hoch verehrt der Nymphen Schwarm,
Und der als Herrſcher die Thyaden zwinget,
Gar Bäume zu entwurzeln mit dem Arm:
Nicht ſterblich ſchwach iſt's, was mein Lied beſinget.
Das grüne Weinlaub winden um das Haar
Und dann dir folgen, — ſüß iſt die Gefahr.

(Überſ. v. Menge frei nach Günther u. Bürger.)

III. 26. Vixi puellis

Ein Schelmenlied.

TANGE CHLOEN SEMEL

Der ganze Schalk Horaz ſpringt uns aus dieſen drei Strophen entgegen.

> Militat omnis amans, et habet sua castra Cupido
> Jeder, der liebt, iſt Soldat und ſchwört zu der Fahne Cupidos

iſt das Thema, das der geiſtreiche Ovid in ſeiner Weiſe zierlich zu einer Elegie ausgearbeitet hat. Mars wie Cupido verlangen jugendliches Alter. Der Liebende ſteht Poſten vor dem Fenſter ſeiner Geliebten und muß alle Unbill der Witterung aushalten.

> Jener belagert wichtige Städte, die Schwelle der lieben
> Grauſamen dieſer. Der bricht Tore und dieſer die Tür.

Und

> Wer die Lieb' Untätigkeit nannte, der tu' es nicht länger;
> Liebe erfordert Genie; Findigkeit zeichnet ſie aus.

Horaz rühmt ſich, ſolch ein findiger Kämpfer im Dienſte der Liebesgöttin geweſen zu ſein. Er hat bis jetzt ſich als kriegstauglich bewährt in dieſem Streite und ruhmvoll gekämpft. Damit iſt es nun vorbei: Militavi! Und wie ein Veteran, der ſeine missio honesta, ſeinen ehrenvollen Abſchied erhalten, ſeine Waffen im Tempel des Mars aufhängt, ſo weiht der Dichter — ein Ausdruck ſeines Dankes und der Beendigung ſeiner Tätigkeit — ſeine Waffen im Liebeskampfe der Venus. Er weilt in ihrem Tempel. Alles legt er ab, ſeine Laute, die nächtlichen Leuchten, die Brecheiſen, mit denen er die verſchloſſenen Türen geſprengt, und des Liebesgottes Waffe, den Bogen. Und nun noch ein Gebet an

die Göttin, die ihn so lange beschützt. Mit feierlicher, stilvoller Anrede setzt das Gebet ein, das Abschieds- und Dankgebet, und wird unversehens ein — heißes Liebesgebet. Aus der Maske des frommen Büßers springt der schneidige Krieger der Venus hervor: Göttin! Nur ein einziges Mal peitsche die kleine Chloë mit hoch geschwungener Geißel, daß sie aufschreit in wildem Liebesweh. Die muß ich, wenn auch nur einmal, recht verliebt sehen. Das ist eine Wendung, die den Vergleich mit Heinrich Heine förmlich aufdrängt. Dieser heuchlerische Liebeskrieger vor dem Bilde der Aphrodite mit dem wunderbar ins Gegenteil umspringenden Stoßgebete, — eine Welt voll Humor in zwölf Versen! Die frische Strophe des Alkaios paßt vortrefflich zu der übermütigen Stimmung.

Jüngst folgt' ich noch, ein kühner Ritter,
Der Liebe Fahnen, manchen Sieg
Erfocht' ich, doch nun soll die Zither,
Die müde, ruhn vom holden Krieg!

Im Tempel, Anadyomenen
Zur Linken, sei sie aufgehängt
Samt Axt und Hebel, die der Schönen
Verschlossne Türen oft gesprengt.

O, die du wohnst in Cyperns Reiche,
In Memphis' schneebefreiter Flur, —
O triff mit hochgeschwungnem Streiche
Die stolze Chloë — einmal nur!

(Übers. von Gebhardi nach Stadelmann.)

III. 27. Impios parrae recinentis omen Ducat

Entſagung.

SIS LICET FELIX, UBICUMQUE MAVIS,
ET NOSTRI MEMOR, GALATEA, VIVAS

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine Tochter, die war ganz auserleſen ſchön. Täglich zog ſie hinaus an den Meeresſtrand, um im Kreiſe ihrer Geſpielinnen zu ſcherzen und zu ſpielen, Blumen und bunte Muſcheln ſuchend. Eines Tages näherte ſich dem Mädchen eine Rinderherde, geführt von einem ſchönen, majeſtätiſchen Stier. Dieſer kam zutraulich auf die Mädchen zu, ſo daß ſie alle Furcht verloren und allerlei Kurzweil mit ihm trieben. Namentlich gefiel er der Königstochter ausnehmend. Sie bekränzte ihn, — und als er ſich niedergelegt, ſetzte ſie ſich jauchzend auf ihn. Da plötzlich ſprang er auf und trug ſie fort trotz alles Jammerns und Schreiens der Entſetzten weit übers Meer. So das Europamärchen. Anders Horaz. Bei ihm hat Europa ihren Marmorleib dem falſchen Stiere willig anvertraut. Von dem „eben vielgeliebten Ungeheuer" ſchnöde verlaſſen, gerät das arme Mädchen deshalb in Verzweiflung, bereut in heftigen Klagen ihr Unrecht, das ſie ſchamlos an dem Vater begangen.

O wie konnt' in raſendem Vermeſſen,
Vater, ich die Kindeslieb' vergeſſen
Und der Tochter heil'ge Pflicht!
Wohin bin ſeit geſtern ich gekommen?
Einer Jungfrau, die gefehlt, hinweggenommen
Wird die Schuld durch einmal ſterben nicht.

(Überſ. nach Leiſering.)

Sie hört ihren Vater ihr jeden Tod gebieten, um der entehrenden Lage einer Buhlerin zu entgehen, sie will den grausamsten Tod erleiden, in der vollen Blüte ihrer Schönheit von wilden Tieren zerrissen werden. Aber dem tückischen Stier vorher der Tod! — Venus und ihr Sohn, der sein Werk getan, hörten mit schelmischem Lächeln diese Ausbrüche vorübergehenden Jammers: Lieb Närrchen! Wenn der verwünschte Stier nun wiederkehrt, wird es mit aller Verzweiflung vorbei sein. Lerne doch dein großes Glück ertragen, so beträgt sich keine Gattin eines Juppiter; denke, ein Ausschnitt des Erdkreises wird deinen Namen tragen!

So dramatisiert Horaz dies alte orientalische Märchen. Und für wen? Was soll es bedeuten? Es gilt einem schönen Mädchen, das er Galatea nennt nach jener schönen Meeresjungfrau, die den plumpen Polyphem mit heißer Liebe erfüllte, die aber den jugendlichen Acis liebte, den der Cyklop in seiner Eifersucht erschlug. Diese schöne Galatea will Horaz verlassen, der sie geliebt, — sie wandert fort, wohl über die Lande und weiter, gar über das Meer. Es gilt Abschied zu nehmen, ein lang gewohntes Band der Liebe zu lösen. Sie hatte Treue versprochen, doch ihr Wort nicht gehalten. Also Abschied, Entsagung! Und diese große Kunst des Lebens hatte Horaz früh geübt, in ihr war er Meister: „Magst, Galatea, glücklich sein, überall, wo du weilst, gedenke mein.“ Bitter-süße Abschiedsworte! Worte des durch philosophische Selbstzucht gedämpften Schmerzes eines gereiften Mannes über die Untreue seiner Geliebten, die, durch Reichtum und Glanz geblendet, ihr Treuwort bricht und einem andern in die weite Welt folgen will.

Doch sieh, wie drohend sich Orion neiget
Zum Untergang! Ich hab' es selbst erprobt,
Wie hoch die adriat'sche Woge steiget,
Wie unheilbringend der Nordwestwind tobt.

Abergläubisch, wie es alle Römer und besonders die Frauen waren, konnte die Ungetreue dieser Schilderung der Tücken des adriatischen Meeres eine böse Bedeutung unterlegen, sie für einen bösen Wunsch des verletzten Geliebten nehmen. Darob beruhigt sie der Dichter und lenkt die Wirkungen des drohenden Sturmes auf die Häupter der Feinde ab.

Des Feindes Weib und Kind nur ſoll erleben
Des aufgeregten Südwinds blinde Wut
Und vor dem ſchwarzen Wogenſturm erbeben,
Wenn an das Ufer ſchlägt die Meeresflut.

Ich wünſche dir kein Unheil, ruft der Dichter, der all ſein Weh zurückpreßt und möglichſt unbefangen und heiter erſcheinen will, während ſein Herz ſo traurig iſt. Nur gottloſe Menſchen möge ein böſes Vorzeichen geleiten; dir werde ich durch mein Gebet einen Glücksraben herbeilocken. Und nun wirft er in komiſch wirkendem Pathos herum mit techniſchen Namen von Unglückstieren und glück- und unglückverheißenden Vögeln aus dem Jargon der römiſchen Auguralſprache. Es ſieht zwar übel aus da draußen in der Natur, doch fürchte dich nicht, auch übel in meinem Herzen, doch ich grolle nicht. Behüt' dich Gott!

Und die Parallele aus dem Europamärchen?

Nun, ohne Zweifel hat ſich Galatea bewegen laſſen, einem andern zu folgen, der ſie ihren Eltern, ihrer Heimat entführen will über das Meer nach fernen Ufern. Noch hängt ſie an Vater und Mutter und — mit dieſer Hoffnung ſchmeichelt ſich vielleicht der Dichter — an ihrem erſten Geliebten. Sie wird die Trennung anfangs ſchwer empfinden, vielleicht toben und wüten gegen ihren Entführer, ſich ins Meer ſtürzen — wollen. Aber der neue ſtolze Buhle und das Glück, das er ihr bietet, wird ſie tröſten. Glanz und Macht werden triumphieren.

So trägt ein Mann ſeinen Schmerz, ſo verzichtet er auf das Liebſte, ſo grollt er der nicht, die ihn betrübt.

III. 28. Festo quid potius die Neptuni faciam?

Ein Feiertag.

SUMMO CARMINE QUAE. CNIDON
TENET DICETUR

An Lyde, wohl dieſelbe ſpröde Schöne, die er in dem elften Gedicht dieſes Buches mit dem Drohen der Danaidenſtrafe ſeinen Wünſchen gefügig machen will. Hatte er ſeinen Zweck erreicht? Kaum. Denn in unſerem Liede ſpricht der Dichter von ihrer munita sapientia, von ihrer verſchanzten Weisheit. Was bedeutet das?

Es iſt der 23. Juli. Horaz ſchlendert an den zum Neptunsfeſt aufgebauten Laubhütten voll trubelnden Volks vorbei durch die Straßen; da kommt ihm vor Lydes Wohnung ein guter Gedanke: ſolch ein Feſt darf man nicht einſam begehen. (Kießling.) In der allgemeinen Feſtesfreude findet der Dichter ſie zugänglicher, ſo daß er ſie auffordert, dem Neptun zu Ehren ein Fäßchen anzuſtechen. Marke Cäkuber aus dem Konſulatsjahr des Trinkerchen? Recht vielverſprechend! Na, denn heraus mit dem Naß aus dem Faß! Auch die Laute her! Ich werde dem heutigen Tage gemäß auf Neptun und ſeine Nixen ſingen. Du wirſt nachher natürlich die keuſche Diana und ihre ſtrenge Mutter preiſen, ſie bitten, deine ſpröde Weisheit noch mehr zu verſchanzen. Hoffentlich erhört ſie dich nicht, ſo daß wir zum Schluß uns vereinen in einer Hymne auf die Liebesgöttin und die Nacht, unter deren Schutz dieſe Göttin ihres ſeligen Amtes waltet.

III. 29. Tyrrhena regum progenies

Staatsmann und Lebensphilosoph.

QUOD ADEST MEMENTO
COMPONERE AEQUUS

Den Geist des Altertums in den Seelen unserer Jugend lebendig zu machen, dazu ist, sagt Heußner in seinem vorzüglichen Aufsatz über unsere Ode, kein Schriftsteller geeigneter als Horaz. Er sammelt gleichsam in sich die Hauptstrahlen antiken Kulturlebens und wird so zu einem geschickten Vermittler der gesamten griechisch-römischen Kultur. Er wird, indem er über seiner Zeit steht und auf ihm, sozusagen, der reine Geist des Altertums ruht, zum Hauptrepräsentanten und glücklichsten Interpreten antiker Denk- und Empfindungsweise. Und in diese uns einzuführen, ist namentlich unsere Ode ein vorzügliches Mittel; denn gerade in ihr stellt sich seine Lebensweisheit einfach und durchsichtig dar, in ihr reflektiert er mit besonders klarem Bewußtsein über die Richtung und das Streben seines echt antiken Wesens. Sie ist aber auch ein vorzügliches Mittel, die antike Poesie, sowohl überhaupt, wie insonderheit der Lyrik kennen zu lernen und zu würdigen, weil in ihr die dichterische Technik, mit der Horaz seine anscheinend weit voneinander liegenden Gedanken zu einem poetischen Ganzen zu gestalten weiß, scharf markiert hervortritt. Logisch und bilderreich erweitert sie sich zu allgemeiner Lebensweisheit, erhebt sich zu idealem Fluge und geht dabei doch von realen Zufälligkeiten und persönlichen Verhältnissen aus — und Gelegenheitspoesie in diesem Sinne hält Goethe für die einzig wahre und berechtigte Form der Lyrik —, nämlich von der Aufforderung, Mäcenas möge sich aus dem Brodem der Großstadt zu ihm in das Idyll seines Sabinums flüchten.

Schon längſt, Mäcen, tyrrheniſcher Könige
Urenkel, wartet deiner ein Krug bei mir,
Ein unberührter, linden Weines,
Blühende Roſen dazu und Balſam,
Dein Haar zu ſalben. Auf denn und zaudre nicht!
(Überſ. v. E. Geibel.)

Komme aus der heißen Großſtadt in die Kühle meines kleinen Landgutes, laß das fruchtloſe Grillenfangen. Wohlweislich hat die Gottheit die Zukunft in tiefſtes Dunkel gehüllt und lächelt, wenn der arme Erdenſohn ſie ängſtlich zu entſchleiern ſucht. Die Gegenwart (quod adest τὸ παρόν) iſt dein, die genieße. Alles übrige rollt — ein prachtvolles Gleichnis — wie ein Strom dahin, der bald friedlich ſeinem Meere zuwallt, bald in wildem Toſen Felsblöcke, entwurzelte Bäume, Vieh und Häuſer unter dem donnernden Widerhall der Berge mit ſich fortwälzt. Nur der kann als ſein eigner Herr und in voller Heiterkeit die Gottesgaben genießen, der täglich mit dem Leben abzuſchließen vermag. So geſonnen nehme ich mit Gleichmut hin, was immer das Glück mir morgen bringt: geht es gut, ſo laſſ' ich es gehn; geht es ſchlecht, was kann mir geſchehn? Ich hülle mich in den Mantel meiner Tugend und ſehe ruhig zu, wenn das Glück in ſeinem launenhaften Spiel mir nimmt, was es mir einſt geſchenkt. Wenn des Lebens Stürme mich umbrauſen, iſt es nicht meine Art, zu elenden Bitten herabzuſteigen, zu geloben: Hilf, Gott, nur dieſes Mal, ich werde dir auch einen Tempel bauen, dir einen weißen Stier ſchlachten. Denn an den Gütern, die entreißbar ſind, hängt nicht mein Herz. Das iſt meine Lebensphiloſophie, mit der ich mein kleines Lebensfahrzeug ſicher durch die Wellen ſteuere.

Dieſe Lebensphiloſophie iſt inhaltreicher und ernſter, als ſie auf den erſten Blick erſcheinen mag. Oberflächliche Beurteilung könnte unſerm Dichter vorwerfen, ſeine ganze Philoſophie beſtände in einem leichtſinnigen Genuſſe des Augenblicks. Vertiefen wir uns aber, ſo werden wir bald eines Beſſern belehrt werden:

Horaz lacht über die, die an der Gegenwart nicht genug haben, die viel von beſſern Tagen reden und träumen, er hält es für töricht, ſich Pläne für die Zukunft zu machen, er weiß, wie oft die getäuſcht werden, die von der Zukunft Entſchädigung

für die karge Gegenwart hoffen, weiß, daß sicherer Besitz nur das Gegenwärtige ist. Das müssen wir genießen. Denselben Rat gibt uns Goethe. Als er zum letztenmal in seinem Leben von einer unglücklichen Liebe ergriffen, nach seiner Weise in der Dichtung Ruhe und Linderung suchte, hat er seine wunderbare „Elegie" geschrieben und der jungen Ulrike folgende schöne Lehren von der „hohen Weisheit", den Augenblick zu nützen, in den Mund gelegt:

Stund' um Stunde
Wir uns das Leben freundlich dargeboten
— — — — — — — — — —
— — — Schaue froh verständig
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben!
Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.

Was wir einmal genossen haben, ist unentreißbar unser. Lassen wir aber den Augenblick ungenutzt vorüber, dürfte es uns später gereuen; denn was wir von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Wenn die hohläugigen Gespenster der unfruchtbaren Reue über nutzlos vergangene Stunden ihre Macht über uns gewinnen, dann: Glück — fahre wohl. So wird der Genuß des jedesmaligen Jetzt zur Quelle zukünftigen Genusses oder trübt denselben wenigstens nicht durch verspätete Reue. So sorgt man durch das Genießen der Gegenwart zugleich für die Zukunft, ohne es durchaus zu beabsichtigen.

Aber wie soll man genießen? Aequus und laetus, sagt Horaz.

Wer nicht aequus, wer nicht mit dem Gleichgewicht der Seele genießt, verliert, den Blick von Leidenschaft getrübt, die Herrschaft über den Genuß, geht in ihm unter, erniedrigt sich zum Sklaven der sinnlichen Lust. Wahre Lust ist mit der Herrschaft der Seele über dieselbe verbunden. Herrschest du über sie, dann bist du tui potens. Also weise maßhalten! Ebenso Goethe im „Vermächtnis":

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Laetus soll man genießen, sich voll und ganz der Freude hingeben. So sagte unser Kaiser, als er im April 1901 den Kronprinzen auf die Universität brachte, zu den Bonner Studenten: „Wenn der Becher fröhlich kreist und ein frisches Lied erschallt, dann soll Ihr Geist sich voll des schönen Augenblicks erfreuen und darinnen aufgehen, wie es lebensmutigen deutschen Jünglingen ziemt. Doch die Quelle, aus welcher Sie Ihre Freude schöpfen, sie sei rein und lauter wie der goldene Saft der Reben." Die Quelle der Freude vermag aber nur dem rein und lauter zu sprudeln, der frommen und reinen Herzens ist. Wer Böses getan und Strafe zu fürchten hat, wem, wie Horaz in der ersten Ode dieses Buches sagt,

Wem blitzend überm schuld'gen Haupte hängt
Das Schwert, dem wird ein Königsmahl zu Galle;
Trotz Zitherklang, trotz süßer Vöglein Schalle
Kein Schlaf sein müdes Auge mild umfängt.

(Übers. v. Ed. Bürger-Menge.)

Möglich, daß er in unbändigem Genusse sich betäubt, daß er im Sinnentaumel die Gewissensbisse zurückdrängt; aber nur um so grimmiger wird er hinterher von den Furien gepeinigt werden; wahrer Genuß ist ihm versagt, ist vorbehalten dem, der von Herzen froh in die Welt schaut. Deshalb bitten wir Christen:

Der ewig reiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben.

Liegt somit in der Lebensphilosophie unseres Dichters die Forderung eines reinen, frommen Herzens, so liegt in ihr vor allem auch die Forderung eines zufriedenen Herzens. Denn wer froh genießen soll, darf nicht neidvoll aufblicken zu denen, die höher stehen, den Reichtum anderer nicht scheel ansehen. Ist es doch meistens so in der Welt, daß, wer hoch steht, noch höher strebt, daß, wer viel hat, immer mehr haben will. Und dieses rastlose Streben und Jagen scheucht aus dem Herzen die Ruhe,

die zum wahren Genuß notwendig ist. Und wenn nun gar das Glück den Rücken kehrt, wehe, dann ist der Sturz des Großen viel vernichtender, der Verlust des Reichen viel empfindlicher. Wessen Herz aber nicht am Irdischen klebt, wer das Glück nicht im Besitz von Gütern, sondern in sich selbst sucht, ist auf einen Wechsel des Geschicks gefaßt und bereit, lächelnd dem Glück zurückzugeben, was es ihm geschenkt.

Was mag des Dichters Herz bewegt, sein Gemüt in lyrische Schwingungen versetzt haben, daß er dieses hohe Lied komponierte von dem Glücke des Augenblicks, der Ruhe des kleinen Mannes gegenüber der Unruhe des Mächtigen, der nie der Gegenwart leben kann? Mitgefühl, Mitleid mit dem befreundeten Staatsmann, der mitten in der copia fastidiosa seines Lebens nicht froh werden konnte, dessen Herz an den Unruhe und Unsegen schaffenden Würden und Bürden nur allzusehr hing, der das übermütige Spiel der ihm jetzt zwar noch günstigen Göttin Fortuna zu fürchten hatte. Tacitus berichtet uns, daß Mäcenas seinen Einfluß mehr und mehr schwinden und an Sallustius Crispus übergehen sah. Entziehe dich dem Einflusse der tückischen Glücksgöttin, ruft daher Horaz seinem Freunde zu, liege nicht auf einen gnädigen Blick lauernd wie ein Sklave vor ihr. Lebe dir selbst und deinem Glücke

Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

(Schiller.)

Das Schicksal des Freundes beunruhigt den Dichter, er sieht die ringenden Gewalten des Lebens, das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, und er gießt seine milde Weisheit in eine schöne Form, bis die Glocke fertig ist, die nun nicht mehr seinen hohen Freund allein, sondern alle, die seine Gedichte lesen und ihn verstehen, als kleine, auserwählte Gemeinde in den Tempel der Schönheit ruft. Und Mäcenas? Er wäre glücklich geworden, so glücklich wie der arme Horaz, wenn er den Lehren seines Freundes gefolgt wäre. Können die irdischen Güter, die Mäcenas dem Dichter geschenkt, in Vergleich gezogen werden mit den Schätzen, die jenem aus dem vertrauten Verkehr mit einem so geistreichen, so gebildeten, so edlen, so guten Menschen, wie es Horaz war, lange Jahre in

reicher Fülle zuſtrömten? Und wenn uns alle ſeine Gedichte verloren gegangen wären, und wir hätten nur dies eine großartige Gedicht übrig, wir müßten in dem Verfaſſer einen großen, edlen Menſchen verehren.

Hier, am Schluſſe der Gedichtſammlung, haben wir des Dichters philoſophiſches, d. h. für die damalige Zeit religiöſes Glaubensbekenntnis abſichtlich in die Form gekleidet, die ihm die liebſte war, die an ſeine Lieblingsidee erinnert, ſeinem Volke ein nationaler Alkaios zu ſein. Und er iſt es in dieſer Ode. Denn ſie iſt gleich ausgezeichnet durch den Schwung der Sprache, wie durch innern Gehalt. Ein Meiſterſtück iſt die Schilderung des Treibens der Hauptſtadt mit ihrem ewigen Hin und Her, ihrem verworrenen, dem Großſtädter zu Muſik gewordenen Brauſen des Menſchengewühls, der Glut eines heißen Tages, mit dem Qualm und Dunſt und Staub in den engen, meiſt ungepflaſterten Straßen zwiſchen ſechs und ſieben Stock hohen Häuſern. Großartig ſchön iſt der Vergleich des Lebens mit einem Strom, köſtlich das liebliche Idyll eines heißen Julitages auf ländlicher Flur:

Schon ſucht mit laſſer Herde der müde Hirt
Den ſchattenkühlen Quell und des zottigen
Waldgottes Dickicht auf, und nirgends
Flüſtert im ſchweigenden Schilf ein Lüftchen.
(Überſ. v. E. Geibel.)

III. 30. Exegi monumentum

Unſterblichkeit.

NON OMNIS MORIAR

Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der Tat.

Das iſt ein kräftiges, herzerlöſendes Wort unſeres Goethe. Der Lump, der nichts Großes erlebt, nichts Großes erſtrebt, der ſchlägt entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammen über die Unverſchämtheit des Mannes, der ſich ſeiner Tat freut und laut und kräftig ſeiner ſtolzen Freude Ausdruck gibt. Im beglückenden Hochgefühle, das jeden Schriftſteller durchbebt, wenn er ſein Werk als die reife Frucht ſeines Schaffens vor ſich ſieht, läßt Horaz ein ſtolzes Jubellied erſchallen. Der Lump denkt von ſeinen Elaboraten viel höher, heuchelt aber Beſcheidenheit denen gegenüber, deren Scheelſucht es nicht geſtattet, daß der Prophet im Vaterlande mehr gilt und ſich mehr dünkt als ſie und ſich über ſie, ein ſtolzer Adler über die Krähen, zu erheben wagt. Leuten der Art gegenüber iſt es eine wahre Erfriſchung, dieſes Exegi monumentum aere perennius ſtabiliert zu ſehen wie einen rocher de bronce. Wie viele Neidlinge mögen blau und grün (livid!) geworden ſein, als ſie die ſtolze Zeile laſen, die der freche Parvenu, dieſer Poet von Mäcenas' Gnaden, rückſichtslos epilogiſierte: „Ich hab' ein Denkmal aufgeführt, dauerhafter als Erz und majeſtätiſcher als der Königsbau der Pyramiden." Die Muſe des ernſten Weihegeſangs ſoll daher ihm, dem lateiniſchen Alcäus, willig den verdienten Lorbeer um die Dichterſtirn winden. Was Horaz am Schluſſe des zweiten Buches beſcheiden in allegoriſcher Form angedeutet hat, hier, in dieſem kurz vor der Herausgabe der drei Bücher Oden verfaßten Schlußgedichte iſt's ihm zur Gewißheit geworden: Der Ruhm, der überlebende, ſo prophezeit der Dichter,

wird ihm zu teil werden. So wird er nicht völlig ſterben, ein gut Teil ſeiner Perſönlichkeit wird auf die Nachwelt kommen und in der Zukunft immer neuen, größern Ruhm erringen, — ſolange der Pontifex mit der ſchweigenden Jungfrau der Veſta die Stufen des Kapitols hinaufſteigt.

Hoc erat in votis. Auctius atque Di melius fecere. Die Götter gaben ihm mehr. Denn keine Veſtalin ſteigt mehr zum Kapitol, und von der Herrin Roma iſt nur ein Schatten geblieben; aber der Dichter lebt, und täglich mehrt ſich ſein Ruhm durch alle Zonen. (Karl Nauck.) Nirgend mehr als beim deutſchen Volke. Viel geſündigt haben Gelehrte früherer Jahrzehnte an Horaz, deſſen Gedichte ſich liebevoller, ſelbſtloſer Hingabe gern erſchließen; viel, noch viel mehr haben gutgeſinnte Dilettanten durch ihre Überſetzungswut an ihm, dem Typus des Unüberſetzbaren, ſich verſündigt; aber die Liebe überwindet alles. Und ſo ſind auch dieſe Eſſays, aus reiner Liebe zu dem Dichter entſprungen, nur dazu beſtimmt, ſeinem Ruhme zu dienen und ihn nach Maßgabe vorhandener Kräfte zu fördern. Das iſt noch immer keine überflüſſige Arbeit.

Ich hab' ein Werk vollendet aus feſterm Stoff als Erz;
Kühn wie die Pyramiden, ſo ſtrebt es himmelwärts;
Es trotzet Regenſtrömen, es trotzt des Sturmes Wut,
Und nimmer kann's verſinken je in der Zeiten Flut.

Nein, deſſen bin ich ſicher, — ich ſterbe nimmer ganz,
Den Tod wird überdauern des Lebenswerkes Glanz:
Solang mit der Veſtalin zur Burg der Prieſter zieht,
So lange wird erklingen in aller Mund mein Lied.

Die Welt wird von mir rühmen: An des Ofanto Strand,
Wo Daunus einſt geboten, dort im Apulerland,
Da ſtand des Mannes Wiege, der aus der Armut Nacht
Zum Licht ſich aufgeſchwungen durch ſeines Geiſtes Macht.

Ihm iſt es ja zu danken, daß jener Liederſtrom,
Der Hellas einſt entquollen, jetzt rauſcht im ew'gen Rom. —
Drum ſtrahle, Muſe, nieder auf mich des Ruhmes Glanz
Und ſenk auf meine Locken den wohlverdienten Kranz.

(Überſ. v. A. Kellerbauer.)

Viertes Buch.

Non sum, qualis eram bonae
Sub regno Cinarae.

IV. 1. Intermissa, Venus, diu Rursus bella moves?

Späte Liebe!

PARCE PRECOR, PRECOR

Zehn Jahre ſind ſeit dem Erſcheinen der erſten Odenſammlung vergangen. Mehr und mehr hatte ſich unſer Dichter in die Lehren von der Lebensweisheit vertieft und die reifen Früchte dieſes Studiums in den Epiſteln abgelagert. Die Zeiten der Liebestorheiten lagen weit hinter ihm; der grauſamen, ſüßen Liebesmacht hatte er ſich entwunden. Da macht die Schönheit eines Ligurinus ſeine ganze Lebensweisheit zu Schanden. Der Dichter fühlt die Angriffe der Liebesgöttin und wehrt ſich, verteidigt ſich, bittet ſie, ſeiner zu ſchonen. Wenn ſie ein Opfer haben will, ſo will er ihr ein anderes, paſſenderes, weil jugendlicheres zeigen, auf das ſie ihre Angriffe richten ſoll, einen jüngern vornehmen Freund, den herrlichen Paullus Fabius Maximus, einen puer centum artium. Er malt ihr dieſes Opfer recht verführeriſch: jener iſt jugendſchön, ich bin alt, jener iſt von Adel, ich habe zum Vater einen Freigelaſſenen, jener iſt anmutsvoll, ich ſchon ungelenk, jener glänzt in der Öffentlichkeit durch ſeine fortreißende Rednergabe, iſt ſo recht geeignet, dein ergebner Diener zu werden, dein Kriegspanier weithin zu tragen, kurz, mit tauſend Vorzügen ausgeſtattet. Mit

glänzenden Farben ſchildert er den Triumph der Liebesgöttin, einen ſolchen Trabanten im Gefolge zu haben. Die Venus victrix, einherziehend als Eroberin, die ſchönſten, mutigſten, mannhafteſten Geſtalten ihre Vaſallen — ſo war die griechiſche Aphrodite dem Römerherzen willkommen. Aus der weichlichen üppigen Frau der Griechenphantaſie, die ihre Vorſtellungen an die des exzentriſchen Orients anlehnte, hatte der Römer eine hoheitsvolle domina und regina geſchaffen. So ſoll ſie denn mit dem ſtolzen Schwanengeſpann ihren Einzug halten in des herrlichen Paullus Haus, der ſie mit ſchmeichelnden Bitten ruft, der ihrer bedarf; denn ſeinen Wünſchen ſteht noch ein Nebenbuhler im Wege, der auf die Macht des Mammons pocht. Ihr Beiſtand wird mit einer Weiheſtatue in einem Tempel aus duftigſtem, koſtbarſtem Holze vergolten werden. In ſeiner Villa ſoll ſie köſtlichen Weihrauch einatmen, ſoll ihr Auge durch reizende Tänze der ſchönſten Geſtalten, ihr Ohr durch Geſänge mit Orcheſterbegleitung ergötzt werden. Ja, die Götter haben ihre Schwächen wie die Menſchen und werden durch Ehren und Auszeichnungen verpflichtet. —

Verführeriſche Farben reichſten Glanzes, lockender Schönheit zaubert der Dichter auf ſein Bild, um daneben ſeine Geſtalt grau in grau in den Schatten zu ſtellen, um der Liebesgöttin durch dieſe Gegenüberſtellung recht draſtiſch vor Augen zu führen, daß es eine deplazierte Laune ſei, einen Fünfziger in ihr Joch ſpannen zu wollen. Und das Reſultat dieſer Machination? Iſt des Dichters Herz wirklich ſo unempfänglich für Liebe, wie er es verſichert? Läßt ſich Venus durch all dieſe Gründe zur Raiſon bringen? O nein! Sie iſt eine grauſame Herrin, die nach Laune und Willkür zu ſchalten und zu walten gewohnt iſt. Allem Widerſtreben zum Trotz muß der Dichter wieder hinein in ihren Triumphzug, und wieder tobt Eros in ſeinem Herzen übermächtig, jener Eros des Anakreon, der ſein Opfer wie ein Schmied das Eiſen zuſammenhämmert, es in den winterlichen Gießbach ſtürzt, jener Eros des Ibykos, von dem dieſer ſang:

Aufs neu' macht Eros mir mit ſeinen Waffen,
Mit dunkler Augen feuchtem Blick zu ſchaffen.
Mit holdem Zauber will er mich berücken,
Um mich mit Kypris' Netzen zu umſtricken.

Ich zittre, wie ein alternd Kampfroß zittert,
Wenn es das Joch auf seinem Nacken wittert,
Und soll wie einst in bessern Jugendtagen
Aufs neu' den Wettkampf in der Rennbahn wagen.

Ich zittre, weil mich nicht nach Kampf gelüstet;
Auch fühl' ich, daß mein Herz nur schwach gerüstet;
Doch, Eros, sprich, was mir als Kampfpreis bliebe,
Wenn ich auch siegte in dem Streit der Liebe.

Hat doch der Dichter schöner nie gesungen,
Als von der Liebe Zaubermacht bezwungen;
Könnt' ich als Sieger schönern Preis erwerben,
Als in der Liebe Arm besiegt zu sterben?

(Brandes' Liederbuch.)

Der Gegenstand seiner Liebe will aus des Dichters Phantasieen nicht weichen. Die Träne, die so selten über die Wange des gereiften Mannes rinnt, zeugt von dem heldenmütigen Widerstreben gegen eine unglückliche Neigung, die stockende Zunge verrät sie.

Doch es gleicht des Mannes Träne
Edlem Harz aus Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das klare Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

(Anastasius Grün.)

Auch im Schlafe findet der Dichter keine Ruhe, auch in den Träumen ist er nicht glücklich, das gesuchte Glück bleibt ihm ewig fern.

Unwürdig ist die Neigung, der wir dies schöne Gedicht voll Empfindungstiefe und dichterischem Reichtum verdanken. Zwischen Kampf und Neigung wogen die Empfindungen einer unglücklichen Liebe.

Hat doch der Dichter ſchöner nie geſungen,
Als von der Liebe Zaubermacht bezwungen!

Ernſt Günthers Übertragung gibt uns eine Ahnung Schönheit des Originals; einige Änderungen mußten vorge werden.

Haſt du mir nach langem Frieden,
Venus, neuen Krieg beſchieden?
Gnade! Gnade! Jene Stunden,
Wo die gute Cinara
Mich regierte, ſind verſchwunden. —
Stolze Göttin ſüßer Triebe,
Ihn, der ſchon zehn Luſtren ſah,
Beuge nicht ins Joch der Liebe!
Geh, wohin dich ſehnſuchtsvoll
Rufen eines Jünglings Lieder;
Zieh auf lichtem Schwangefieder
In des Paullus Wohnung ein.
Wenn ein Herz entbrennen ſoll,
Wirſt du dort willkommen ſein. —
Er iſt ſchön, hat edle Ahnen,
Ausgerüſtet mit Talenten;
Die bekümmerten Klienten
Schützet er mit kräft'gem Wort.
Er wird deine Siegesfahnen
Tragen bis zum fernſten Ort.
Labt in Liebesglück er ſich
An des reichern Werbers Falle,
Dann läßt er in Marmor dich
Unter duft'ger Citrushalle
Prangen im Albanerhain.
Weihrauch ſteigt dir dort empor,
Zwiſchen Feſtgeſängen tönen
Lautenklänge und Schalmei'n,
Berecynt'ſcher Flöten Chor! —
Feiernd bringen ihren Gruß
Knaben dir und zarte Schönen,
Zweimal Tags nach Salier Sitte
Heben ſie im Dreitaktſchritte
Ihren blendend weißen Fuß. —
Mich beglückt nicht mehr die Liebe
Schöner Knaben oder Frauen,
Nicht leichtgläubiges Vertrauen
Auf Erwidrung meiner Triebe;

Nicht der Scherz beim Becherklange,
Nicht der Kranz in grauen Locken. —
— Doch was iſt's, daß von der Wange
Eine ſeltne Träne ſchleicht?
Des Beſchämten Worte ſtocken,
Die beredte Zunge ſchweigt?
Bald umarm' ich dich im Traume,
Bald verfolg' ich dich im Fliehn
Auf des Marsfelds weitem Raume,
Durch die Wellen, Ligurin! —

IV. 2. Pindarum quisquis studet aemulari

Beſcheidene Selbſtkritik.

EGO APIS MATINAE MORE MODOQUE
OPEROSA PARVUS
CARMINA FINGO

Wie ein vom Gebirge ſtürzender Strom, den Regengüſſe über die gewohnten Ufer geſchwellt, ſo brauſet Pindar, und unermeßlich ſtürmt er dahin mit tiefem Wortſtrom, immerdar wert des Lorbeerkranzes Apolls, gleich groß im Dithyrambus, wenn er neugebildete Worte dahinrollt in entfeſſelten Rhythmen fortgeriſſen, wie im Hymnus, im Siegeslied und im Trauerlied,

wenn er uns malt die Klagen
Der Braut um den verlorenen Freund der Jugend,
Wenn er dem Orkus Kraft und Mut und Tugend
Entreißt, um ſie zum Sternenzelt zu tragen.

Die Größe gewaltiger Dichterkraft kann kaum herrlicher gefeiert werden, als Horaz es mit dieſen Worten tut. Und ſelbſt wir, denen die Ungunſt der Zeiten Pindars Geſänge leider zu ſparſam zugemeſſen hat, empfinden die Wahrheit obiger Worte, wenn wir uns in die karge Hinterlaſſenſchaft dieſes griechiſchen Dichters vertiefen. Was Wunder, wenn Horaz, dem noch die ganze Fülle der Schöpfungen des größten griechiſchen Lyrikers zum Genuſſe zu Gebote ſtand, ſich an der Hoheit Pindariſchen Stiles förmlich berauſchte!

Was will Horaz hier mit dieſem hohen Lied auf Pindar? Zu dieſer Zeit ſpielte in Rom eine große Rolle Jullus Antonius, ein Sohn des gleichnamigen Triumvirs. Von ſeiner Stiefmutter Octavia, der Schweſter des Kaiſers, erzogen, wurde er ganz als Mitglied des juliſchen Hauſes betrachtet. Auguſtus überhäufte ihn je länger je mehr mit Gunſt und Ehrenbezeugungen,

machte ihn zum Prätor, zum Konsul, übertrug ihm Provinzen, tat ihm die Ehre an, an seinem, des Kaisers, Geburtstage ihn und den ganzen Senat auf dem Kapitol bewirten zu dürfen, und vermählte ihn, um ihn noch mehr an sein Haus zu fesseln, mit seiner Nichte Marcella. Der damaligen Mode entsprechend dilettierte Jullus in den Künsten. In dem Jahre unserer Ode war er ungefähr dreißig Jahre alt, war Prätor und hatte sich durch ein Epos „Diomedea" in zwölf Gesängen als Dichter bekannt gemacht. Als Prätor scheint er die Arrangements für den Triumphzug, den der Senat dem aus dem Sigambrerkriege siegreich heimkehrenden Augustus dekretiert hatte, übernommen und seinen Bruder in Apoll, Horaz, aufgefordert zu haben, zu dem feierlichen Einzug ein Festlied in hohem Stile zu dichten. Horaz lehnte diese, wie alle ähnlichen Zumutungen ab; er wollte eben nicht als der professionsmäßige poeta laureatus angesehen werden, der bei jeder offiziellen Gelegenheit seinen Pegasus zu besteigen hatte. Er entschuldigte sich wie immer, so auch hier — und wir, die wir unseren Dichter von der ersten Odensammlung her zur Genüge kennen, sehen im Geiste, wie seine Lippen dabei ein feines Lächeln umspielt — mit der Unzulänglichkeit seines poetischen Talentes: die großartigen Heldentaten unseres erhabenen Kaisers zu besingen, dazu gehört ein Pindar. Und das sollte ich mit meiner schwachen Kraft versuchen? — Vermessenes Beginnen!

Wer sich erkühnt, dem Pindar nachzusingen,
Der hebet, Jullus, sich mit tollem Mut
Auf Dädalus' mit Wachs verbundnen Schwingen
Und gibt den Namen der kristallnen Flut.
(Übers. nach Ed. Bürger.)

Ich gleiche der matinischen Biene, die mit emsigem Fleiße nur „mühsam" Lieder zu stande bringt!

Ich sammle emsig fliegend hin und wieder
Vom duft'gen Thymian den Honig ein,
Und mühevoll ersinn' ich kleine Lieder
In meines Tiburs wasserreichem Hain.
(Übers. nach Ed. Bürger.)

Du selbst, Jullus Antonius, bist der rechte Mann dazu, die großen Taten unseres allverehrten Augustus zu besingen. Du bist

ein poeta maiore plectro, du haſt ja ſchon einen zwölf Bücher langen Heldengeſang in heroiſchem Versmaße vom Stapel gelaſſen. Auch ſtehſt du dem Kaiſer ganz beſonders nahe.

Dir, Sänger des Erhabenen, gebühret,
Octavians Triumphzug zu beſingen,
Wenn Lorbeerkränze ſeine Stirn umſchlingen
Und er in Ketten die Sigambrer führet
Zum heiligen Hügel. —

(Überſ. v. Günther.)

Wenn aber Horaz es auch ablehnt, zum Triumphzug das Feſtgedicht zu liefern, den lorbeergekrönten Kaiſer mit freudigem Zuruf empfangen will er doch, er will mittrubeln in dem allgemeinen Triumphe. Vielleicht wird ihm dann auch ein kleines Lied gelingen, das hörenswert iſt; ſicher aber wird wie alle Welt ſo auch er die langerſehnte Rückkehr des herrlichen Kaiſers mit einem Opfer feiern, natürlich ſeinen Mitteln angemeſſen; wenn der reiche Antonius, der Günſtling des Hofes, zehn Stiere und zehn Kühe opfert, wird Horaz nur ein zartes Kälbchen darbringen. Aber nicht, was man opfert, iſt weſentlich, ſondern mit welchem Herzen man das Opfer darbringt. Die nun folgende ins Breite gehende Beſchreibung des Kälbchens hat zweierlei zum Zweck. Einmal will der Dichter zeigen, daß die Gabe, ſo klein ſie iſt, doch einen gewiſſen Wert hat. Wir kennen ſchon Horaz als Meiſter in der Kunſt, ſeine einfachen Gaben als wertvoll darzuſtellen, indem er ſie in feiner Weiſe in perſönliche Beziehung bringt, ſei es zum Empfänger, ſei es, wie hier, zu ſich ſelbſt. Das braune Kälbchen mit der weißen Mondſichel auf der Stirn iſt ſein beſonderer Liebling, das ſchönſte Tierchen ſeiner Herde, an dem ſein Herz hängt. Zweitens dient die Behaglichkeit in der Beſchreibung des Opferkalbes dazu, die errregte Stimmung des Liedes auf den Weg der aurea mediocritas zu bringen, ſie in idylliſchen Tönen ausklingen zu laſſen.

Horaz lehnt alſo das an ihn geſtellte Anſinnen rundweg ab. Der wahre oder wenigſtens der Hauptgrund dafür iſt ſicher der oben erwähnte, ſich die volle Freiheit im Dichten und Denken zu wahren, trotz aller Wertſchätzung des Kaiſers kein Hofdichter werden zu wollen. Ob es ihm mit dem von ihm angeführten Grunde der Unzulänglichkeit ſeines poetiſchen Könnens ernſt geweſen iſt,

werden wir ſchwer entſcheiden können. Wenn wir auch zugeben werden, daß die leichten Stoffe Horaz beſſer lagen, ſo hat er doch Proben genug davon gegeben, daß er die Saiten auch maiore plectro zu ſchlagen weiß; wir dürfen nur an die erhabenen Römeroden, an den großartig komponierten Prolog, den ſtolzen Epilog, an die Viſion am Meeresſtrande, die Allegorie von dem Schiffe, die an Aſinius Pollio gerichtete Warnung denken. Wie es damit immer ſein mag, die Ablehnung erfolgt in der Art des gebildeten Weltmannes in der allerverbindlichſten Form, ſowohl für den, deſſen Antrag er ablehnt, als auch für den, zu deſſen Preis er das Lied dichten ſollte. Denn indem er ſagt, ſeine ſchwache Kraft reiche nicht hin, des Kaiſers Taten zu beſingen, dazu gehöre ein Pindar, ſtellt er ſie als ganz beſonders hervorragend hin, eine indirekte Huldigung, die er noch ausdrücklich bekräftigt durch die Verſe:

Er iſt das höchſte Gut, das dieſer Erden
Das Schickſal und die Götter je beſchert
Und das ſie jemals ihr beſcheren werden,
Wenn auch zurück das goldne Alter kehrt.
(Überſ. v. Ed. Bürger.)

Und indem er auf den Auftraggeber ſelbſt als auf den für ein ſolches Preislied geeignetſten hinweiſt, hebt er ihn zu der Höhe eines Pindar empor.

Dieſe Ode gehört, zumal in der erſten Hälfte, zu den ſchwungvollſten lyriſchen Dichtungen des Horaz.

IV. 3. Quem tu, Melpomene, semel

Beruf und Anerkennung.

MONSTROR DIGITO PRAETEREUNTIUM
ROMANAE FIDICEN LYRAE

Wem in der Geburtsstunde Melpomene zugelächelt hat, der wendet, sagt Schiller, sein Auge dem Göttlichen zu, dessen Ohr hängt an des Himmels Harmonie, der verliert, berauscht vom göttlichen Licht, den Sinn fürs Irdische, der, sagt Horaz, wird sich nicht den olympischen Siegeskranz erringen, wird niemals im Triumphzug auf das Kapitol ziehen, der ist zum Dichter geweiht und wird von den Musen mit dem Ruhmeskranze der Poesie belohnt werden, dem werden — sagt Horaz weiter und leitet so die allgemein gültigen Betrachtungen auf seine Person und seine eigene Poesie über — dem werden die Wasserquellen des fruchtbaren Tibur und das dichte Laubdach der Haine durch äolische Dichtkunst Ruhm verleihen.

In seinem Werke über die Pflichten ruft Cicero am Schlusse seiner Erörterungen über die Schwierigkeit der Berufswahl aus: „Und doch gibt es gar manche, die auch ohne elterliche Leitung den richtigen Lebensweg einschlagen, weil sie ihr Glück führte oder ihre eigne gute Natur.“ Wohl dem, den diese Stimme der guten Natur zu dem führt, wozu er geschickt, wozu er berufen ist, wohl ihm, wenn er im Schaffen seines Berufes sich glücklich fühlt und die erfrischende, erhebende Anerkennung findet, deren jede menschliche Kunst nun einmal bedarf, soll sie nicht mutlos und mißmutig werden. Horaz ist dieses Glück zu teil geworden. Ihm hatte die Muse in der Geburtsstunde zugelächelt, er fühlte es, fühlte es je

länger deſto mehr; dieſes Gefühl verdichtete ſich ihm zur Gewißheit, wie er ſah, daß des Neides Zahn ſchwächer an ihm nagte, daß der Verſuch, die Formen der lesbiſchen Poeſie ins Römiſche zu übertragen, endlich die gebührende Würdigung fand, wie er ſah, daß die Vorübergehenden mit dem Finger auf ihn als den Lautner der römiſchen Leier zeigten, daß die Jugend Roms ihn zu ihren Lieblingsſchriftſtellern zählte, daß er alſo nicht umſonſt gelebt und geſtrebt. Dieſe Gewißheit durchſtrömte ihn mit unermeßlichem Hochgefühl: Sprache, Ton und Geiſt dieſer Ode legen davon Zeugnis ab. Mit ſo ſtolzen Worten, wie ſie in dieſem königlichen Gedicht die unerſchütterliche Überzeugung von der Berufung zum Dichter friſch und freudig aller Welt verkünden, mit ſo ſtolzen Worten kann nur reden, wer von der Hoheit und Göttlichkeit ſeines Dichterberufes durchdrungen iſt. Von einem Dichter, den dieſes ſtolze Bewußtſein ſeines Berufes hebt und trägt, ſind wir das Beſte zu erwarten berechtigt. Aber wir müſſen uns auch Mühe geben, das Schöne und Gute in ihm zu finden, ihm nicht hoffärtig zu widerſtreben, ſondern müſſen uns ihm liebevoll hingeben und mit Eifer die Schachte durchſuchen, dann werden uns aufleuchten viele goldene Adern echter Poeſie.

Das Schönſte in dieſem ſchönen, ſtolzen Geſange iſt der Preis der Muſe, die den Dichter zu ihrem demütigen Werkzeuge gemacht hat. Nur durch ſie lebt und webt und gefällt er, ſeine Verdienſte ſind ihre Verdienſte; ſie, die dem ſtummen Fiſch Schwanengeſang zu verleihen vermag, hat ſeinem Munde die Gabe der dichtenden Rede verliehen. Das iſt die erhabene lyriſche Idee dieſes Meiſtergedichts. Die Gottheit, die das Schöne liebt und übt, wählt ſich ihre Jünger und macht aus ihnen berühmte Menſchen; finden ſie Ruhm und Anerkennung, ſo wird das Göttliche, das Ideale geehrt, in dem die irdiſche Perſon untertaucht. Nicht der Stolz über eignes Verdienſt hat dem Dichter dieſe Verſe eingegeben, ſondern die Freude und Begeiſterung über den Sieg des Idealen auf dieſer materiellen Erde.

Muſe, wem an ſeiner Wiege
Lächelte dein holder Blick,
Dem winkt nicht der Iſthmusſiege
Mühevoll errungnes Glück.

Kein gepriesner Renner führet
Ihn zum Sieg im Rennbahnkreis;
Auf dem Kapitole zieret
Ihn kein Heldenlorbeerreis.

Denn er zog kein blutig Schwert,
Um Tyrannenstolz zu brechen;
Kühlen Hainen, Tiburs Bächen
Dankt er seines Liedes Wert.

In der holden Dichter Reihe
Stellt mich Rom, der Städte Zier,
Und der Zeitgenossen Weihe:
Neid nagt minder schon an mir.

Dir, o Muse, die den hellen
Silberklang den Saiten lieh,
In den stummen Fisch der Wellen
Zaubert Schwanenmelodie,

Dir nur Dank, wenn auf mich alle
Als den röm'schen Lautner weisen;
Daß ich dichte und gefalle,
Will als dein Werk stets ich preisen.

(Übers. nach Günther.)

IV. 4. Qualem ministrum fulminis alitem

Heldenjüngling und Heldengeschlecht.

NIL CLAUDIAE NON PERFICIUNT MANUS

Es ist oft behauptet und gedankenlos nachgesprochen worden, daß Horaz in den kleinen anakreontischen Liedern das Größte geleistet habe, in seinen ernsten Gedichten patriotischen, römischen Gehaltes sei er mehr rhetorisch als poetisch. Genau das Gegenteil ist wahr. Zwar hat er auch auf jenem Gebiete Gedichte ersten Ranges geschaffen, und der Wechselgesang von der Liebe Leid und Lust zwischen seiner Herzenskönigin Lydia und ihm selbst ist die Krone der lyrischen Dichtung des Horaz; allein originell, großartig, bewundernswert ist er mehr in seinen größeren Gedichten, in denen er als Vertreter römischer Lyrik auftritt. Jene sind gereift an der Sonne hellenischer Dichtkunst, in dem anakreontischen Liedchen erfreut die Freunde dieser Poesie der mehr unmittelbare Abglanz dieser Sonne, wie er dem Dichter aus dem Studium seiner so hochverehrten Meister aufging, da bewundern wir die Kunst der Nachahmung und Nachempfindung, der Umgießung in die Formen der eigenen Sprache. Aber dabei bleibt immer etwas, was der absoluten Wertschätzung hindernd im Wege steht, das Gefühl nämlich, daß man nicht etwas Selbständiges vor sich hat. In den nationalen Gedichten ist dieser Rest überwunden und verschwunden, hier ist der Dichter der Sohn seiner Zeit, seine Schöpfungen sind der Ausdruck selbständigen Lebens und Empfindens. Ernst und Würde sind das Gepräge dieser Poesie in Übereinstimmung mit dem Nationalcharakter des Volkes, aus dessen Leben und Denken sie erwachsen sind. So in unserer Ode.

Hat doch der Dichter ſchöner nie geſungen,
Als von der Liebe Zaubermacht bezwungen!

Ernſt Günthers Übertragung gibt uns eine Ahnung von der Schönheit des Originals; einige Änderungen mußten vorgenommen werden.

Haſt du mir nach langem Frieden,
Venus, neuen Krieg beſchieden?
Gnade! Gnade! Jene Stunden,
Wo die gute Cinara
Mich regierte, ſind verſchwunden. —
Stolze Göttin ſüßer Triebe,
Ihn, der ſchon zehn Luſtren ſah,
Beuge nicht ins Joch der Liebe!
Geh, wohin dich ſehnſuchtsvoll
Rufen eines Jünglings Lieder;
Zieh auf lichtem Schwangefieder
In des Paullus Wohnung ein.
Wenn ein Herz entbrennen ſoll,
Wirſt du dort willkommen ſein. —
Er iſt ſchön, hat edle Ahnen,
Ausgerüſtet mit Talenten;
Die bekümmerten Klienten
Schützet er mit kräft'gem Wort.
Er wird deine Siegesfahnen
Tragen bis zum fernſten Ort.
Labt in Liebesglück er ſich
An des reichern Werbers Falle,
Dann läßt er in Marmor dich
Unter duft'ger Citrushalle
Prangen im Albanerhain.
Weihrauch ſteigt dir dort empor,
Zwiſchen Feſtgeſängen tönen
Lautenklänge und Schalmei'n,
Berechnt'ſcher Flöten Chor! —
Feiernd bringen ihren Gruß
Knaben dir und zarte Schönen,
Zweimal Tags nach Salier Sitte
Heben ſie im Dreitaktſchritte
Ihren blendend weißen Fuß. —
Mich beglückt nicht mehr die Liebe
Schöner Knaben oder Frauen,
Nicht leichtgläubiges Vertrauen
Auf Erwidrung meiner Triebe;

Nicht der Scherz beim Becherklange,
Nicht der Kranz in grauen Locken. —
— Doch was iſt's, daß von der Wange
Eine ſeltne Träne ſchleicht?
Des Beſchämten Worte ſtocken,
Die beredte Zunge ſchweigt?
Bald umarm' ich dich im Traume,
Bald verfolg' ich dich im Fliehn
Auf des Marsfelds weitem Raume,
Durch die Wellen, Ligurin! —

Römertums, Hannibal, unter dem Eindruck der Hiobspost vom Metaurus her die Übermacht des Römertums, wie es sich in jenem schneidigen Besieger Hasdrubals verkörpert, voll und ganz mit trauernder Rede anerkennen. Das Römertum in seiner unverwüstlichen Lebenskraft, seiner unbesiegbaren Zähigkeit ist nie bezeichnender, nie wahrheitsgetreuer dargestellt worden als in den Strophen, die der Dichter dem großen Hannibal in den Mund gelegt:

Dies Volk, das einst aus Ilions Flammenglut
Voll Heldenmuts durchs wilde Tyrrhenermeer
Penaten, Kinder, greise Väter
Nach den ausonischen Städten hintrug,

Zieht gleich dem Eichbaum, welchen am Algidus
Das Beil ringsum mit schneidendem Hiebe traf,
In allen Schlägen, allem Unglück
Selbst aus dem Eisen verjüngte Kräfte.

Nicht schneller wuchs der Hydra zerstückter Leib
Im wilden Kampf zum Schrecken des Herkules;
Kein größres Ungeheuer brachte
Kolchis hervor und der Boden Thebens.

Ins Meer versenk es: herrlicher taucht es auf:
Zu Boden ring es: größeren Heldenmuts
Ersteht es, stürzt sich auf den Sieger,
Liefert ihm Schlachten, den Frau'n zum Weinen.

Nun send' ich nimmer Botschaft von stolzem Klang
Zu dir, Karthago. Wehe! dahin, dahin
Ist alle Hoffnung, alle Ehre,
Seit dir des Hasdrubal Haupt gefallen!

(Übers. von Menge.)

Wir haben hier die Form einer schulgerechten Chrie (Kießling), wobei in jeder der angeführten fünf Strophen als in einem abgeschlossenen Teil der Kern römischer Eigenart, die unerschütterliche constantia, behandelt wird. Die erste Strophe gibt ihren geschichtlichen Ursprung, die zweite ein simile dazu, die dritte mythische Parallelen, die vierte ihre Betätigung vordem, die fünfte ihren jetzigen Erfolg. Diese Zähigkeit des Römertums zeigt sich besonders in den Claudiern:

Nichts gibt es, was ein Claudier nicht vollendet.

So ist in unserer Ode der Dichter kein serviler Lobredner eines Prinzen und seiner Tat geworden; er hat in dem Einzelnen das Allgemeine, in der vereinzelten Tat das Walten und Schaffen ewiger unabänderlicher Mächte gesehen, in der Kraft des Claudiergeschlechts die Kraft des Römertums geschildert. Die Einzeltat des Drusus taucht in dem großen Allgemeinen unter. Aus der gewünschten Verherrlichung des kaiserlichen Prinzen ist ein schwungvolles Loblied auf das trotzige Geschlecht der Claudier, ein hohes Preislied auf römisches Heldentum geworden.

Es kam ein Tiberius, ein Caligula, ein Claudius, ein Nero. Die bösen Keime, die sich in den großen Claudiern der Republik gezeigt hatten, aber in Schranken gehalten und überragt worden waren von den edlen Anlagen, steigerten sich durch die Vererbung und überwucherten endlich die guten, als die angeborene contumacia und importunitas, Trotz, Hochmut, Rücksichtslosigkeit keine Schranken vor sich sahen. Nichts gab es, was die Claudierkaiser nicht vollführt hätten. Das ist die tragische Amphibolie des Wortes, von welcher der nichts weiß, der es ausspricht.

IV. 5. Divis orte bonis optime Romulae Custos gentis

Sehnſucht nach dem Kaiſer.

QUAERIT PATRIA CAESAREM

Friede und Ruhe herrſchen im Vaterlande, Unzucht und Freveltat ſind gebannt, die Strafe eilt den Frevler zu erreichen.

Die Herden weiden ſicher auf den Au'n,
Von Ceres' Segen prangt die Flur aufs neue,
Das Schiff durchfurcht die friedensſichre Flut,
Und fleckenlos erhält ſich Glaub' und Treue.
(Überſ. nach Günther.)

Wahrlich, auf Horaz findet das Dichterwort Anwendung:

Was man in der Jugend ſich wünſcht,
Das hat man im Alter die Fülle.

Daher die helle Freude, der frohe Jubel dieſer Ode.

Wenn wir dieſes ſchöne Lied leſen, gedichtet in der glücklichen, ſeligen Stimmung eines Patrioten, der endlich den Traum ſeiner Jugendwünſche erfüllt ſieht, ſo können wir ſo recht ſeine Sehnſucht nach der Rückkehr des ſchon lange abweſenden Kaiſers nachempfinden, der hingeeilt iſt an die Grenzen des bedrohten Reiches, um durch perſönliches Eingreifen die äußeren Feinde des Reiches in ihre Schranken zu weiſen, um ſeinen Bürgern „vor der Rieſenbrut, die das unwirtliche Germanien immer wieder ausſpeit", Sicherheit zu ſchaffen. Warm und innig tönen die Klänge des Verlangens nach der Rückkehr des von Gott geſegneten Herrſchers, dem das große Werk gelungen, das Römertum, das aus den Fugen zu gehen drohte, mit klugem Sinn und ſtarker Hand zu feſtigen und zu ſtärken, ſo daß alle patriotiſchen Herzen, die frei waren von republikaniſchen Velleitäten, ihm dankbar entgegenſchlugen und in

ihrem Danke ihm die erste Stelle auf Erden einräumten zum Heile und Gedeihen des kranken Staates. Jetzt, wo er fern ist, bangen die Herzen seiner Verehrer in Furcht und Sorge um ihn. Welche Gefahren drohen ihm mitten unter fremdartigen Völkern, dem „Wächter des Römervolkes", dem Hort der Kultur und Gesittung! Wie ein Frühling lacht seine freundliche Miene, wenn er bei seinem Volke weilt; schon zu lange ist dieser Sonnenblick demselben entzogen. Von aufrichtigen Gefühlen durchdrungen, sehnt sich das Volk nach dem Kaiser gleich einer Mutter, die, ihre Augen unverwandt auf das buchtige Gestade gerichtet, sich härmt um die Rückkehr des Sohnes und Wünsche und Gelübde zum Himmel schickt.

Wie die Mutter den Sohn, welchen am Syrerstrand
Jenseits wogender See neidisch der Süd gebannt
Und, obgleich der Verzug über ein Jahr schon währt,
Noch nicht läßt zu der Heimat Herd,

Wie die Mutter ihn ruft, unter Gelübden harrt
Und hinaus auf das Meer ahnend und betend starrt:
So, im treuen Gemüt bangend vor Sehnsuchtspein,
Harrt, o Kaiser, Italien dein.

(Übers. von Fritsch-Menge.)

Diesem wunderschönen, überaus zart empfundenen Vergleich folgt die Begründung der Stimmung des Volkes durch den poetischen Hinweis auf die Segnungen des Friedens, die dem unglücklichen Vaterlande aufgegangen sind unter dem Scepter des weisen Fürsten.

Der Ehebund, von Wollust unbefleckt,
Rühmt sich der Söhne, die den Vätern gleichen,
Weil Zucht und Ordnung den Verbrecher schreckt,
Den Frevler eilt die Strafe zu erreichen.
— — — — — — — — — — —
Ein jeder lebt beglückt in seinen Bergen,
Wo sich die Rebe um die Ulme schlingt,
Und wo er dir nach jedem frohen Mahle
Des Dankes Opfer — seinem Schutzgott bringt!
Es steigt für dich ein heißes Flehn empor,
Dich feiert man mit heil'gen Libationen;
Wie Herkules und Kastor Griechenlands,
So soll dein Bild bei unsern Laren wohnen!

(Übers. nach Günther.)

Also der Kaiser schon bei Lebzeiten den Römern ein Schutzgott, verehrt wie die mythischen Heroen, die durch ihr segensreiches Handeln und ihre Hilfe in der Not sich den Dank der Menschheit erworben haben.

Horaz hat lange auf Grund solcher Verherrlichungen des Kaisers als fader Schmeichler gegolten. Mit Unrecht. Wir dürfen ihn nicht messen mit dem Maßstab unserer, sondern seiner Zeit. Und in seiner Zeit redeten nicht nur die übrigen Dichter wie Vergil, Properz und Ovid von Augustus wie von einem Gott, sondern dieser Glaube war allgemein im Volke, selbst bei den Gebildeten. Man hielt ihn für einen Mensch gewordenen Merkur. Ein treffendes Beispiel dazu bietet eine Inschrift aus Pompeji, wo die Gemeinde der ministri Mercurii Maiae seit 14 v. Chr. sich ministri Augusti Mercurii Maiae, 12 Jahre später sich lediglich ministri Augusti nannte. Später scheint diese Vorstellung in den Hintergrund getreten zu sein und dem Glauben Platz gemacht zu haben, daß Augustus Apollos Sohn (Sueton, Aug. 94) oder Apollo selbst sei. Und was Augustus sich zuerst gefallen ließ, bald wurde es offiziell, bald gehörte das Attribut deus zu den offiziellen Titeln des Kaisers. So beginnt eine im Jahre 1901 bei Samsun in einem Seitentale des Kisil Irmak gefundene Inschrift, die den dort im Jahre 3 v. Chr. geleisteten Huldigungseid wiedergibt, mit den Worten: „Ich schwöre bei Zeus, Erde und Sonne, bei allen Göttern und Göttinnen und beim göttlichen Kaiser selbst, dem Kaiser die Treue zu bewahren ꝛc.“ Und gerade für die beiden Arten der Verehrung, die Horaz hier anführt, haben wir historische Belege. Dio bringt uns in seiner römischen Geschichte einen Senatsbeschluß aus dem Anfange von Augustus' Regierungszeit, laut dessen alle Welt nicht nur bei größern Gastmählern, sondern auch bei den einfachen Mahlzeiten in der Familie dem Kaiser Opferspenden darbringen solle, eine Ehre, die den Schutzgöttern des Hauses gezollt wurde. Dann wissen wir von einer Verordnung für den öffentlichen Kult, die den genius Augusti unter die Laren des römischen Volkes aufzunehmen hieß. Bei der Reform der hauptstädtischen Organisation, begonnen spätestens im Jahre 13 v. Chr., wurden die Laren des augusteischen Hauses und der genius Augusti in allen Kapellen an den Straßen-

ecken aufgestellt. Unsere Ode ist gedichtet im Jahre 14, also ein Jahr vor der Reform, falls dieselbe wirklich erst im Jahre 13 begonnen sein sollte. Aber selbst dieser Umstand fällt für die Beurteilung unserer Stelle nicht sehr in Betracht. Denn was ein Jahr später von Staats wegen allgemein durchgeführt worden ist, wird ein Jahr vorher privatim schon mehr als vereinzelt vorgekommen sein. Uns mutet ja diese Vergötterung des Kaisers befremdend an. Aber damals war die Entfernung zwischen Mensch und Gott recht gering. Vergötterten die Römer doch die Seelen von guten, verdienten Verstorbenen. Ferner muß man sich vergegenwärtigen, daß Augustus vollführt, was kaum ausführbar schien, daß er den am Rande des Abgrundes schwebenden Staat vor dem Zerfall bewahrt, daß er der grenzenlosen Verwahrlosung in Zucht und Sitte ein Ziel gesetzt, den Namen Roms wieder zu Ehren gebracht hatte. Und nun ziehe man das leicht aufwallende Blut des Südländers in Betracht mit seiner Überschwenglichkeit, seiner leicht überschäumenden, bis zum Taumel sich steigernden Freude, und wir werden die Vergötterung des Augustus, der geleistet, was Menschenkraft nicht leisten zu können schien, von seiten seines Volkes erklärlich finden. Also höre man doch endlich auf, Horaz einen faden Schmeichler zu nennen. Er war ein Kind seines Volkes und seiner Zeit.

Das Gedicht ist, als der poetische Ausdruck pietätsvoller Gesinnung gegen den Landesfürsten, der Segen dem Vaterlande gebracht, von Anfang bis zu Ende in seiner Gefühlsinnigkeit gleich vortrefflich. Da ist nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes, es ist aus warmem Herzen gequollen, durchleuchtet und erwärmt von dem Feuer inniger Liebe, die nimmer aufhört. So muß es auch zu Herzen sprechen und wird namentlich bei jedem Deutschen volles Verständnis und begeisterte Aufnahme finden, wenn er seines eigenen dux bonus gedenkt. Ehre und Anerkennung solch einem Patrioten! Von seiner Schöpfung aber gilt das Dichterwort:

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!

IV. 6. Dive, quem proles Niobea magnae Vindicem linguae Sensit

Ouverture.

DAUNIAE DEFENDE DECUS CAMENAE

Unſere Ode iſt der Vorgeſang zu dem Hymnus für die Säkularſpiele und hat die feierlichen Rhythmen der ſapphiſchen Stanze, in denen ſich auch das Jubelfeſtlied bewegt.

Es war für Horaz eine hohe Auszeichnung, von dem Kaiſer mit der Kompoſition des Feſtreigenliedes zu der großen Jubelfeier betraut zu werden. Er iſt ſich der Größe dieſer Aufgabe bewußt, und als der fromme Sänger, als den wir ihn ſchon oft genug kennen gelernt haben, erfleht er ſich in dieſem Proömium von dem Dichtergott, dem holden Führer und Lehrer der hellſtimmigen Muſen, ſeinen Segen zu einer würdigen Löſung der großen Aufgabe. Aber nicht allein, weil er der jugendſchöne Muſagetes iſt, wendet ſich der Dichter an ihn; Apollo, der perſönliche Schutzpatron Octavians, iſt der auserkorene Nationalgott des neuen Römertums geworden. Ihm ſtrahlte auf dem Palatin ein herrlicher, vom Kaiſer im Jahre 28 v. Chr. zum Dank für den Sieg bei Actium geweihter Tempel, der auch der Mittelpunkt der Jahrhundertfeier ſein ſoll. Der blutige, rohe Mars iſt mit den rohen Gewalten der republikaniſchen Zeit in den Hintergrund getreten, deshalb ſollte in der Feſtkantate dem glänzenden Gotte des neuen Reiches eine vor allen Göttern bevorzugte Stellung eingeräumt werden, dem zugleich kriegeriſchen und friedlichen Apollo, der zürnend gegen ſeine Verächter den nie fehlenden Bogen ſpannt, der aber

auch durch die muſiſchen Friedenskünſte edle Geſittung unter den Menſchen verbreitet. Dann noch ein weiterer Grund. Der Dichter, der die Jubelfeier des römiſchen Volkes verherrlichen ſollte, mußte naturgemäß ſeinen Blick auf die Anfänge, den Urſprung desſelben richten. Die Gründung durch Äneas und die Trojaner war in der auguſteiſchen Zeit — viel dazu beigetragen hatte das vor kurzem erſchienene Epos Vergils — zum Dogma geworden, der Herrſcher hörte ſich gern den Nachkommen des Anchiſes und der Venus nennen; ihr Sohn Äneas war nach Hektors Tode der größte Held der Trojaner, der größte Feind des Trojanertums war der Thetis Sohn geweſen, der unnahbare Achilleus. Ihn hatte, „wie die Axt die Fichte fällt, wie der Stoß des Oſtwindes die Cypreſſe entwurzelt", Apollo, der mächtige Beſchützer der Trojaner gegen die Griechen, „in den Teukrerſtaub niedergeſtreckt", ſonſt hätte der Übermütige das Trojanertum bis auf den letzten Keim zerſtört. Durch den Sturz Achills hat der Gott, der oft genug trotziges Selbſtbewußtſein und frevleriſchen Übermut zu brechen verſtanden hat, Äneas, ſeinen Sohn Julus und ſeine Begleiter gerettet und ſomit die Möglichkeit gegeben, das Trojanertum im Römertum neu aufleben zu laſſen. Die Erlegung des Helden durch Apollo iſt das in breiter Fülle ausgearbeitete Motiv des Apollothemas der Ouvertüre, das in dem Hauptliede ſelbſt natürlich wiederkehren muß. Alſo: Apollo, Rächer jedes Übermuts, Gründer Roms, du jugendlich ſchöner Sangesgott, verleihe deinen Segen meinem Liede, das die Feier deiner Gründungstat würdig verherrlichen will. Das iſt der erſte Teil des Vorgeſanges.

Der zweite Teil beginnt mit der frohen Gewißheit, daß ſeine Bitte erfüllt iſt, daß Phöbus ihm Dichtergeiſt, die Kunſt des Liedes und den Namen eines Dichters verliehen hat. In dieſer ſtolzen Gewißheit wendet er ſich an die edlen Jungfrauen und die von erleuchteten Vätern entſproſſenen Jünglinge, die Schutzbefohlenen der deliſchen Göttin, deren Bogen den flüchtigen Luchs und Hirſch im Laufe hemmt — auch das Dianamotiv muß in der Ouvertüre angeſchlagen werden — mit der Aufforderung, wohl Obacht zu geben auf den Takt und die Weiſe ſeines lesbiſchen Liedes, damit — und nun verſchlingen ſich Apollo- und Dianamotiv zu einem, wie ſie

ja auch im Hauptliede zumeiſt verſchlungen gegeben werden — hohe Geſchwiſterpaar an dem ſchön eingeübten Feſtreigen ſ helle Freude habe und ſie ſelbſt ein ſtolzes Andenken für ihr gar Leben hätten.

Wenn du vermählt, wirſt du dich glücklich preiſen:
Geſungen hab' auch ich das Lied,
Als das Jahrhundert von uns ſchied,
Einſtimmend in Horazens Sangesweiſen.

So erklingen die Weiſen der Ouvertüre, vorbereitend den Feſtgeſang, in der Art eines alten, feierlichen Hymnus, i Wort und Ton kunſtſinnig angepaßt ſind.

Carmen saeculare.
Phoebe silvarumque potens Diana

Jubelfeſtlied.

POSSIS NIHIL URBE ROMA
VISERE MAIUS

Mit dem offiziellen Auftrage des Kaiſers, zur Jubelfeier Roms im Jahre 17, einer Feier, wie ſie niemand je geſehen hatte, noch wiederſehen ſollte, das Feſtreigenlied zu dichten und einzuüben, war der Ruhm unſeres Dichters entſchieden, ſeine Popularität zweifellos; ſein Name drang ins Volk, jeder kannte ihn, jeder nannte ihn. Mit dieſer Auszeichnung ſprach ſein Kaiſer ihm die höchſte Anerkennung aus für ſeine patriotiſche Geſinnung, für ſein patriotiſches Wirken. Sicherlich war auch aus der großen Dichterſchar niemand mehr zu dieſer ehrenvollen Aufgabe berufen als der Muſenprieſter, der die ſechs Römeroden verfaßt hatte, der oft genug in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen erſehnt und erhofft hatte, was nun in herrlicher Weiſe ſich erfüllte.

Mit der Annahme des Auftrages mußte der Feſtdichter ſich den Geſetzen beugen, die ihm für die Anfertigung geſtellt wurden. Er durfte ſeinen eigenen Inſpirationen nicht unbeſchränkt folgen, ſondern mußte die rituellen Vorſchriften beachten, in denen ſich das Feſt bewegte; Anrufung der Götter in ganz beſtimmten Formen, Wünſche, Gebete, — alles mußte den Gebräuchen gemäß geſtaltet werden. Altertümlicher Glanz, altertümlicher Farbenton mußte die Strophen des Feſtliedes zieren. Gemeſſen, feierlich mußte die Weiſe erklingen, die von einem Knaben- und einem Mädchenchor abwechſelnd und im vereinten Chor geſungen und von eigenartigen Bewegungen begleitet wurde.

Dreimal neun Knaben und dreimal neun Mädchen aus den edelſten Geſchlechtern ſind dem Dichter zum Vortrage ſeines Liedes zur Verfügung geſtellt; ſie bezeichnen ſich in der Schlußſtrophe als einen Sängerchor, der gelehrt wurde, des Phöbus und der Diana Ruhm zu verkünden. So wendet ſich denn die Feſtkantate zwar an alle Segensgötter, hauptſächlich aber an „die lichte Himmelszier", das herrliche Geſchwiſterpaar Apollo und Diana, und fleht um ihre fernere Huld für das Römertum und faßt dabei alles zuſammen, was der fromme und patriotiſche Dichter an Wünſchen, Hoffnungen und Mahnungen für ſein Volk und Vaterland ſtets in treuem Herzen bewegt und in herrlichen Liedern verkündet hat. (Meichelt.) Den Gipfelpunkt der Bitten enthalten die Verſe:

O hehrer Sonnengott, der du den Strom
Des Lichts im Strahlenwagen bringſt und neigeſt
Und, immer neu, empor derſelbe ſteigeſt,
O möchteſt du nichts Größres ſchaun als Rom!

(Überſ. von Günther-Menge.)

Ein ſtolzes Wort! Eine Bitte, entſtrömt dem warmen Herzen eines wahren Patrioten, der glücklich iſt, ſein Vaterland, das dem Verderben nahe war, durch die ſtarke Hand eines weiſen Monarchen wieder gefeſtigt, zu der alten Höhe der weltbeherrſchenden Roma erhoben zu ſehen; zugleich eine ernſte Mahnung an ſein Volk, dem Herrſcher zu danken und an der Erhaltung und Hebung des geliebten Vaterlandes mitzuarbeiten. Zu dieſer Machtentwicklung ſoll Ilithyia, auch Lucina und dea Genitalis genannt, die Beſchützerin der Geburten, helfen. Sie ſoll ſegnen die Beſtrebungen des Kaiſers, durch die geplanten Ehegeſetze das Familienglück zu gründen und zu verbreiten.

Laß, Göttin, keimen künftige Geſchlechter,
Gib Heil der Väter eifrigem Bemühn,
Zum Ehebund zu führen Romas Töchter
Laß reichen Nachwuchs unſerm Staat erblühn.

(Überſ. nach Günther.)

Dann wird nach wiederum 110 Jahren Rom dieſe Säkularfeier gleich herrlich begehen können:

Auf daß, — ist ausgefüllt der Kreis der Zeit
Von elf Jahrzehnten — festlich sich erneuern
Die Jubelklänge, die wir hocherfreut
Drei Tag' und drei der holden Nächte feiern.

(Übers. nach Günther.)

Aber alle Göttermacht ist dem Spruch der Parzen untertänig; so werden denn nun diese angerufen und gebeten, die Geschicke Roms wie bisher in glücklicher Bahn zu lenken. Dann soll Tellus die Erde segnen, auf daß, von heilsamem Regen und Himmelsluft genährt, sie spende reiche Frucht.

Nach einer neuen Anrufung Apollos und Dianas ertönt das Äneasmotiv aus der Ouvertüre. Gotteswille hat den Äneas nach Latium geführt, um Rom zu gründen; so erhaltet denn, Götter, auch euer Werk und segnet es. Gebt der empfänglichen Jugend Sittenreinheit, dem Alter der Ruhe friedlichen Genuß, dem ganzen Volke des Romulus Wohlstand, Kinderreichtum und alles, was das Leben ziert, dem Fürsten, dem Sprossen des Anchises und der Venus, Glück im Kriege, Milde gegen den überwundenen Feind. Mit stolzem Mute verkündet der Sänger die Herrlichkeit des neuen Reiches, wie sie sich nach außen und im Innern offenbart:

Vor Cäsars Macht und starkem Arm,
Zu Wasser und zu Land gewaltig, beben
Die Meder, Roms Befehle holt ergeben
Der stolze Scythe und der Inder Schwarm.

Die Tugend, die schon lange von uns wich,
Der Friede und die Zucht und Glaub' und Treue,
Sie kehren nun zurück, es zeigt aufs neue
Der Überfluß mit seinem Füllhorn sich.

(Übers. nach Ed. Bürger.)

Mit Siegesgebeten an Apollo und Diana schließt der Chor.

Wie stolz mag dieses Festgedicht, das die Motive des Vorgesanges kunstreich ausgesponnen und verarbeitet wiedertönen läßt, durch Tanz und Gesang verschönt, römischen Ohren geklungen haben! Wir können davon nur eine schwache Ahnung haben, da uns die Mittel fehlen, die Verse durch die für sie komponierte

Musik und Orchestrik, die Schwesterkünste der Poesie, zu beleben. Aber auch ohne diese Mittel erfreuen wir uns an dem Wohlklang der feierlichen Verse, an der weihevollen, religiösen Stimmung des Inhalts, an dem patriotischen Sinne des Dichters und an der herrlich verkündeten Größe seines Vaterlandes. Ohne Frage hat er seine Aufgabe, für die ihm feste, unverrückbare Grenzen und Schranken gestellt waren, würdig gelöst; und auch ohne Zusammenhang mit dem Feste, mit dem es innig verwachsen war, vermag dieses Festweihelied, dieses altrömische Tedeum, vollen ästhetischen Genuß zu bereiten.

IV. 7. Diffugere nives

Frühlingsmahnung.

IMMORTALIA NE SPERES

Der Lenz ist da, der Lenz ist da, so schön, so entzückend wie nimmer! Alles sproßt und grünt, der Schnee ist zerduftet, die Wut der Winterstürme wich dem Wonnemond, die Erde zeigt ihr holdestes Antlitz. Die ganze Natur jauchzt in voller Pracht, sagt der moderne Mensch. Dem antiken zaubert sie plastische Gestalten hervor: die Nymphen und Grazien tanzen in unverhüllter Schönheit. — In diese Freude hinein tönt wie ein Mißklang das Immortalia ne speres des Dichters, dem des Lebens Mai abgeblüht hat, dem dieser Frühling der letzte sein kann. Weiß er doch, all diese Frühlingspracht schwindet schnell dahin, schwindet wie alle Schönheit und Gestalt und der Traum des Menschendaseins! Ver proterit aestas, den Frühling tritt zu Boden der Sommer.

Ein Jahrzehnt früher, da bewegten frische Jugendgefühle unseren Horaz, wenn der Frühling seinen blumenreichen, alles entzückenden, balsamduftigen Einzug hielt. Aber jetzt ist das Haar ergraut, des Lebens Mitte vorüber.

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!

ruft Walter von der Vogelweide. Die Ideale sind zerronnen, die einst das trunkne Herz geschwellt. Jetzt mahnt den Dichter die Pracht des Frühlings nur an Scheiden und Meiden, an die Hinfälligkeit der Schönheit und ihrer Lust. So fühlte auch Heine die Schauer der Frühlingspracht:

Ernſt iſt der Frühling, ſeine Träume
Sind traurig, jede Blume ſchaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmut im Nachtigallenlaut.

Aber während in dem ewigen Kreislauf der Mond dahinſchwindet und immer wieder wächſt, in dem ewigen Werden und Vergehen die Natur immer wieder erwacht, erwacht der Menſch nicht wieder, muß für immer Abſchied nehmen von der ſchönen Erde; Staub und Aſche, — der Reſt iſt Schweigen. Das iſt der troſtloſe Glaube des Heidentums, das ſind die Stimmungen, die das Chriſtentum vorfand, als die Zeit erfüllet war; vor dieſen Stimmungen rettete ſich die Menſchheit in die Arme deſſen, der alle Mühſeligen und Beladenen zu ſich rief. Vor ſolchen grauen Bildern flieht der Geiſt des Dichters zurück und klammert ſich mit allen Fibern an jeden Augenblick, über den er noch gebieten kann:

Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemeſſen.

Der Augenblick iſt dein, ihn genieße, ehe du von der Todesnacht umfangen biſt, ehe du, ſagt Horaz mit einer feinen Anſpielung auf den Beruf des Adreſſaten, der ein vielbeſchäftigter, redegewandter Juriſt und Anwalt war — ſchon öfters haben wir die herrliche Gabe unſeres Dichters bewundert, die jedesmalige Situation feinfühlig in eine gewiſſe Beziehung zu der angeredeten Perſon zu ſetzen — ehe du vor den gerechten Urteilsſprüchen des Totenrichters ſtehſt. Hat Minos ſeinen feierlichen Wahrſpruch über dich abgegeben, ſo bringt dich nichts zurück. Sind doch ſelbſt die Götter und Heroen ohnmächtig gegenüber der Macht des Todes. Diana mußte ſich von ihrem keuſchen Hippolyt, Theſeus ſich von ſeinem Pirithous trennen. So vermag auch, biſt du mir entriſſen, Torquatus, die Macht meiner Liebe nichts gegen die unüberwindliche Macht des Todes. Durch die Innigkeit der Liebes- und Freundſchaftsgefühle, in die der Schluß dieſes meiſterhaften Liedes ausklingt, wird das Verlangen nach dem Genuß jeder noch geſchenkten Stunde geläutert und veredelt.

Es beleidigt unſer Gefühl, wenn unſer Dichter die Aufforderung zum frohen Lebensgenuß durch den Hinweis unterſtützt, daß alles, was man ſeinem lieben Ich zugute tut, „den gierigen Händen des lachenden Erben entgeht“. Aber Horaz ſtand einſam in der Welt; Familienglück hatte er nie kennen gelernt, wohl aber die greuliche Seuche der Erbſchleicherei, die damals in ihrer widrigſten Art in Rom graſſierte. Daher der Haß und der Abſcheu vor dem gierigen Erben, der auf den Tod des Erblaſſers lauert, um lachend die Beute zu verzehren, die ihm die Torheit gelaſſen. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, mildert ſich der ſchrille Ton jener Worte.

Der Schnee zerrinnt, es werden bunt die Auen,
Die Bäume kleidet wieder friſches Grün,
Aufs neu verjüngt läßt ſich die Erde ſchauen,
In ihrem Bett gemach die Ströme ziehn.

Die Nymphen und die Grazienſchweſtern wagen
Zu einen ſich im nackten Reigentanz.
Es mahnt dich ſtolzer Hoffnung zu entſagen
Der Frühling und der flücht'gen Stunden Kranz.

Der Zephyr löſt des ſtarren Winters Hülle,
Der Frühling ſtirbt, ihm folgt des Sommers Pracht,
Dann ſchüttet uns der Herbſt der Früchte Fülle,
Schon kehrt zurück des ſtarren Winters Macht.

Die Monde zwar, ſie kommen, ſchnell enteilet,
Stets wieder; doch, wenn wir, des Todes Raub,
Dort unten ſind, wo Held Äneas weilet
Und König Tullus, — ſind wir Schatten, Staub.

Wer weiß, ob zu des heut'gen Tages Stunden
Ein Gott uns noch ein frohes Morgen reiht? —
Doch iſt des Erben gier'ger Hand entwunden,
Was deinem lieben Ich du ſelbſt geweiht.

Denn wenn dahin du biſt und Minos ſtrenge
Den Urteilsſpruch dir fällte ohne Gunſt,
Nicht rettet dich, mein Freund, der Ahnen Menge,
Dein frommer Sinn dich nicht, nicht Rednerkunſt.

Nicht darf Diana ſelbſt den Keuſchen retten
Vom Bann des Todes, den Hippolytus,
Und nicht kann Theſeus aus des Todes Ketten
Befreien ſeinen Freund Pirithous.

(Überſ. nach Gebhardi.)

Von Wehmut durchzittert ſind die ſchönen Verſe unſerer Ode; es iſt, als ob der Schmerz über die Vergänglichkeit die Ausführung der Verſe zu vollen daktyliſchen Hexametern unterbreche. Wohllautendere Verſe hat die römiſche Literatur nicht aufzuweiſen. Wer könnte dieſes Juwel Horaziſcher Poeſie je vergeſſen, der es einmal erfaßt, dem die ſchwermütige Melodie dieſer Verſe einmal ins Gemüt gedrungen?

IV. 8. Donarem pateras

Des Liedes Wert.

DIGNUM LAUDE VIRUM MUSA VETAT MORI

Fröhliche, selige Saturnalienzeit! Überall ausgelassene Lust. Überall hört man: Io Saturnalia, io bona Saturnalia, in den Häusern und auf den Straßen. Schulen, Läden und Bureaus sind geschlossen, Schwärme von maskierten Leuten ziehen durch die Straßen und verüben allerlei Ulk. Die Schranken zwischen den einzelnen Ständen sind gefallen, das goldene Zeitalter herrscht für einige Tage wieder auf Erden. Menschlichkeit, Brüderlichkeit, Gleichheit ist die Losung. Den Gefangenen werden die Ketten abgenommen, Sklaven dürfen sich als Menschen fühlen und essen mit ihren Herren an einem Tische. In der Festesfreude beschenkt man einander, meistens mit Wachskerzen oder Puppen, reiche Freunde schenken kunstvolle Vasen, Schalen aus Silber, Dreifüße und andere kostbare Kunstwerke, denn mit derlei sein Heim zu schmücken, gehörte in dieser Zeit durchaus zum guten Ton. Und so würde denn auch unser Dichter seinen Freunden solcherlei gern schenken. Aber das Geld ist leider so verteufelt knapp bei mir, sagt Horaz, sonst würdest namentlich du, lieber Censorius, etwas ganz Hervorragendes erhalten, etwas deiner Würdiges, z. B. eine Statue oder ein Gemälde von der Hand eines hochberühmten Meisters. Auch hast du schon genug Kunstwerke, und dein Herz hängt nicht an solchen Sachen, erfreut sich vielmehr an Kunstwerken der Poesie, und damit kann ich aufwarten und schicke dir dies Gedicht als Saturnaliengabe. Fürwahr kein übles Geschenk, das muß ich sagen. Dieses Lied verewigt deinen Namen; denn sieh mal: von großen Männern wird der Name ja auch noch auf andere Weise unsterblich, die haben ihre Standbilder, ihre Gedenktafeln aus Marmor, die in handgreiflicher Form ihren Ruhm predigen. Manchmal ist eine Tat so riesenhaft, daß ein Name,

der in aller Munde lebt, der von jedem verstanden wird, genügt, uns das Andenken an den großen Vollbringer wachzurufen. So zaubert der bloße Name Hannibal dem Hörer mit einem Schlage die Glorie Scipios vor Augen. Aber selbst bei großen Menschen ist es die Poesie, die ihrem Ruhm den hellsten Glanz verleiht. In den Gedichten auf Papyrusrollen, scherzt Horaz, so vergänglich diese im Vergleich zu Marmortafeln und Erzbildern sind, leben die Taten doch noch lebendiger fort, und gerade sie verhelfen am wirksamsten zur Unsterblichkeit. In einer seiner Episteln drückt Horaz dieses so aus:

> Nimmer prägt so lebendig der Künstler die Züge von großen
> Männern in eherne Massen, als aus dem Gesange zurückstrahlt
> Deren Charakter und Geist.

Wer wüßte etwas von Aiakos, wenn des Liedes Stimme von ihm schwiege? Was hätte ein Sohn des Mars und der Ilia vermocht, wenn er nicht als Romulus, als der verdiente Gründer Roms seinen Sänger gefunden? Selbst Herkules — spöttelt Horaz, und dieser Spott wirft ein grelles Schlaglicht auf des Dichters Glauben, der, wie schon oft hervorgehoben, aller Vielgötterei abhold, in frommer Demut sich vor der Allmacht des einen höchsten Gottes beugt — selbst Herkules ist ein Gott von der Muse Gnaden. Für wen aber keine großen Taten reden, wem keine Denkmäler aufgestellt sind, für diese große Kategorie von Menschen bleibt kein anderes Mittel, nach ihrem Tode der Vergessenheit entrissen zu werden, „mit dem Himmel beseligt zu werden", sagt Horaz, als die Verherrlichung auf dem Papier. Du siehst also, lieber Censorius, welch großen Wert meine Saturnaliengabe hat.

Daß es ein Danaergeschenk ist, verschweigt der Schalk aus Tibur. Denn von sich nichts weiter als den Namen genannt, höchstens noch sich als Freund der Poesie erwähnt zu sehen, ist mehr beschämend als erhebend. Vielleicht ist dies Gedicht eine Strafe für allzu große Zudringlichkeit, mit der Censorius den Dichter anging, ihn in einem Gedicht zu verewigen. Dann ist das gaudes carminibus noch eine besonders scharfe Spitze gegen den Adressaten.

IV. 9. Ne forte credas interitura

Des Liedes Macht.

PAULUM SEPULTAE DISTAT INERTIAE
CELATA VIRTUS

Des Liedes Wert hat Horaz im vorigen Gedichte bestimmt. Hier der Beweis für die Richtigkeit:

Was ich, am rauschenden Ofant entsprossen,
Harmonisch zu des Lautenspieles Klang
In neuentdeckte Liederform gegossen,
Das findet — glaub es — nie den Untergang.

Wohl hat den ersten Platz der Mäonide,
Doch auch von Pindars Muse schweigt man nicht;
Es lebt Stesichorus im ernsten Liede,
Alkaios lebt in seinem Kampfgedicht.

Kein Zeitensturm vermochte wegzufegen,
Was tändelnd sang dereinst Anakreon;
Noch strömt uns alle Liebesglut entgegen,
Die Sappho haucht' in ihrer Saiten Ton.

(Übers. v. Proschberger.)

Und die Helden, von denen ihre Lieder melden, sie leben im Gedächtnis der Menschen fort. Aber auch schon vor diesen Helden haben viele rühmenswerte Männer gelebt, doch spurlos, sanglos, klanglos sind sie verschollen, ihnen hat der heilige Sänger gefehlt, denn „das ungefeierte Verdienst unterscheidet sich nur wenig von begrabener Verdienstlosigkeit". Diesen Gedanken hat sich Lord Byron in seinem Don Juan zu eigen gemacht. Seine Verse lauten in Goethescher Übersetzung:

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
Sowie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.

Ähnlich läßt Geibel in seinem Gedicht „Sanssouci“ den alten Fritz sprechen:

O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!

Dies der erste und weitaus wichtigste Teil der Ode. Jetzt läßt Horaz die Anwendung auf die eigene Poesie folgen, mit der er den reichen Tatenkranz des Lollius der „neidischen Vergessenheit entreißen will; denn das verdient er. Er rühmt seine Klugheit, seine unbeugsame Geistesstärke, seinen Sinn für Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, ein Vorbild kommender Zeiten. Den Beschluß machen zwei Strophen trefflicher Lebensweisheit, gewissermaßen ein Extrakt seiner Moralphilosophie:

Nicht im Reichtum wohnt das wahre Glück.
Der verdient, daß man ihn glücklich preise,
Wer der Götter milde Gaben weise
Nützt und unverdientes Mißgeschick
Mutig trägt, wem geistiges Verderben
Schrecklicher als Grab und Tod erscheint.
Unverzagt wird er für seinen Freund,
Für das Heil des Vaterlandes sterben.

(Übers. v. Günther.)

Das sind sehr schöne Worte, aber warum stehen sie gerade hier? Was haben sie mit dem hier so gerühmten Lollius zu tun? Wir wissen so mancherlei von diesem, was, wenn es auf Wahrheit beruht, uns das Horazische Gedicht zu einem Rätsel macht. Vellejus Paterculus tadelt ihn in seinem Abriß der römischen Geschichte als einen höchst geldgierigen und lasterhaften Menschen. Plinius hat, so erzählt er in seiner Naturgeschichte, seine Enkelin Lollia Paulina, die kurze Zeit die Gattin des Caligula war, bei einem einfachen Feste in einem Kopf, Ohren, Hals und Finger bedeckenden Perlenschmuck gesehen, der weit über acht Millionen Mark gekostet habe, was sie mit Dokumenten zu beweisen bereit gewesen sei, und dieser Schmuck sei nicht ein Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls gewesen, sondern ein Erbstück vom Großvater, erworben natürlich, fügt er hinzu, durch die Plünderungen der Provinzen, deren Ruchbarkeit Lollius die Ungnade des Kronprinzen Gajus Cäsar zugezogen und ihn gezwungen habe, sein Leben durch Gift

zu enden. Und da nennt Horaz ihn einen unbestechlichen und treuen Richter, der sich von dem alles berückenden Golde fernhielt, der habgierigen Trug ahndet, der die Pflichterfüllung über den Nutzen stellt, Geschenke der Schuldigen mit stolzer Verachtung zurückweist? Weiter noch: wir wissen, daß Lollius als Statthalter von Gallien i. J. 16 eine schmähliche Niederlage erlitt, bei der sogar — das war unerhört — der Adler der fünften Legion in die Hände der Sigambrer geriet. Und da spricht Horaz von einem Manne, der mehr die Schande als den Tod fürchtet? Ist denn Horaz ein solcher Lobhudler, daß er mit solchen Lobsprüchen der Wahrheit ins Gesicht schlägt? Nie und nimmermehr! Wir kennen unseren Horaz zu gut, wissen, daß ein solches Gebaren fremd ist seinem edlen Herzen, das von Gefühlen der Liebe für alles Schöne, was Menschenherz bewegt, für alles Hohe, was Menschenherz erhebt, überschwillt. Versuchen wir also die Worte unseres Dichters mit den geschichtlichen Nachrichten in Einklang zu bringen:

Gedichtet ist unsere Ode um das Jahr 16; ob aber nach der Niederlage des Lollius, läßt sich nicht erweisen. So bleiben denn des Vellejus und Plinius Zeugnisse zu prüfen übrig. Der erstere hatte unter Tiberius gedient und ihn bewundern gelernt, hatte auf Grund dieser Bewunderung ohne jedes Verständnis für den inneren Zusammenhang der Dinge, lediglich geleitet durch sein Interesse für die Personen, sich in ein Pathos der Loyalität hineingeschraubt, das alles, was mit seinem Kriegsherrn zusammenhing, in überschwenglicher Weise pries und verherrlichte, auf alles Gegnerische aber losschlug. Tiberius nun haßte Lollius, weil dieser, wie Sueton in der Lebensbeschreibung des Tiberius und Tacitus in seinen Annalen uns berichtet, den Kronprinzen Gajus Cäsar gegen ihn eingenommen hatte. Kein Wunder, wenn Vellejus, um seinem Herrn etwas Angenehmes zu sagen, den Adressaten unseres Gedichtes in den schwärzesten Farben schildert. So wiegt jenes Urteil des Vellejus, weil stark subjektiv gefärbt, nicht allzu schwer. So bleibt noch die Beschuldigung bei Plinius übrig. Plinius hat den luxuriösen Schmuck mit eigenen Augen gesehen, hat aus dem Munde der vornehmen Dame mit eigenen Ohren ihn als Erbstück vom Großvater und als vierzig Millionen Sesterzen wert rühmen

hören. Das muß also richtig sein. Muß denn aber auch seine Notiz richtig sein, daß dieser Schmuck eine Frucht der in den Provinzen verübten Plündereien ist? Als Plinius dieses schrieb, war Lollius schon sieben Jahrzehnte tot, war Tiberius über zwei Jahrzehnte Kaiser gewesen. Sollte da des Tiberius Urteil über ihn nicht schwer in die Wagschale der allgemeinen Beurteilung gefallen sein? Und dies um so schwerer, als Tiberius ihn noch 22 Jahre nach seinem Tode vor versammeltem Senat schlecht gemacht hat? Konnte das zu einem solchen Luxus nötige Vermögen nicht auch anders als durch Plünderung erworben sein? Und wenn Lollius wirklich sein Vermögen auf diese Weise zusammengebracht hatte, unterschied er dann sich dadurch so sehr von den übrigen Großen Roms? War es nicht vielmehr allgemeine Sitte geworden, seine durch den unerhörten Luxus in der Hauptstadt zu Grunde gerichteten Finanzen durch Erpressungen in den Provinzen wieder aufzubessern? Woher kam denn der enorme Reichtum in Rom zusammen? Woher die Möglichkeit, Perlen auf den Schuhen und Schuhriemen zu tragen? Woher die Möglichkeit, sich Villen zu bauen, deren Wände, wenn auch nicht gleich mit Perlen tapeziert wie die Liebesgemächer im goldenen Hause des Nero, so doch wie bei einem im 17. Jahrhundert gefundenen Hause, hinter vergoldeten Bronzeplatten oder Silberblech mit eingelassenen Edelsteinen verschwanden? Woher die Möglichkeit für Julius Cäsar, in seinem ersten Konsulatsjahr seiner geliebten Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle, über eine Million Mark wert, zu schenken? Woher die Möglichkeit, sich durch das Schlürfen aufgelöster Perlen Millionen durch die Gurgel zu jagen? Und wenn dies alles Ausnahmen waren, die Bereicherung auf Kosten der Provinzen war an der Tagesordnung. So wird denn Lollius, wenn überhaupt, geplündert haben wie alle Welt. Falls er es aber in besonders rücksichtsloser Weise getrieben hätte, mußte Horaz denn davon durchaus Kenntnis gehabt haben? Unser Gedicht ist i. J. 16 verfaßt und erst i. J. 2 scheint Lollius entlarvt worden zu sein. Vellejus selbst sagt, Lollius sei ein Meister gewesen in der Kunst, seine Laster zu verbergen. Und das muß — falls Lollius ein schlechter Mensch gewesen ist — wahr sein. Er hat dann nicht nur Horaz getäuscht, sondern auch Augustus, was viel mehr sagen will, da dieser in

der Auswahl der Menschen, denen er sein Vertrauen schenkte, sehr vorsichtig war. Hat doch Lollius selbst nach der schmählichen Niederlage in Gallien das Vertrauen seines Kaisers sich lange Jahre zu erhalten verstanden, und zwar in dem Grade, daß Augustus ihm i. J. 2 die verantwortliche Stellung eines Beraters für seinen Enkel und voraussichtlichen Thronfolger Gajus Cäsar übertrug.

Möglich ist es auch, daß Horaz dieses Gedicht im Auftrage des Augustus verfaßt hat, der Lollius als hervorragenden Diener des Prinzipats erkannt hatte und ihn gegen damals schon gegenteilige Urteile im Publikum, die vielleicht noch durch die Nachricht von der jämmerlichen Niederlage genährt wurden, in Schutz genommen wissen wollte, eine Auffassung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man darauf achtet, wie sehr der vorangehende Teil, der in acht Strophen die Bedeutung der Poesie für die Erhaltung des Nachrufes im allgemeinen und der Horazischen Kunst im besonderen feiert, so in den Vordergrund tritt, daß die eigentliche Aufgabe als unbedeutend sich fast verliert. Es ist, als ob das Verdienst des Lollius in keinem Verhältnis stände zu der Bedeutung, die ihm durch den Umstand verliehen wird, daß ein Horaz nicht sein Lobredner, sondern sein Verteidiger wird gegen die übermäßigen Angriffe, denen verdientes oder nicht verdientes Unglück ausgesetzt ist. Unser Dichter hätte sich dann geholfen, wie Simonides sich in einem ähnlichen Falle ähnlich geholfen haben soll. Aus einem Preisliede auf einen wenig preiswerten Tyrannen wurde mehr ein Loblied der Dioskuren. Für diesen Fall müßten wir so urteilen: Horaz zeigte sich dem Kaiser gefällig, kam seinen Wünschen durch diese Erhebung eines vielbescholtenen Mannes entgegen und versuchte, wie es seine Art war, in feiner Ironie durch Andichtung von Tugenden, die der Angeredete nicht oder nur in geringem Grade besaß, denselben anzutreiben, dem vorgehaltenen Ideale durch energische Selbstzucht sich nahe zu bringen, widmete aber den größten Teil seines Werkes der Verherrlichung seines Berufes, seiner Muse, die zu Gold macht, was sie anrührt.

IV. 10. O crudelis adhuc

Es wird dich reuen.

CUR HIS ANIMIS INCOLUMES NON REDEUNT GENAE

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein;
Es liegt der Winter, der kalte,
In deinem Herzchen klein.

Das wird sich bei dir ändern,
Du Vielgeliebte mein!
Der Winter wird auf den Wangen,
Der Sommer im Herzen sein.

Mit diesen fein pointierten Versen mahnt Heine: liebe, ehe es zu spät ist. Dieselbe Mahnung gibt Horaz mit unserem Liedchen. Wer das schöne erste Gedicht des vierten Buches der Horazischen Lieder gelesen hat, der hat es begriffen, daß der alternde Dichter den jugendschönen Ligurinus innig liebte, daß ihn die Nichterwiderung seiner Neigung tief betrübte. Um ein Verständnis für diese Neigung zu gewinnen, lese man das Schenkenbuch in Goethes west-östlichem Divan und was von seinem Verhältnis zu dem jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy berichtet wird. Sicher suchte Horaz das Herz dieses Ligurinus, den hervorragende Jugendschönheit auszeichnete, zu gewinnen. Rosenblüte zierte seine von schönen Locken umflatterten Wangen. Diese Frühlingsblüte wird durch den reifenden Sommer vernichtet werden, — ver proterit aestas. Nutze die Zeit, die dir die Herzen gewinnt, mahnt der liebende Dichter; schwindet die Schönheit, schwinden die Bewunderer. Du wirst zu spät deine Hartherzigkeit bereuen, vergebens die Frühlingstage zurückwünschen.

Dieſe Liebesklage ſtimmt mit dem elegiſchen Tone des Frühlingsliedes unſeres Buches harmoniſch zuſammen. Nicht der heiße Sommer lockt den Dichter, ſondern die Roſenpracht des Frühlings. Wie er dort trauert um die ungenoſſenen Stunden der ſchönſten Jahreszeit, ſo trauert er hier um die liebeloſe, inhaltsleere Zeit des Lebensfrühlings, dem er ſo gern durch einen Liebesfrühling die Weihe geben möchte.

Das Gedicht iſt ſicher die freie Nachbildung eines älteren griechiſchen Epigramms. Zum Vergleich mag aus dem griechiſchen Liederbuch von Guſtav Brandes der Anfang der Elegie des Mimnermos: „Von der Flüchtigkeit der Jugend“ hier eine Stelle finden. Der Grieche klammerte ſich mit allen Fibern der Empfindung an die Formen der Schönheit, er weihte ihr den begeiſtertſten Kultus; die Zerſtörung der Jugendſchönheit betrachtete er als ein unſägliches Leid.

Gleichwie der Wald im Lenz mit Grün ſich kränzt
Und nun die Flur von friſchen Blumen glänzt,
So blüht die Jugend. Jugendfröhlichkeit
Währt aber, ach, nur eine Spanne Zeit;
Und keiner denkt, wie bald, wie bald
Die Jugend welkt, wie Blumen, Flur und Wald.

Das Schickſal naht dem Menſchen, und es droht
Ihm mit zwei ſchlimmen Feinden: Alter, Tod;
Es währt nur kurz der Jugendzeit Gedeihn,
Solange währt der holde Sonnenſchein.
Doch iſt der Sonnenſchein dahin,
Bleibt Sterben nur noch einziger Gewinn.

— —

Adonis! Adonis!

IV. 11. Est mihi nonum superantis annum Albani cadus

Des Freundes Geburtstag.

EX HAC
LUCE MAECENAS MEUS ADFLUENTIS
ORDINAT ANNOS

Mille puellarum, puerorum mille furores (Mädchen liebteſt du tauſend und Knaben auch liebteſt du tauſend), ſo ſchließt der ſtoiſche Tugendbold Damaſippus das Sündenregiſter unſeres Dichters. Eine gehäſſige Übertreibung! Sein maßvoller Sinn hat Horaz auch in der Liebe vor widerlichem Unmaß bewahrt. Auch iſt es nicht immer die Liebesleidenſchaft, die ihn nach der Geſellſchaft einer Lyde, einer Neära, einer Phyllis verlangen ließ, — das Weibliche übt an ſich auf die leicht erregbare Dichterphantaſie ſeinen Reiz; beſonders feſſelte ihn bei dieſen Mädchen ihre muſikaliſche Kunſt, die er an verſchiedenen Stellen ſeiner Gedichte beſonders betont. Dieſe griechiſch gebildeten Mädchen ſchafften dem ſchönheitstrunkenen Dichterherzen Anregung und Befriedigung, ſangen ihm alte, liebe Lieder aus der ſchönen griechiſchen Zeit, ſie ſangen ihm wohl auch ſeine eigenen Lieder. So erfreute ihn der Klang der Poeſie aus ſchönem Munde; — und wer könnte weniger die Muſik entbehren als der Dichter, der in Tönen denkt? Freilich liebten dieſe Schönen ſtürmiſchere Feſte und waren für die poetiſchen Stunden im einſamen Hauſe des jovialen, ſchon alternden Herrn nicht leicht zu gewinnen. Es bedarf daher beſonderer Mahnungen und Einladungen, um ein geiſtreiches Mädchen wie dieſe Phyllis zu einem Beſuche zu bewegen. Schön geſchmückt ſind Haus und Hof; Wein und Blumen warten:

Auch Efeu gibt es reichlich hier
Zum Herdesſchmuck, es lacht der Saal
Von Silber; die Altäre glänzen,
Umſchlungen von den Weihekränzen,
Und harren auf das Opfermahl.

Geſchäftig iſt das Haus, es rennt
Der Knaben und der Mädchen Chor.
In Kreiſen ziehn ſich um die Flammen
Die Wolken ſchwarzen Rauchs zuſammen
Und ſteigen wirbelnd dann empor.

Und wenn dieſe verlockenden Zurüſtungen nicht wirkſam genug ſind, ſo ſoll dich ein ſtärkerer Zauber beſchwören; wir feiern die Iden des April, den ſchönſten Frühlingstag des Venusmonats und — Mäcens Geburtstag. Mein eigener iſt mir ſchon heilig; denn was gibt dem Menſchen mehr Berechtigung, Erfüllung ſeiner Wünſche zu fordern, als der Tag, der ihm die Freude des Daſeins geſchenkt? Aber der Geburtstag der Hälfte meiner Seele iſt mir noch heiliger. Doch deine Gedanken, Phyllis, ſind gebannt nach einer anderen Richtung hin; — der ſchöne, vielbegehrte Telephus hat es dir angetan. Laß ab von dieſer Liebe, ſie bringt dir nur Unheil, er paßt nicht zu dir; ein reiches, edles Mädchen iſt für ihn beſtimmt. Nicht zu hoch hinaus! Denke an Phaetons, an Bellerophons Schickſal! Strebe nach dem Erreichbaren! An meiner Seite winkt dir ein beſcheideneres, aber freundliches Los. Unbeſtändigkeit fürchte nicht: du wirſt meine letzte Liebe ſein. Alſo fort mit dem unvernünftigen Liebesgram, lerne mein Lied und ſinge.

Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten. (Schiller.)

Es iſt ein reizendes Lockliedchen, welches das Nachtigallmännchen erſchallen läßt. Der Humor blitzt hie und da auf, beſonders in den Vergleichen mit dem „angebrannten“ Phaeton und dem Reiter, der vom Pegaſus fällt; der Schalk verrät ſich in dem Verſprechen der „letzten Liebe“. Über dem ganzen Gedichte, dem letzten Klange, den des Dichters erotiſche Leier angeſchlagen hat, lagert der freundliche Sonnenſchein des Frühlings in der Natur, des Herbſtes in dem Leben des Dichters.

So komm, du meine letzte Liebe,
Mein Herz fühlt nie mehr andre Triebe;
Erlerne dieſe Melodie
Und ſinge ſie mit ſüßem Klang,
Damit die Sorgen wir verſcheuchen;
Denn ihre finſtern Wolken weichen
Vor einem lieblichen Geſang.

IV. 12. Iam veris comites

Eine drollige Einladung.

ADDUXERE SITIM TEMPORA

Oft genug haben wir Gelegenheit gehabt, die Liebenswürdigkeit unseres Dichters zu bewundern, wie er zarte Anspielungen auf den Adressaten in seine Gedichte hineinzutragen versteht. Vielleicht könnte uns dieser Umstand ein Wegweiser sein bei dem Forschen, wer der Vergilius ist, an den diese Ode gerichtet ist. Abweichend von seinen sonstigen Frühlingsschilderungen hat Horaz in diesem Gedicht eine ganze Strophe dem idyllischen Schäferleben gewidmet:

> In dem zarten Grün gelagert, blasen schon die Hirten wieder
> Unter übermüt'gen Lämmern auf der Flöte süße Lieder.
> Faunus lauscht mit Wohlgefallen an des Waldes schatt'gem Rand;
> Über Hirten, über Herden hält er schützend seine Hand.
>
> (Übers. v. Edm. Bartsch.)

Wahrscheinlich sind diese Verse eine Anspielung auf die Hirtengedichte Vergils, und somit wäre der Adressat unserer Ode der bekannte Dichter, eine Annahme, die auch die Bezeichnung Vergils als eines cliens iuvenum nobilium aufs ungezwungenste erklärt, da Vergil einst durch die Vermittelung seiner hohen Freunde Asinius Pollio und Mäcenas sich den sicheren Besitz seines Gutes erwirkt hatte.

An diesen oder einen anderen Vergil ergeht nun eine merkwürdige Einladung: Komm zu mir und leere mit mir einen Krug herrlichen Caleners, aber — du mußt dich für diese Feier mit einem Onyxfläschchen köstlichen Nardenöls einkaufen, denn umsonst gibt es in meinem Hause nichts. Dieser scherzhafte zweite Teil

ſpringt, in Ton und Haltung echt Horaziſch, von einer Frühlingsſchilderung ab, die ganz Poeſie iſt. Friſche Frühlingswinde beleben das Meer mit zahlloſen Segeln, überall regt es ſich und keimt und ſproßt in Flur und Feld, in Wald und Au, vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche, Frau Nachtigall ſingt ihr altes ſchönes Lied, Schäfer liegen im grünen Graſe und blaſen Lieder ihrem Pan auf der Schalmei. Und nun der luſtige Übergang: Es iſt ein durſtig Jahr, darum ſchnell zu mir mit deiner koſtbaren Gabe, die den Freudenſpender herbeizaubern ſoll. Noch vergönnt uns ihn zu ſchlürfen die kurze Lebensfriſt. Drum fort für heute mit der trocknen Miene des Alltagsphiliſters! In den Ernſt des Lebens ein Tropfen toller Luſt! So lockt der Dichter als heiterer Muſenſohn, voll Geiſt und Humor.

So komm, hör auf, für heut' nach Geld zu ſtreben,
Denk an der Totenfeuer düſtern Schein,
Miſch kurze Torheit in das ernſte Leben,
Es iſt ſo hübſch, wo's gilt, — ein Tor zu ſein.

Unſer Dichter hat dieſes Gedicht wohl in bewußter Anlehnung an folgenden Scherz Catulls verfaßt:

In wenig Tagen, mein Fabull, du darfſt die Götter preiſen,
Dann ſpend' ich dir ein üppig Mahl, wenn ſelber du die Speiſen
Und Wein und Würze liefern wirſt, nebſt ſonſt'gem Stoff zum Scherzen,
Ein ſchmuckes Mädel bring dir mit von liebesfreud'gem Herzen.
Willſt du dies liefern, ja — denn ſonſt kann kein Diner ich geben,
Dieweil in meinem Port'monnaie zur Stund' die Spinnen weben.
Doch höchſt erfreulicher Empfang wird dir bei jenem Eſſen
Von mir zu teil und außerdem von den Delikateſſen
Die delikatſte; denn zum Mahl werd' ich die Salbe ſpenden,
Ich habe ſie aus Lesbias und die aus Venus' Händen.
Ja, wirſt du riechen dieſen Duft, ſo lieblich und ſo wunderbar,
Dann wirſt du zu den Göttern flehn: Macht mich zur Naſe ganz und gar.
(Überſ. nach Weſtphal.)

Horaz hat als Motivierung für die Einladung ein ſchönes Frühlingsgedicht von drei Strophen vorausgeſchickt, am Schluſſe mit dem Hinweis auf den Tod aufgefordert, die kurze Lebenszeit mit Frohſinn zu genießen, aber in dem Hauptſtück ſein Vorbild — wir müſſen es geſtehen — nicht erreicht; wir wollen aber auch ſagen, er hat es nicht erreichen können, wollte er nicht dieſelbe Pointe beibehalten, d. h. ein einfacher Nachahmer werden.

Denn jemand zu Tiſche zu laden mit der Verſicherung, daß er vortrefflich ſpeiſen werde, wenn er — ſich ſelber ſein Diner mitbringe, das iſt witzig und geiſtreich. Wollte Horaz nun nicht mit derſelben drolligen Keckheit kommen und drehte er den Gedanken, daß das Fläſchchen Nardenöl das einzige iſt, was der Gaſtgeber liefert, in der Weiſe um, daß es der Preis iſt, womit der Eingeladene ſich die Einladung erkauft, ſo ging die Hauptſache des köſtlichen Witzes verloren. Auch in der Einzelausführung kann ſich das Horaziſche Gedicht dem Catulliſchen nicht an die Seite ſtellen, wie denn Catull der ungleich größere Dichter iſt mit ſeiner Leidenſchaft und Tiefe der Empfindungen. Aber ſind Catulls Schöpfungen auch genialer, ſo werden wir uns doch, weil Catull ſich nicht zu gleichmäßiger Vollendung, Reife und ungetrübter Schönheit durchgerungen hat, weil ſeine Gedichte uns durch die vielen überkecken Unflätereien verleidet werden, unſere größere Sympathie für Horaz nicht rauben laſſen, der der gebildeten Welt ein κτῆμα εἰς ἀεί geworden iſt auf Grund ſeiner geiſtigen Klarheit, ruhigen Glätte des Gemütes, ſeiner ſcharfen Beobachtung der Menſchen, ſeines Nachdenkens über die Fragen des Lebens, ſeines Humors, ſeiner Liebenswürdigkeit, gepaart mit einem Anſtrich gutmütiger Schalkhaftigkeit, ſeines taktvollen Unabhängigkeitsgefühls, ſeiner zuverläſſigen Treue gegen ſeine Freunde, ſeiner edlen Begeiſterung für ſein Vaterland.

IV. 13. Audivere, Lyce, di mea vota

Rache!

FIS ANUS

Viel Waſſer iſt von den Bergen ins Meer gefloſſen, ſeit Horaz das zehnte Gedicht des dritten Buches gedichtet hat. Damals lag der Dichter vor Lyces unerbittlicher Tür, ſpottete und ſchmeichelte, drohte mit völliger Abkehr und — blieb in Lyces Bann. Schließlich kam ſeine Zeit, Lyce wurde ſein und „atmete“ nun nichts als Liebe — eine ſelige Zeit für den Dichter, ſein Herz ganz im Bann ſeiner Herrin, deren Liebreiz und Anmut in ſeinen Gedichten zu feiern er nicht müde wurde. Es konnte jetzt nicht mehr der Schmelz der Jugend ſein, der Horaz anzog, es war die Grazie der vornehmen, noch immer ſchönen Dame inmitten der wonnigen Behaglichkeit ihres reichen Hauſes, unterſtützt durch die verführeriſchen Toilettenkünſte der reichen Frauen der Kaiſerzeit, die den Dichter immer von neuem feſſelte, die ihn über manches Zeichen weichender Jugend hinwegtäuſchte — ſolange er der Bevorzugte war. Aber ein anderer kam, der beſſer gefiel, Lyces alte Sprödigkeit war überwunden, ſie war — wie die meiſten Frauen Roms — das ſinnliche, genußſüchtige Weib geworden — und Horaz bekam den Laufpaß. Rachebrütend griff er zu ſeiner Laute, holte die längſtvergeſſene Weiſe Archilochiſchen Spottes aus ſeiner Bruſt hervor und geißelte nun die Treuloſe mit den Übertreibungen ſeiner jüngſten Epodenzeit. Lyce iſt eine alte Krähe, eine Fackel, die langſam zu Aſche verbrennt zum Gaudium der hohnlachenden Jugend, — ihr Götter, ich bin gerächt!

So[1] müſſen wir wohl das Gedicht auffaſſen. Denn ſolche Töne verbiſſenen Hohnes anzuſchlagen iſt doch nur möglich unter

[1] Leider iſt der Verfaſſer nicht mehr im ſtande anzugeben, wem er dieſe Auffaſſung verdankt.

dem frischen Eindruck der Zurückweisung. Sie entstammen ei
Zeit, wo er die Frau noch liebte, glühend liebte. Je heißer se
Liebe, desto größer mußte der Schmerz, desto größer der Gr
sein; glühende Liebe schlägt ja so leicht in glühenden Haß u
Anzunehmen, daß der Dichter nach einer Reihe von Jahren
Treulose mit so giftigen Versen gestraft hätte, oder gar, als
wirklich eine alte Frau geworden war, das hieße von Horaz
niedrig denken. So zürnt nur jemand, der eben noch heiß geli
hat. Und wie sehr muß er Lyce geliebt haben, wenn unter
den Schmähungen seinem Herzen sich Verse entringen wie folgen

Die liebeatmend, die wundersam
Mir meine Seele einst gefangen nahm.
(Übers. v. Edm. Bartsch.)

IV. 14. Quae cura patrum

Sieg über Sieg.

TE COPIAS, TE CONSILIUM ET TUOS
PRAEBENTE DIVOS.

Ein Seitenstück zu dem Lobgesang auf den Heldenjüngling Drusus. Auch Tiberius Nero holte sich seine Lorbeeren in den Alpenländern. Jener drang von der Etsch bis zum Inn in die Schluchten und auf die Berge der Genaunen und Breunen und zwang sie zur Unterwerfung. Dieser drang vom Bodensee aus in das Gebiet der Räter und trieb nach heißer Schlacht dieses Hünenvolk zu Paaren.

Ein herrlich Schauspiel, wie er in dem Streite
Des Mars die Feinde, die mit Freiheitslust
Dem Tode boten ihre offne Brust,
Hinmähte und das Blutbad stets erneute.

Gleichwie der Süd, wenn die Plejaden teilen
Der Wolken Flor, die Wogen in dem Schoß
Des Meers zerpeitscht, so sah man ihn zu Roß
Im Feuer durch des Feindes Scharen eilen.

So wälzt der Bergstrom Aufidus die Wellen,
Der Daunus' Reich durchströmt mit seiner Flut,
Wenn seine Wasser mit empörter Wut
In die bebauten Felder überschwellen:

Wie Claudius dort die Reihen der Barbaren,
Die eisernen, mit Sturmgewalt durchbrach,
Bis Vor- und Nachhut rings am Boden lag
Und seine Scharen Herrn der Walstatt waren.

(Übers. v. Bürger-Menge.)

Horaz hat in dem ersten Neronenlied Drusus mit einem jungen Adler und einem Löwen verglichen, hier vergleicht er Tiberius mit dem wilden Toben eines Sturmwetters und der wütenden Kraft einer verheerenden Überschwemmung, wie sie dem Dichter sich in seiner Kindheit — das sind ja die treusten Erinnerungen — eingeprägt hatten. Es scheint, als ob die Vergleiche mit dem edlen Aar, dem kühnen Löwen mehr Sympathie verraten für die Person des jüngeren Neronen, denn die Vergleiche dieses Gedichtes heben nur das wilde, trotzige, schonungslose Gebaren des unfreundlichen, verschlossenen älteren Neronen hervor. In dem ersten Neronenliede hat Horaz den Ruhm des claudischen Geschlechts hervorgekehrt, in diesem Gedichte tritt der Ruhm desjenigen in den Vordergrund, der jenem kräftigen Geschlecht durch Überleitung in seine Familie neue Kraft, neue Würde, neuen Geist verliehen hat. Claudier und Julier vereint sollen eine neue Ära des Friedens garantieren, der sich auf der endlichen Unterwerfung aller widerstrebenden, feindlichen Mächte aufbaut. Der Preis von Tiberius' Waffentaten wird eingeschlossen von der Verherrlichung der Siegestaten des Kaisers, die seit der Überwindung des Antonius in ununterbrochener Kette aufeinander folgten. So ist dem Dichter der Sieger von Philippi geworden zum Fürsten, dem keiner gleicht an Macht und Größe,

Soweit die Sonne strahlt bewohnten Ländern.

Scythen, Cantabrer, Parther, Inder, Gallier, Sigambrer, der Ister, der Tigris, der Nil — sie alle lauschen auf seine Befehle und dienen seinem Winke. Ist da eine rücksichtslose Bewunderung seitens des Dichters nicht natürlich? Ging ihm doch nichts über die Größe des Vaterlandes!

Mit Augustus beginnt, mit Augustus schließt das Gedicht. Er erscheint als der leitende, wirkende Genius, dem alle Siege der Römer, also auch die Siege der Neronen, ja der ganze glückliche Zustand des Staates zu danken sind.

IV. 15. Phoebus volentem proelia me loqui

Das Kaiserreich ist der Friede.

CUSTODE RERUM CAESARE

Ein Lyriker soll keine Schlachten singen:

Von Kampf und Sieg zu singen hub ich an,
Da griff Apollo stärker in die Laute,
Mich warnend, der sich in dem leichten Kahn
Den Fluten des Tyrrhener Meers vertraute.
(Übers. v. Günther.)

Mit diesen Worten lehnt Horaz das Ansinnen des Augustus, die Kriegstaten der letzten Jahre in eingehender Form zu behandeln, treu seinem Programm, nur ein Sänger der lesbischen Leier sein zu wollen, ebenso höflich wie bestimmt ab und entschuldigt wie immer diese seine Ablehnung mit dem Mangel an epischer Kraft.

Wage mich nicht an ein Werk, dem die Kraft nicht scheint zu entsprechen,

sagt unser Dichter in einer Epistel mit Bezug auf das obige Ansinnen des Kaisers. Von des Friedens Segnungen aber will der Dichter singen, zumal jetzt in dem Herbst seines Lebens, der die milde, fruchtreifende Sonne des Friedens liebt, will singen von der Hebung des Ackerbaues, von der Wiederherstellung nationaler Ehre, der Wiederbelebung der alten Römertugenden, dem Wiedererwachen altrömischer Zucht,

Durch welche einst Italien hoch gestiegen
Und der Latinername weit erklang,
Die uns den ganzen Erdkreis halb besiegen
Vom Sonnenaufgang bis zum Untergang.

Pax, concordia sind die herrlichen, wohlklingenden Worte, die das neue Kaiserreich verkündete, als die Zeiten sich erfüllten und dem Erscheinen des Vermittlers des ewigen Friedens sich zuneigten. Ehe dieser im fernen Orient geboren wurde, hatte Augustus der Welt den Frieden gegeben. Die Hoffnungen und Erwartungen, die Horaz in den Liedern seiner Jugend schüchtern ausgesprochen hatte, jetzt stehen sie glänzend erfüllt da. Die ernsten Warnungen und Mahnungen seiner Römeroden sind nicht ungehört verhallt. Wohin steuert das römische Volk in seiner Verblendung? Wer wird der Retter sein? Diese bangen Fragen sieht er jetzt beantwortet; die inneren Gewalten sind gebändigt, die äußeren gedemütigt. Darum singt, Römer, nach alter Väterweise von den Nationalhelden, von Äneas, dem Stammvater des julischen Geschlechts, von August, dem Retter, dem Erzieher seines Volkes, dem Bringer des Friedens. In den lauten Dank und das begeisterte Lob aller besonnenen Zeitgenossen stimmt Horaz mit voller Aufrichtigkeit und warmem Herzschlage ein, ohne sich zum Schmeichler zu erniedrigen. (Menge.)

So klingt das letzte Lied aus, vielleicht das letzte Kind der Horazischen Muse überhaupt, — ein würdiger Abschluß der ganzen Gedichtsammlung. Die Harfe des lateinischen Sängers verstummte, — bald ging er selbst dahin, woher niemandem die Rückkehr wird, — zu den oft besungenen Vätern.

Schlußwort.

Horaz war ein glücklich Los zu teil geworden. Er hatte einen guten Vater, er durfte trinken in vollen, durſtigen Zügen aus den Quellen der Wiſſenſchaft und der Poeſie, er war geliebt und geſchätzt von den Beſten, er durfte für das Ideal der Freiheit kämpfen, er ſah das Vaterland mehr und mehr ſich beruhigen, geſunden, er ſöhnte ſich mit dem Manne aus, der ſein Volk aus der ſchweren Not errettet hatte, lernte ihn verehren, ihn lieben, die Sorgen des Lebens flohen von ſeinem Tiſche, er nutzte die ihm vergönnte kurze Lebenszeit, dankbar den Göttern für jede frohe Stunde; ſeine Philoſophie war ein geſunder Optimismus; die wahre Liebe nur blieb ihm fern, die Freundſchaft mußte ſie ihm erſetzen. Für alles Hohe und Edle ſchlug ſein Herz, am meiſten für die Ehre und Größe des Vaterlandes. In ſeinen Dichtungen offenbart ſich die Fülle des Reichtums ſeines Geiſtes. Viele haben berauſchendere, entzückendere Lieder geſungen; aber wenn die wahre Kunſt in der maßvollen Schönheit liegt, ſo iſt Horaz ein großer Künſtler. Seine Schöpfungen zeichnen ſich aus durch die Wahrheit der Empfindungen, durch den Adel der Geſinnung. Die in ihrer Einfachheit anſprechende Feinheit der Form und die Natürlichkeit der Gedanken verwachſen zu klaſſiſcher Harmonie.

Was iſt Horaz für *uns*? Der Leſer findet in ihm, ſagt Fritſch, einen vorchriſtlichen Dichter, der Religioſität, Humanität und Tugend lehrt, ſoweit es ohne Chriſtentum möglich war, der manche noch heute beachtenswerte Winke gibt zur Entfernung oder Linderung vieles inneren und äußeren Elendes, namentlich desjenigen, das die Habſucht und die Ehrſucht erzeugen; er findet in ihm einen Patrioten, der, anfangs Republikaner, aus Liebe zum

Vaterlande Anhänger und Verehrer des Kaiſers geworden und doch ein freier Mann geblieben iſt; er findet in ihm einen erfahrenen Weltmann, der frohen und weiſen Gebrauch der Lebensgüter, wo nötig, auch Entſagung lehrt; er findet einen gefühlvollen Freund, der mahnt, tröſtet und ermuntert, immer artig und klug, oft ironiſch, aber nie ſcharf oder zudringlich und überweiſe. Wegen dieſer Vorzüge war Horaz der Lieblingslyriker des Altertums und iſt noch heute für gebildete Menſchen aller Stände und Charaktere ein Quell der Labe und Ruhe.

Horaz iſt viel geprieſen, aber auch viel geſcholten worden; viel geſchadet haben ihm die Gelehrten. Auch dieſe fangen an zu begreifen, daß ihm viel Unrecht geſchehen iſt. Er erfordert für ſein Verſtändnis liebevolle Hingebung und künſtleriſches Nachempfinden; gelehrten Prätenſionen und hochmütigem Dünkel gegenüber ſchließt er ſeine Blütenkelche und täuſcht die rohen Taſter. Und doch

> Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
> Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
> Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
> In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt.
> Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
> Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.

So laßt uns ihn feiern!

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee.

Von

J. Sitzler.

VIII u. 201 S. gr. 8. br. ℳ 2,60; geb. ℳ 3,60.

Derselbe betrachtet die unsterbliche Dichtung als literarisches Kunstwerk; er weist an der Hand des Inhaltes nach, welcher Plan der Dichtung zugrunde liegt und wie dieser durchgeführt wird; zeigt, wie der Dichter die Örtlichkeit, wo sich die Handlung abspielt, und die Menschen, die daran beteiligt sind, schildert, und klärt auch über Metrum, Sprache und Darstellungsweise des Gedichtes auf. In der Einleitung gibt der Verfasser die allgemein angenommenen Ergebnisse der Forschungen über Vorgeschichte und Entstehung der Odyssee an. Das Werk ist ihm die planvoll angelegte Schöpfung eines Dichters, der das einzelne kunstvoll zu gruppieren und auszugestalten verstand.

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias.

Von

E. Kammer.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit einem Lichtdruckbilde.

358 Seiten. gr. 8. br. ℳ 4,—; geb. ℳ 5,—.

Der Verfasser wendet sich zunächst an die Lehrerwelt, aber auch an die Jugend selbst, die an der Einfachheit, Wahrheit und Schönheit der Homerischen Dichtung ihr eigenes Empfindungsleben läutern soll, wie überhaupt an alle, die für die Homerische Poesie Liebe und Sehnsucht im Herzen tragen. Die Darstellung ist, diesen Zwecken angemessen, schlicht und leicht verständlich.

Homer, der Erzieher der Griechen.

Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke.

Von

L. Adam.

156 Seiten. 8. ℳ 3,—.

Der Verfasser gibt uns eine stattliche Liste von Einzelschriften und von solchen Werken, in welchen über die Erziehung der Griechen überhaupt gehandelt wird. So eingehend und so einsichtig dürfte der Stoff noch nicht geboten und gegliedert worden sein, als es in dem Buche Adams geschieht, und in dieser Hinsicht ist es eine erfreuliche Erscheinung in der philologischen Literatur. G. Bogrinz.

Zeitschrift f. österr. Gymnasien.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 23 '56 H

Lh 9.353.2
Ein asthetischer Kommentar zu den
Widener Library 005018102
3 2044 085 203 172